58. Jahrgang / Heft 4 / Oktober 2010 ISSN 0042-5702 B 2176 F

VIERTELJAHRSHEFTE FÜR Zeitgeschichte

herausgegeben von
Helmut Altrichter Horst Möller
Hans-Peter Schwarz Andreas Wirsching

Aus dem Inhalt

Ralf Stremmel
Zeitgeschichte im Fernsehen
Die Dokumentation „Das Schweigen der Quandts" als fragwürdiges Paradigma

Thomas Vordermayer
Die Rezeption Ernst Moritz Arndts in Deutschland 1909/10 – 1919/20 – 1934/35

Monica Fioravanzo
Die Europakonzeptionen von Faschismus und Nationalsozialismus (1939–1943)

Konrad Dussel
Wie erfolgreich war die nationalsozialistische Presselenkung?

Felix Römer
Alfred Andersch abgehört

Institut für Zeitgeschichte
Oldenbourg

Inhalt

Historiografie oder Histotainment?

Ralf Stremmel
Zeitgeschichte im Fernsehen . . . . . 455 Aufsätze
Die preisgekrönte Dokumentation „Das Schweigen der Quandts" als fragwürdiges Paradigma

Metamorphosen eines Mythos?

Thomas Vordermayer
Die Rezeption Ernst Moritz Arndts in Deutschland 1909/10 – 1919/20 – 1934/35 483

Konkurrenz oder Kooperation?

Monica Fioravanzo
Die Europakonzeptionen von Faschismus und Nationalsozialismus (1939-1943) 509

Gab es Spielräume?

Konrad Dussel
Wie erfolgreich war die nationalsozialistische Presselenkung? 543

Was erfuhr der Geheimdienst?

Felix Römer
Alfred Andersch abgehört . . . . . 563 Dokumentation
Kriegsgefangene „Anti-Nazis" im amerikanischen Vernehmungslager Fort Hunt

599 Rezensionen online

605 Abstracts

609 Autoren

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Hat die Geschichte noch ein Publikum? In Film und Fernsehen zweifellos. Verglichen damit erreichen die Produkte der professionellen Geschichtswissenschaft nur noch eine kleine Minderheit. Angesichts dieses Widerspruchs erstaunt die Indolenz, mit der die Vertreter der Zunft auf die Imaginierung ihrer Themen reagieren. Die Tatsache, dass die Historie nicht nur den Historikern gehört, wird von diesen meist ignoriert oder unterschätzt, aber nicht wirklich als Herausforderung begriffen. In diesem Fall ist das anders. Denn Ralf Stremmel geht es um viel mehr als nur um die Kritik einer speziellen historiografischen Dokumentation. Seine eigentliche Frage ist viel weiter gespannt: Was kann man von einer guten historischen Fernsehdokumentation erwarten?

Ralf Stremmel

Zeitgeschichte im Fernsehen

Die preisgekrönte Dokumentation „Das Schweigen der Quandts" als fragwürdiges Paradigma

Es ist trivial und doch an den Anfang zu stellen: Die bewegten und bewegenden Geschichtsbilder, die ein Leitmedium wie das Fernsehen entwirft, erreichen ein Massenpublikum. Zur Hauptsendezeit laufen nicht nur mehrteilige Spielfilme wie „Krupp – eine deutsche Familie", sondern auch die Dokudramen eines Heinrich Breloer und die Dokumentationen aus der Redaktion von Guido Knopp. Millionen schauen zu. Der Umgang des Fernsehens mit Zeitgeschichte hat unter Historikern und Medienwissenschaftlern zu einer intensiven, teils auch polemischen Debatte geführt, die im Vorwurf der „Geschichtspornographie"[1] gipfelte. Erstaunlich wirkt, dass bislang weder ein differenziertes Kriterienraster vorliegt, an dem Geschichtsfernsehen zu messen wäre, noch repräsentative Studien, die gesicherte Aussagen über die Wirkungsmacht der Geschichtsbilder des Fernsehens zuließen.

Einiges spricht jedenfalls dafür, dass weder Schule noch Geschichtswissenschaft oder Familie eine solche Herrschaft über Geschichtsbilder haben wie das Fernsehen[2]. Speziell die öffentlich-rechtlichen Sender und ihre Dokumentationen

[1] Wulf Kansteiner, Die Radikalisierung des deutschen Gedächtnisses im Zeitalter seiner kommerziellen Reproduktion: Hitler und das „Dritte Reich" in den Fernsehdokumentationen von Guido Knopp, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 51 (2003), S. 626–648, hier S. 648.

[2] Entsprechende – plausibel gemachte, aber empirisch noch nicht bestätigte – Thesen etwa von Siegfried Quandt, Geschichte im Fernsehen: Sachgerecht, mediengerecht, publikumsgerecht?, in: Christoph Kühberger/Christian Lübke/Thomas Terberger (Hrsg.), Wahre Geschichte – Geschichte als Ware. Die Verantwortung der historischen Forschung für Wissenschaft und Gesellschaft, Rahden 2007, S. 181–186, hier S. 182; Rainer Wirtz, Bewegende Bilder. Geschichtsfernsehen oder TV-History, in: Albert Drews (Hrsg.), Zeitgeschichte als TV-Event. Erinnerungsarbeit und Geschichtsvermittlung im deutschen Fernsehfilm, Rehberg-Loccum 2008, S. 29–53, hier S. 29 f.; Sven Felix Kellerhoff, Zwischen Vermittlung und

VfZ 4/2010 © Oldenbourg 2010 DOI 10.1524/vfzg.2010.0023
Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

genießen seitens der Zuschauer ein großes Vertrauen auf Seriosität und Glaubwürdigkeit, und selbst Geschichtsstudenten hegen an der „Wahrheit" solcher Darstellungen häufig bemerkenswert wenig Zweifel[3]. Entsprechend groß ist die Verantwortung der historisch arbeitenden Fernsehjournalisten, aber auch die der Historiker, die noch immer die fachliche Kompetenz beanspruchen. Denn kaum ein Zuschauer hat ja die Möglichkeit, spürt nicht einmal einen Anlass, die im Fernsehen dargebrachten Quellen, Fakten und Deutungen zu überprüfen.

Welche Resultate ein solches Vorgehen bringen könnte und was dies über die gegenwärtige Präsentation von Zeitgeschichte im Fernsehen verrät, soll im Folgenden paradigmatisch an der Dokumentation „Das Schweigen der Quandts" gezeigt werden. Ziel ist eine empirische Analyse, verknüpft mit allgemeineren Überlegungen zu Konstruktionsprinzipien, Argumentationsweisen, Wirkungsmechanismen und Gefahren der Vermittlung von Zeitgeschichte im Fernsehen. Das könnte den abstrakten medientheoretischen Diskurs „erden" und ihn auch befruchten. Eine solche Analyse muss, um Strukturen aufdecken zu können, ins Detail gehen und positivistisch sein, ohne sich indes kleinlich an Marginalien festzuhalten, ohne in kulturpessimistische Larmoyanz abzugleiten und ohne die Sachzwänge von Fernsehsendungen, also Produktionsbedingungen und Publikumserwartungen, zu vergessen.

„Das Schweigen der Quandts", ein Film von Eric Friedler und Barbara Siebert[4], produziert für den Norddeutschen Rundfunk bzw. die ARD, erscheint als Fallbeispiel von besonderer Bedeutung, weil diese Dokumentation fast einhellig auf große, ja begeisterte Zustimmung stieß: bei den Fernsehsendern, in der Presse und in der Wissenschaft. Die Produktion erhielt mehrere renommierte Auszeichnungen, so den Deutschen Fernsehpreis 2008 und die „Gold World Medal" der 49. „New York Festivals International Television Programming and Promotion Awards" 2009[5]. Eric Friedler bekam zudem den „Hanns-Joachim-Friedrichs-Preis".

Vereinfachung. Der Zeithistoriker und die Medien, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 54 (2006), S. 1082–1092, hier S. 1082; Peter Steinbach, Zeitgeschichte und Massenmedien aus der Sicht der Geschichtswissenschaft, in: Jürgen Wilke (Hrsg.), Massenmedien und Zeitgeschichte, Konstanz 1999, S. 32–52, hier S. 32. Zur Diskussion darüber siehe Edgar Lersch/Reinhold Viehoff, Geschichte im Fernsehen. Eine Untersuchung zur Entwicklung des Genres und der Gattungsästhetik geschichtlicher Darstellungen im Fernsehen 1995 bis 2003, Düsseldorf 2007, S. 26 f.

[3] Vgl. auch aufgrund nicht-repräsentativer Befragungen Bodo von Borries, Historischer „Spielfilm" und „Dokumentation" – Bemerkungen zu Beispielen, in: Kühberger u. a. (Hrsg.), Wahre Geschichte, S. 187–212, hier S. 189–191 u. S. 206 f.; Michael Meyen/Senta Pfaff, Rezeption von Geschichte im Fernsehen, in: Media Perspektiven (2006), H. 2, S. 102–106, hier S. 106.

[4] Friedler, 1971 geboren und mehrere Jahre für ARD-Sender tätig, hat das Stilmittel der investigativen zeitgeschichtlichen Reportage bereits zuvor genutzt, so in seinem Beitrag „Blutige Beute" (1998), der sich mit dem SS-Raubgold beschäftigte. Vgl. Thomas Fischer, Geschichte als Ereignis. Das Format Zeitgeschichte im Fernsehen, in: Fabio Crivellari/Kay Kirchmann/Marcus Sandl/Rudolf Schlögl (Hrsg.), Die Medien der Geschichte. Historizität und Medialität in interdisziplinärer Perspektive, Konstanz 2004, S. 511–529, hier S. 525–527. Siebert, 1964 geboren, ist studierte Ethnologin und arbeitete wiederholt als freie Autorin für Fernsehen und Rundfunk der ARD.

[5] http://www1.ndr.de/unternehmen/presse/pressemitteilungen ... (19. 1. 2009).

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Die Jury lobte seine „Unabhängigkeit und sein herausragendes Gespür bei der Wahl seiner Themen". Im Ergebnis seien seine Arbeiten „stets brillant erzählende wie analysierende Darstellungen oft komplexer und brisanter Themen". Mit seinem Film über „Das Schweigen der Quandts" habe Friedler „dies wieder in herausragender Weise unter Beweis gestellt". Dem Norddeutschen Rundfunk müsse ausdrücklich für solchen „investigativen Fernsehjournalismus" gedankt werden[6]. Auch die Presse, die ansonsten gern Quotendruck und Verflachung im Fernsehen moniert, berichtete ausgesprochen wohlwollend. Der „Spiegel" meinte, „ein eindrucksvoller Film, auf den die ARD stolz sein könnte", und die „Süddeutsche Zeitung" lobte das „dichte, spannende Werk"[7]. Selbst in fachwissenschaftlichen Publikationen gilt der Beitrag mittlerweile geradezu als Paradigma gelungenen Geschichtsfernsehens[8].

Hier wird dagegen die These vertreten, dass die Quandt-Dokumentation manipulativ ist, zentrale Informationen unterschlägt, die meisten Behauptungen nicht belegt und die herangezogenen Quellen nicht hinreichend kontextualisiert. Das moralische Argument triumphiert über das analytische, und alles in allem stehen am Ende neben einigen richtigen viele falsche Schlussfolgerungen. Betont sei, dass es im Folgenden keineswegs darum geht, das Objekt der Dokumentation – die Familie Quandt – „reinzuwaschen", deren Umgang mit ihrer Vergangenheit zu verteidigen oder deren Reaktion auf Bitten und Ansprüche ehemaliger Zwangsarbeiter zu rechtfertigen. Ebenso wenig ist intendiert, auch das sei nochmals hervorgehoben, Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg in irgendeiner Weise zu beschönigen.

Qualitätskriterien für Geschichte im Fernsehen

Wer Fernsehdokumentationen interpretieren will, muss ein Frageraster entwickeln, muss Qualitätskriterien bestimmen. Fernsehdokumentationen sind – zum Glück! – keine geschichtswissenschaftlichen Doktorarbeiten. Fernsehen ist Fernsehen, und ein Buch ist ein Buch. Der Charakter des Mediums und die Erwartungshaltung seiner Nutzer bedingen spezifische Techniken der Informationsvermittlung. Die fernsehgerechte Narratio bedarf eines Spannungsbogens und muss fesseln. Deshalb steht nicht die historisch-kritische, bis in die letzte Fein-

[6] Pressemeldung des Preiskomittees, nach http://www.hanns-joachim-friedrichs.de/index.php?page=new (5. 1. 2009).

[7] „Ende des Schweigens", in: Der Spiegel vom 8. 10. 2007, S. 80; Hans-Jürgen Jakobs, Eine deutsche Dynastie, die Nazis und das KZ, in: Süddeutsche Zeitung vom 1. 10. 2007, zit. nach http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/artikel/836/135573/print.html, (1. 10. 2007). Ausdrückliches Lob für die Quandt-Dokumentation auch jüngst wieder in der ansonsten sehr kritischen Bestandsaufnahme von Stephan Lebert/Stefan Willeke, Unser Gott, die Quote, in: Die Zeit vom 19. 2. 2009. Eine kritische Stellungnahme lediglich in einem früheren „ZEIT"-Artikel von Rüdiger Jungbluth, Die Quandts und die Nazis, vom 15. 11. 2007.

[8] So bei Wirtz, Bewegende Bilder, in: Drews (Hrsg.), Zeitgeschichte als TV-Event, S. 49, oder bei Thomas Fischer, Erinnern und Erzählen. Zeitzeugen im Geschichts-TV, in: Thomas Fischer/Rainer Wirtz (Hrsg.), Alles authentisch? Popularisierung der Geschichte im Fernsehen, Konstanz 2008, S. 33–49, hier S. 48.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

heit ausdifferenzierte Analyse im Mittelpunkt, sondern das subjektive Erinnern und Erzählen. Der Fernsehjournalist muss zudem Komplexität extrem reduzieren und Emotionen wecken, denn sein primäres Publikum sind keine Fachwissenschaftler, sondern historisch-politisch Interessierte oder einfach Zuschauer, die zufällig beim Hin- und Herschalten durch die Programme „hängenbleiben". Wer Geschichtssendungen einschaltet, will vorrangig unterhalten werden, wie neuere Studien auch empirisch belegen[9]. Hier müssen die Produzenten ansetzen und die dem Medium inhärenten Möglichkeiten ausschöpfen. Ohne Personalisierung, Emotionalisierung und Dramatisierung fällt dies schwer, nicht nur im fiktionalen Genre der historischen Fernseh- oder Spielfilme, sondern auch in non-fiktionalen Dokumentationen, um die es an dieser Stelle geht.

Internes Erfolgskriterium der Sender und Produzenten ist im Wesentlichen der Marktanteil, die Sehbeteiligung, die „Quote", das heißt eine messbare Quantität. Dass Quantität nicht per se von Qualität zeugt, ist trivial (ebenso wie die Tatsache, dass Quantität Qualität nicht ausschließt). Die externe Analyse von Geschichtsdokumentationen im Fernsehen muss indes auch andere Kriterien berücksichtigen als nur die Quote, insbesondere klassisch-wissenschaftliche der Quellen-, Text- und Bildkritik. Es ist geradezu unabdingbar, Fernsehdokumentationen auch an solchen geschichtswissenschaftlichen Maßstäben zu messen[10], denn erstens ist die Prägekraft des Fernsehens für Geschichtsbilder eminent, und zweitens besteht der eigene Anspruch von Redakteuren und Sendern explizit darin, geschichtliche „Wahrheit" zu transportieren. Dies veranschaulichen bereits die zitierten Aussagen der Sender zur Quandt-Produktion, die ja ausdrücklich als „Dokumentation" und nicht etwa als journalistische Reportage, Polemik, Glosse oder ähnliches verkauft wird. In einem Interview hebt Autor Eric Friedler immer wieder darauf ab, er zeige die „Fakten" und es gehe in dem Beitrag um „historische Wahrheit"[11]. Nicht nur in diesem Fall wird kaum reflektiert, dass die intendierte „Wahrheit" immer Konstruktionscharakter hat. Zudem wird wenig gesprochen von den ökonomischen Zwängen der Medienlandschaft und davon, dass alle Beteiligten, auch in den öffentlich-rechtlichen Sendern, in erster Linie auf kostengünstige Herstellung, Marktfähigkeit und die (internationale) Vermarktung ihrer Produkte abzielen[12].

---

[9] Siehe Michael Meyen, Was wollen die Zuschauer sehen? Erwartungen des Publikums an Geschichtsformate im Fernsehen, in: Drews (Hrsg.), Zeitgeschichte als TV-Event, S. 55–73, hier S. 70 f.; Meyen/Pfaff, Rezeption, S. 105. Grundlage ist eine qualitative Studie, allerdings nur auf kleiner Basis. Befragt wurden 31 bzw. 57 Zuschauer. Auch der Wunsch nach Wissensvermittlung spielt eine Rolle.

[10] Vgl. dazu auch Frank Bösch, Das ‚Dritte Reich' ferngesehen. Geschichtsvermittlung in der historischen Dokumentation, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 50 (1999), S. 204–220, hier S. 218.

[11] „Die Quandts haben nie etwas eingestanden" [Interview von Ansgar Siemens mit Eric Friedler], in: Süddeutsche Zeitung vom 22. 11. 2007, zit. nach http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/418/425176/text/print.html (19. 1. 2009).

[12] Zum Letzteren siehe Rainer Wirtz, Alles authentisch: So war's. Geschichte im Fernsehen oder TV-History, in: Fischer/Wirtz (Hrsg.), Alles authentisch?, S. 9–32, hier S. 26, sowie den Erfahrungsbericht des Althistorikers und Beraters eines Fernsehfilms Martin Zimmermann, Der

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Das quellenkritische Instrumentarium des Historikers und seine akademischen Methoden gelten auch für das Geschichtsfernsehen. Aber sie genügen nicht, um daraus Qualitätskriterien abzuleiten. Dies ist Konsens jüngerer Publikationen zum Thema[13]. Gefordert wird zu Recht, auch den Medienkontext, die Kommunikationstechniken sowie die Ebene der Adressaten, der Zuschauer, einzubeziehen; Geschichte im Fernsehen habe – so die daraus abgeleitete Forderung – sachgerecht, mediengerecht und publikumsgerecht zu sein[14]. Darüber hinaus tut sich die Forschung freilich schwer, konkrete und handhabbare Qualitätsfaktoren zu benennen[15]. Deshalb sei hier versucht, sieben operationalisierbare Kernelemente einer angemessenen Geschichtsdokumentation zu definieren:

1. Reichweite. Eine Dokumentation, die kein (großes) Publikum erreicht und also nicht zuschauergerecht ist, verfehlt ihr Ziel. Notwendig für Massenrelevanz sind Spannung und Verständlichkeit, auch für ein historisch nicht vorgebildetes Publikum. Reichweite ist nicht zu verwechseln mit der relativen Messgröße der Quote.
2. Gestaltung. Gemeint ist technische Professionalität in Kameraführung, Schnitt, Ton und ästhetisch-kreativer Form.
3. Logik. Die Thesen der Sendung müssen klar erkennbar und stimmig sein sowie nachvollziehbar belegt werden.
4. Faktentreue. Eingebrachte Informationen müssen zutreffend und abgesichert sein. Außerdem müssen sie in dem Sinne vollständig sein, dass nichts Wesentliches fehlen darf.
5. Respekt. Interviewpartner – Zeitzeugen oder Experten – haben ein prinzipielles Recht darauf, ernst genommen und nicht falsch zitiert oder sogar vorgeführt zu werden. Wohl aber können ihre Aussagen sachlich widerlegt werden.
6. Pluralismus. Positionen und Perspektiven, die gegen die Argumentation der Autoren stehen, müssen eingebracht werden.
7. Reflexivität. Es gilt, den Zuschauer nicht zu manipulieren, sondern ihm bewusst zu machen, dass es im Zuge der Rekonstruktion von Vergangenheit

Historiker am Set, in: Ebenda, S. 137–160. Ähnlich die Erfahrungen bei von Borries, Historischer „Spielfilm“, in: Kühberger u. a. (Hrsg.), Wahre Geschichte, S. 198, Anm. 18.

[13] Vgl. z. B. Fischer/Wirtz (Hrsg.), Alles authentisch? Der Band geht auf Anregungen des Deutschen Historikertages 2006 zurück, auf dem das Thema „Geschichte im Fernsehen“ in verschiedenen Sektionen und Diskussionsrunden behandelt wurde. Vgl. auch Lersch/Viehoff, Geschichte im Fernsehen; Edgar Lersch, Zwischen Routine, „rasendem Stillstand“ und der Suche nach neuen Wegen. Zum Stand der Geschichtsdokumentation im deutschen Fernsehen, in: Archiv und Wirtschaft 39 (2006), S. 165–174. Außerdem diverse Beiträge in: Eva Hohenberger/Judith Keilbach (Hrsg.), Die Gegenwart der Vergangenheit. Dokumentarfilm, Fernsehen und Geschichte, Berlin 2003; Crivellari u. a. (Hrsg.), Medien; Kühberger u. a. (Hrsg.), Wahre Geschichte; Drews (Hrsg.), Zeitgeschichte.

[14] Vgl. Quandt, Geschichte, in: Kühberger u. a. (Hrsg.), Wahre Geschichte.

[15] Aufgeworfen wird die Frage nach Qualitätskriterien wiederholt, bleibt aber weitgehend unbeantwortet; siehe Lersch/Viehoff, Geschichte im Fernsehen, S. 21 f. u. S. 276–280; Beate Schlanstein, Echt wahr! Annäherungen an das Authentische, in: Fischer/Wirtz (Hrsg.), Alles authentisch?, S. 205–225, hier S. 205.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

immer offene Stellen gibt und er keine endgültige, eindeutige Wahrheit erwarten darf.

Ohne Berücksichtigung der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur, ohne die Kenntnis neuer Forschungsergebnisse und aktueller Historikerdebatten sind manche dieser Forderungen kaum zu erfüllen. Idealtypisch wäre folglich eine Balance aus historischer Zuverlässigkeit und dramaturgisch-ästhetischer Könnerschaft. Der Kriterienkatalog impliziert ferner, dass hier ein epistemologischer Relativismus abgelehnt wird, wie er unter Stichworten wie Postmoderne, Konstruktivismus, Narration oder linguistic turn diskutiert wird. Selbstverständlich kann es keine vollständige, eindeutige Erkenntnis über vergangene Realität geben, aber die (Re-)Konstruktionen historischer Wirklichkeit sind nicht prinzipiell gleichwertig, sondern ihre Qualität und Stichhaltigkeit lässt sich messen. Dazu sind genuin geschichtswissenschaftliche Instrumente, ist das Vetorecht der Quellen geeignet, auch wenn diese Maßstäbe vielen Fernsehmachern weltfremd anmuten mögen. Würde man gänzlich auf sie verzichten, liefe man Gefahr, dass in Zukunft nur noch ein emotionalisierender, personalisierender, dramatisierender und moralisierender Umgang mit Geschichte für einzig angemessen gehalten würde. Dann wären historische Aussagen völlig beliebig und der Manipulation der Zuschauer keine Grenzen gesetzt. Dass eine Fernsehproduktion im Sinne der Historiographie sachgerecht ist, steht ihrem Spannungswert und Publikumserfolg nicht entgegen.

Wer sind die Quandts?

Günther Quandt (1881–1954) stammte aus einer Unternehmerfamilie im Brandenburgischen und übte bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts selbstständige Funktionen in den Textilfabriken der Familie aus (Fa. Gebr. Draeger). Noch im Kaiserreich erweiterte er diese Aktivitäten, blieb jedoch in der Branche. Zeitweise arbeitete er an führender Stelle in staatlichen und halbstaatlichen Wirtschaftsorganisationen, etwa der Reichswolle AG. In den Zwanziger Jahren baute Quandt dann einen Konzern mit vielfältigen industriellen Beteiligungen auf. Dazu zählten insbesondere Engagements im Kalibergbau (Wintershall), in der Elektrotechnik (Akkumulatoren-Fabrik, heute Varta) und in der Rüstung (Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken). Nach dem Krieg saß Günther Quandt 18 Monate in amerikanischer Internierungshaft; im Entnazifizierungsverfahren stuften ihn die Richter als Mitläufer ein und sprachen ihn damit frei. Seine Söhne Herbert (1910–1982) und Harald (1921–1967) traten in den Fünfziger Jahren das Erbe an und spalteten es schließlich auf. Herbert Quandt übernahm 1960 außerdem die Kontrolle über den Automobilhersteller BMW und reorganisierte die Firma. Seine Nachkommen sind noch heute die bestimmenden Einzelaktionäre von BMW.

Reichweite: die erste Ausstrahlung und die beiden Fassungen

Bereits die Hintergründe der ersten Ausstrahlung muten nachgerade konspirativ an. Wer am Sonntag, dem 30. September 2007, eine halbe Stunde vor Mitternacht

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

die ARD einschaltete und sich auf die in den Programmzeitschriften angekündigte Reportage über die Schauspielerin Inge Meysel freute, sah sich plötzlich mit einem ernsteren zeitgeschichtlichen Thema konfrontiert, dem „Schweigen der Quandts". Folgt man dem „Spiegel"[16], dann waren ausgewählte Journalisten vorab von der kurzfristigen Programmänderung informiert worden. Die Aura des Besonderen, der Nimbus des Brisanten war geschaffen. Und die ARD hatte, ob bewusst oder unbewusst, die gespannte Erwartung einer investigativen Sensation geweckt, wobei die Entscheidung dafür, die Dokumentation so kurzfristig ins Programm zu nehmen, inoffiziell mit der Angst des Senders vor einer einstweiligen Verfügung von Seiten der Familie Quandt zusammenhing[17], offiziell aber mit der erfolgreichen Präsentation des Beitrages auf einem Hamburger Filmfest am selben Tag[18]. Ob nun das stark beworbene vorher gelaufene Abendprogramm – Veronica Ferres als die „Frau vom Checkpoint Charlie" – die Zuschauer auch spätabends an die ARD band[19], oder ob die Inge-Meysel-Fans trotzig auch den Quandts zusehen wollten, sei dahingestellt. Jedenfalls kam die einstündige Dokumentation auf eine für diese Sendezeit außergewöhnlich gute Quote von 13,5 Prozent, das heißt knapp 1,3 Millionen Zuschauer[20].

Reichweite besitzt die Dokumentation also ohne Zweifel, und darüber hinaus erzielte sie eine gewisse Nachhaltigkeit. Dafür sprechen die zahlreichen Wiederholungen, die ausführliche Presseresonanz und auch die Reaktion der Familie Quandt (darauf wird noch zurückzukommen sein). Eine Internetsuche bei google ergibt mittlerweile 21.800 Treffer[21]. Wie der Film die Geschichtsbilder der Zuschauer auf längere Sicht geprägt hat, ist nicht zu beurteilen, weil entsprechende Rezeptionsanalysen fehlen – was leider für historische Dokumentationen generell gilt. Vermutlich wäre es falsch, eine unilineare Kommunikationsschiene bzw. ein simples Sender-Empfänger-Modell zu unterstellen, bei dem der Empfänger die Nachrichten des Senders korrekt und vollständig übernimmt[22]. Eher ist plausibel, dass Details einer einzigen Sendung für kollektive Geschichtsbilder irrelevant sind und sich viele Beiträge „versenden", das heißt flüchtig über den Bildschirm flimmern und im Nirwana des Vergessens enden. Andererseits deuten Befragungen von Schülern und Studenten darauf hin, dass historische Dokumentationen zu-

[16] „Ende des Schweigens", in: Der Spiegel vom 8. 10. 2007, S. 81.

[17] Vgl. mit Hinweis auf „ARD-Kreise" Melanie Ahlemeier, „Angst vor einer einstweiligen Verfügung", in: Süddeutsche Zeitung vom 1. 10. 2007 (hier zit. nach http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/artikel/926/135662/print.html, 1. 10. 2007).

[18] Vgl. mit Hinweis auf Aussagen des NDR Christopher Keil, Überraschung vor Mitternacht, in: Ebenda (hier zit. nach http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/333/420096/text/print.html, 19. 1. 2009).

[19] Vgl. ebenda.

[20] Zahlen nach ebenda.

[21] http://www.google.de, 11.8.2010 (Suche nach „Das Schweigen der Quandts").

[22] Siehe gegen solche Modelle auch Fabio Crivellari, Das Unbehagen der Geschichtswissenschaft vor der Popularisierung, in: Fischer/Wirtz (Hrsg.), Alles authentisch?, S. 161–185, hier S. 170.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

mindest auf kurze Frist Geschichtsbilder beeinflussen können, dabei allerdings abhängig vom Vorwissen der Rezipienten wirken[23].

Knapp acht Wochen nach der Erstausstrahlung zeigte der NDR am 22. November eine um dreißig Minuten längere Fassung des Quandt-Beitrages, die noch ausführlicher auf die Nachkriegszeit und die Generation von Harald und Herbert Quandt einging sowie die Reaktionen der Familie auf die erste Sendung thematisierte. Die ursprüngliche 60-Minuten-Fassung wurde seitdem häufig wiederholt, in den dritten Programmen der ARD, in Arte, 3sat oder Phoenix. Das Folgende bezieht sich auf die kürzere erste Version[24].

Gestaltung

Sie beginnt mit Bildern der Münchener BMW-Zentrale. Die Hochhaustürme und die Luftaufnahmen vom Emblem des Autobauers auf einem Gebäudedach nehmen den Zuschauer geschickt gefangen, indem sein Vorwissen aktiviert und Nähe hergestellt wird. Denn der Name Quandt ist heute in der allgemeinen Öffentlichkeit kaum noch präsent. BMW kennt indes jeder. Auch Prominenz und Geld sind exzellente Nachrichtenfaktoren, und so weist der Film bereits in den ersten drei Minuten allein acht Mal ausdrücklich auf den Reichtum bzw. das Vermögen der Quandts hin. Kurze Sequenzen porträtieren einzelne Familienmitglieder, das heißt für Personalisierung ist gesorgt. Diese Herangehensweise bedient planmäßig die Erwartungshaltung der geschichtsinteressierten Zuschauer. Im Mittelpunkt steht neben dem Verlangen nach Akkumulation von kulturellem Kapital, also der Mehrung von Wissen und Bildung, der Wunsch nach Orientierung und Identität, mithin auch der Wunsch nach einem Vergleich mit anderen – und dabei dominiert das Interesse an Prominenten, Mächtigen, kurz „denen da oben“[25].

Der Einstieg ist gut durchdacht, wie der Dokumentation generell technische Professionalität zu attestieren ist. Sie nutzt den mittlerweile etablierten Formenkanon des Genres, also Dokumente, historische Filmsequenzen, Neudrehs an Originalschauplätzen, Experten- und Zeitzeugenaussagen sowie einen verbindenden Off-Kommentar. Dessen erzählerischer Duktus ist bestimmt durch knappe, einprägsame Wortfolgen und überfordert den Zuschauer nicht. Kameraführung, Schnitt und Ton entsprechen dem üblichen hohen Standard des öffentlich-recht-

[23] Nicht-repräsentative Befragungen von Schülern, Schülerinnen und Studierenden durch Sönke Neitzel haben ergeben, dass eine Dokumentation über die Wehrmacht wenig Einfluss auf Zuschauer mit größerem Vorwissen hatte, aber Zuschauer mit geringerem Vorwissen durch suggestiv-dramatische Szenen beeinflusst und dadurch sogar historisches Wissen wieder zuschütten kann. Vgl. Tilmann Lahme, Hitlers Trommler und die Leichenfledderei, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 3. 1. 2008, zit. nach http://www.faz.net/s/[...] (10. 11. 2008). Lehramtsstudenten, die Bodo von Borries befragte, ließen sich ebenfalls vom anscheinenden Wahrheitsgehalt einer historischen Dokumentation, hier über Luther, beeindrucken. Vgl. ders., Historischer „Spielfilm“, in: Kühberger u. a. (Hrsg.), Wahre Geschichte.

[24] Mitschnitt der Wiederholung im WDR am 16. 12. 2008.

[25] Siehe zu diesen Motiven Meyen, Was wollen die Zuschauer, in: Drews (Hrsg.), Zeitgeschichte als TV-Event, S. 70; Meyen/Pfaff, Rezeption, S. 103 f.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

lichen Fernsehens. Historische Dokumente werden formal gelungen integriert und durch Zoomeffekte, Auf-, Ab- oder Überblendungen und andere Techniken belebt. Der Wechsel zwischen narrativen Passagen, Zeitzeugenaussagen und Expertenstatements lockert auf, wobei niemand allzu lange zu Wort kommt und zu langweilen droht. Tempo heißt auch hier die Devise, ohne dass der Plot in Turbulenz verloren gehen würde. Ein Übriges tun wechselnde Schauplätze wie die pulsierende griechische Stadt Thessaloniki, wo ein Interviewpartner Auskunft gibt, oder das grün überwucherte Gelände eines ehemaligen Konzentrationslagers. Originalschauplätze wie diese sind ein wichtiges Gestaltungselement historischer Dokumentationen, denn sie schlagen eine Brücke zwischen Gestern und Heute und ersetzen fehlende historische Filmaufnahmen. Zur Dynamik gehört ganz maßgeblich auch die Musik, die – mal dramatisch, mal lyrisch, mal elegisch – Aussagen unterstreicht, indem sie Stimmungen transportiert. Nur an letztere, an die Stimmungen, kann sich der Zuschauer häufig noch erinnern[26].

Die Produzenten greifen auf die meisten jener gängigen ästhetischen Innovationen zurück, die insbesondere durch Guido Knopp und seine Geschichtssendungen im ZDF seit nunmehr zwanzig Jahren entwickelt wurden[27]. Aber sie gehen nicht darüber hinaus, ja fast eher einen Schritt zurück, da sie auf die neuesten dramaturgischen Elemente von Geschichtssendungen verzichten, nämlich die fiktionalen Szenen, die nachgespielte Historie[28]. Mit anderen Worten: Das Stück erhebt den Anspruch einer puristischen, rein an der Sache interessierten, strikt um Authentizität bemühten Produktion, die sich jedem Trend zum Histotainment verweigert. Verstärkt wird dieser Anspruch auf Seriosität durch einen im Vergleich zu anderen Geschichtssendungen intensiveren Rückgriff auf Schriftdokumente. Archivmagazine und -regale kommen ins Bild und relativ häufig auch die Texte selbst, abgefilmt und in Bewegung gebracht, aber partiell lesbar. Dennoch entfaltet die Dokumentation, insbesondere durch die Aussagen überlebender Zwangsarbeiter, einen bemerkenswerten emotionalen Sog, was ebenfalls für handwerkliche Professionalität spricht. Nicht allein die Fernsehkritiken,

[26] So die älteren Untersuchungen von Karl Nessmann, hier nach Bösch, Das ‚Dritte Reich' ferngesehen, S. 209.

[27] Die Literatur dazu ist mittlerweile kaum noch zu überblicken. Siehe zuletzt Judith Keilbach, Geschichtsbilder und Zeitzeugen. Zur Darstellung des Nationalsozialismus im bundesdeutschen Fernsehen, Münster 2008. Außerdem Bösch, Das ‚Dritte Reich' ferngesehen, und kritisch Kansteiner, Radikalisierung. Guido Knopp selbst hat sich in zahlreichen Interviews und Veröffentlichungen zu seinem Ansatz geäußert, beispielsweise Zeitgeschichte im ZDF – Aufklärung braucht Reichweite, in: Info 7 (2003), S. 76–80; Zeitgeschichte im ZDF, in: Wilke (Hrsg.), Massenmedien, S. 309–316; Guido Knopp, Geschichte im Fernsehen. Perspektiven der Praxis, in: Guido Knopp/Siegfried Quandt (Hrsg.), Geschichte im Fernsehen. Ein Handbuch, Darmstadt 1988, S. 1–9.

[28] Diese Spielszenen nehmen als Gestaltungselement von Geschichte im Fernsehen deutlich zu. Siehe die Daten bei Lersch/Viehoff, Geschichte im Fernsehen, S. 178. Die kürzlich gesendete zehnteilige ZDF-Serie über „Die Deutschen", im Sinne der Quote überaus erfolgreich und von Guido Knopp verantwortet, basiert sogar weitestgehend auf Spielszenen. In der Quandt-Dokumentation sieht man nur gelegentlich eine Hand, die in Stapeln von Dokumenten wühlt, oder ähnliches.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

sondern auch Leserbriefe in Zeitungen, online-Kommentare und persönliche Gespräche belegen, dass die Masse der Zuschauer durch den Film tief berührt wurde.

Logik und Thesen

Die Logik des Films scheint ja auch zunächst zwingend zu sein. Er konstruiert ein Geheimnis und verspricht im gleichen Atemzug, es aufzudecken, und zwar erstmals. So wird die Produktion bis heute von der ARD beworben: „Die Autoren haben mit dieser ersten Dokumentation eine Mauer des Schweigens durchbrochen – mit Erfolg."[29] Die Macher selbst formulieren gleich zu Anfang des Films, „bislang" sei nur wenig über die Quandts und die Herkunft von Teilen ihres Vermögens an die Öffentlichkeit gedrungen. So entsteht ein Spannungsbogen, der zunächst auch trägt. Nach spätestens fünfzehn Minuten ergeben sich jedoch Risse im Spannungsbogen, weil die Antworten des Films auf die gestellten Fragen klar sind. Was folgt, sind Variationen dieser Antworten anhand immer neuer Beispiele mit immer neuen eingespielten Dokumenten oder Aussagen von Experten und Zeitzeugen.

Doch ist der Anspruch wirklich gerechtfertigt, auf investigative Weise bislang Unbekanntes, ja Skandalöses, aufzudecken? Im Kern trägt der Film nichts Neues zur Unternehmensgeschichte bei. Fünfjährige Recherchen – ein unbestrittenes Positivum im schnelllebigen Journalismus unserer Tage – haben lediglich für die unmittelbare Nachkriegszeit einige neue Funde an schriftlichen Quellen erbracht. Darüber hinaus gelang es den Autoren, Zeitzeugen aufzuspüren, die zu manchen Ereignissen Atmosphärisches und Persönliches beitragen. Und sie haben historische Filmsequenzen entdeckt, die bislang verborgen waren. Aber dass der Quandt-Konzern in großem Umfang Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge beschäftigte, ist ebenso lange bekannt wie die Beteiligung des Unternehmens am Rüstungsgeschäft des NS-Staates[30]. Zudem hat der Journalist Rüdiger Jungbluth im Jahr 2002 eine quellengestützte, gut geschriebene und weithin differenzierte

[29] Information des WDR über die Ausstrahlung der Sendung am 16.12.2008, zit. nach http://www.ard-digital.de/programmvorschau/[...], (15.12.2008). In einer Pressemitteilung nennt der NDR die Dokumentation eine „bislang unerzählte Geschichte" (http://www.uni-muenster.de/PeaCon/global-texte/g-reich-2/quandt-friedler-ard.htm, 19.1.2009).

[30] Siehe Hans Hermann Schröder, Das erste Konzentrationslager in Hannover: Das Lager bei der Akkumulatorenfabrik in Stöcken, in: Rainer Fröbe u.a., Konzentrationslager in Hannover. KZ-Arbeit und Rüstungsindustrie in der Spätphase des Zweiten Weltkriegs, Teil I, Hildesheim 1985, S. 44–107; Jürgen Schuhladen-Krämer, Zwangsarbeit in Karlsruhe 1939–1945. Ein unbekanntes Kapitel Stadtgeschichte, Karlsruhe 1997; Ralf Blank, Energie für die Vergeltung. Die Akkumulatoren-Fabrik AG Hagen und das deutsche Raketenprogramm, in: Das Hagener Jahrbuch 3 (1997), S. 141–151; Ralf Blank, Energie für die „Vergeltung". Die Accumulatoren Fabrik AG Berlin-Hagen und das deutsche Raketenprogramm im Zweiten Weltkrieg, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 66 (2007), S. 101–118; Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hrsg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 5, München 2007, S. 443–447 (Beitrag von Marc Buggeln zum KZ-Außenlager Stöcken).

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Monografie über „Die Quandts“ vorgelegt[31], die in fünf Auflagen eine große Leserschaft gefunden hat, allerdings kein Millionenpublikum. Dies kann die Fernsehdokumentation zu Recht als grundlegend neu für sich reklamieren.

Bekanntes und Unbekanntes, schriftliche und bildliche Quellen, Zeitzeugenerinnerungen und Expertenmeinungen richten Friedler und Siebert konsequent auf einen Argumentationsstrang aus. Dabei ist das titelgebende „Schweigen“ der Quandts im Grunde eine sekundäre These, in erster Linie behauptet der Film, die Quandts hätten ihr heutiges Vermögen zu einem beträchtlichen Teil im „Dritten Reich“, und zwar durch Zwangsarbeit, mithin durch Verbrechen, erworben. Dafür trügen Günther und Herbert Quandt eine persönliche Verantwortung, und nur die unterbliebene Weitergabe von Akten durch die Briten habe nach Kriegsende einen Prozess der Amerikaner gegen die Quandts verhindert. Die Schuld von Günther Quandt wiege um so schwerer, als er schon sehr früh enge Beziehungen zu NS-Größen gepflegt habe. Dass die Familie Quandt nach dem Krieg über all dies geschwiegen habe und sich nicht zu ihrer Geschichte, ihrer Verantwortung bekennen würde, ist dann der Schlussstein des Argumentationsgebäudes.

Dies alles bringt der Ökonom Herbert Schui, wichtigster Kronzeuge der Filmemacher, gleich am Anfang auf den Punkt: „[...] wenn man es zusammenfasst, hat die Familie Quandt ihr Vermögen gemacht auf der Grundlage von Zwangsarbeit, verknüpft also mit dem Zweiten Weltkrieg und den deutschen Kriegszielen usw. Also das ist die Basis für ihr Vermögen. Und dieses Vermögen begründet auch [...] die gegenwärtige wirtschaftliche Bedeutung und den gesellschaftlichen Einfluss, den Konzerne wie Quandt, BMW usw. haben. Und es ist natürlich merkwürdig, dass sich [...] die Familie Quandt diesem Sachverhalt nicht stellt.“

Die ersten Minuten der Dokumentation schlagen bereits den Akkord an, der die Melodie des Films prägt. Durch die Assoziationskette Reichtum – Macht – Einfluss weisen die Produzenten auf die gesamtgesellschaftliche, politische Dimension ihres Beitrages hin, und schon an dieser Stelle erhält die Narratio eine teleologische Ausrichtung[32]: Das Handeln der Quandts im „Dritten Reich“ hätte zielgerichtet und kausal zu ihrem Reichtum und ihrer Macht in der Bundesrepublik geführt, so die Botschaft. Sie wirkt auf den ersten Blick logisch, nachvollziehbar und überzeugend. Die zentralen Behauptungen prägen sich sehr gut ein, zumal die Experten- und die Off-Kommentare sich im Wesentlichen gegenseitig bestätigen.

[31] Vgl. Rüdiger Jungbluth, Die Quandts. Ihr leiser Aufstieg zur mächtigsten Wirtschaftsdynastie Deutschlands, Frankfurt a. M. 2002 (als Taschenbuch Bergisch Gladbach [4]2006). Jungbluth verzichtet jedoch auf einen Anmerkungsapparat und einen detaillierten, exakten Nachweis seiner Quellen. Zitiert wird im Folgenden nach der zweiten Taschenbuch-Auflage vom Dezember 2004.

[32] Dieses Gestaltungsmittel hat auch Bösch, Das ‚Dritte Reich‘ ferngesehen, S. 208, herausgearbeitet.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Faktentreue: Vollständigkeit der Informationen

Bei einer näheren Betrachtung ergibt sich freilich ein anderes Bild: Die Kernaussage der Dokumentation, das Quandtsche Vermögen habe seine Basis in den Verbrechen des NS-Staates, wird nirgends belegt. Sie ist schlicht unzutreffend. Was sich in dieses Bild nicht einfügt, wird nicht oder nur am Rande erwähnt. Günther Quandt war ja der Sohn eines etablierten Unternehmers, brachte also schon im Kaiserreich (groß-)bürgerlichen Habitus ebenso mit wie gesellschaftliche Netzwerke und ein durchaus beträchtliches ökonomisches Kapital. Er baute sein Firmenimperium in den Zwanziger Jahren auf – lange *vor* der Machtergreifung – und zählte damals zu den wohl erfolgreichsten deutschen Unternehmern. Dementsprechend fand er beispielsweise auch Aufnahme in das prestigeträchtige, opulente „Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft" und andere biographische Lexika[33]. Diese Karriere in der Weimarer Republik erscheint im Film wie eine Nebensächlichkeit. Dass Quandts Akkumulatoren-Fabrik selbst in den Jahren der Weltwirtschaftskrise beachtliche Gewinne erwirtschaftete, bleibt vollends unberücksichtigt – ebenso wie die Tatsache, dass diese Gewinne in der NS-Zeit nach den zur Verfügung stehenden Quellen keineswegs explodierten, sondern eher auf hohem Niveau verharrten[34]. Stattdessen sprechen die Experten der Dokumentation pauschal von „rasant" steigenden Umsätzen. Abgesehen davon, dass Umsätze wenig über Gewinne aussagen, vergessen die Filmemacher die staatlichen Preisregulierungen und Gewinnabschöpfungen im „Dritten Reich" oder die Erhöhung der Unternehmenssteuern als Elemente der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik[35].

Ein Weiteres wäre zu beachten: Wie hoch waren per saldo eigentlich die Vermögens*verluste* der Quandts im Krieg und nach Kriegsende im Mai 1945? Gemeint sind die Luftkriegsschäden, Demontagen, Enteignungen ausländischer Tochtergesellschaften und Niederlassungen sowie mehrerer Werke im sowjetisch kontrollierten Teil des Deutschen Reiches. Die Frage ist sicherlich betriebswirtschaftlich verengt und blendet moralische Betrachtungen aus, wäre aber dennoch für die Argumentation von Friedler und Siebert relevant gewesen. Inwieweit in den

[33] Vgl. Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft. Das Handbuch der Persönlichkeiten in Wort und Bild, Bd. 2, Berlin 1931, S. 1457 f. Das Vorwort (unpag.) weist ausdrücklich auf die Standards hin: „Die Auswahl der Persönlichkeiten erfolgte lediglich nach Maßgabe ihrer Bedeutung. Die Aufnahme konnte nicht etwa erkauft werden." Vgl. auch Georg Wenzel (Bearb.), Deutscher Wirtschaftsführer. Lebensgänge deutscher Wirtschaftspersönlichkeiten, Hamburg u. a. 1929, Sp. 1746.

[34] Die veröffentlichten Geschäftsberichte in: Westfälisches Wirtschaftsarchiv Dortmund, S7–206/1, weisen 1930 einen Gewinn von knapp 2,5 Mio. Mark aus, 1931: 3,5 Mio., 1932: 3,1 Mio. Die Zahlen sanken dann und lagen von 1936 bis 1941 jährlich bei rund 3 Millionen Mark. Sicherlich wären diese Angaben anhand anderer Aufzeichnungen (versteckte Gewinne ?) zu prüfen. Das wäre eine Pflicht der Filmemacher gewesen. Zur Ermittlung von Gewinnen vgl. auch Mark Spoerer, Von Scheingewinnen zum Rüstungsboom. Die Eigenkapitalrentabilität der deutschen Industrieaktiengesellschaften 1925–1941, Stuttgart 1996.

[35] Vgl. zuletzt Götz Aly, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt a. M. 2005, S. 77–86.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

übrigen Werken unter NS-Diktatur und Rüstungspolitik moderne Produktionsanlagen geschaffen wurden, die nach dem Krieg zur Grundlage des schnellen unternehmerischen Wiederaufstiegs wurden, hätte ebenfalls einmal recherchiert werden müssen. Das Schweigen der Filmemacher dazu überrascht.

Durchgehend verzichtet der Film auf eine nachprüfbare Quantifizierung seiner Aussagen. Nicht eine einzige Zahl zu Umsätzen oder Gewinnen, nicht eine Zahl zum tatsächlichen Vermögen von Günther Quandt und seinen Veränderungen im Lauf der Jahrzehnte. Ein Ursprung dieses Vermögens in Zwangsarbeit und Verbrechen ist also keineswegs belegt. Auch die Zahl der eingesetzten Zwangsarbeiter und die Anzahl der Todesopfer unter ihnen bleibt offen, geschweige denn, dass ein Vergleich mit anderen deutschen Konzernen gezogen würde – obwohl gerade dazu ja mannigfaltige Angaben vorliegen. Anstelle belastbarer Fakten hört der Zuschauer unscharfe, pauschalisierende Topoi und Stereotype. „Tausende" Zwangsarbeiter „schufteten"; „unzählige Häftlinge" seien gestorben. Einige Aussagen suggerieren, kein Zwangsarbeiter im Hannoveraner Werk der Akkumulatoren-Fabrik habe länger als sechs Monate überlebt[36]. Untergebracht waren die Zwangsarbeiter im KZ-Außenlager Hannover-Stöcken. Nach den vorliegenden Forschungen sind dort 403 Häftlinge umgekommen, davon 218 im März 1945, als die Lebensmittelversorgung zusammenbrach. 41 der 403 starben bei Luftangriffen[37]. Die Gesamtzahl der beschäftigten KZ-Häftlinge ist unbekannt; man kann davon ausgehen, dass in Stöcken insgesamt deutlich mehr als 10.000 Zwangsarbeiter untergebracht waren. Das Lager bot Platz für jeweils 1.500 Arbeiter.

Faktentreue: Zuverlässigkeit der Informationen

Auch eine andere Kernaussage – die frühe und enge Verbindung der Quandts zum Nationalsozialismus – vermittelt der Film lediglich auf eine suggestive, intuitive Weise. Dafür ein Beispiel: Günther Quandts geschiedene Frau Magda heiratete im Dezember 1931 auf Gut Severin, einem Besitz Quandts, erneut. Zweiter Ehemann war Joseph Goebbels. Der Film zieht übergangslos eindeutige politische Schlussfolgerungen: „Adolf Hitler ist Trauzeuge und übernachtet ebenfalls auf Gut Severin, in Günther Quandts Schlafgemach. Der Industrielle erkennt früh, welche Möglichkeiten ihm die Nationalsozialisten bieten können, wohl auch durch die Verbindung seiner Ex-Frau mit Joseph Goebbels." Nur weil Hitler einmal in einem Bett nächtigte, in dem auch Quandt irgendwann zuvor gelegen

[36] „Viele kamen um, weil man uns in der Fabrik mit Blei vergiftete. Wir gingen alle daran kaputt." (C.-A. Soerensen, früherer Zwangsarbeiter). „In Stöcken ist man spätestens nach sechs Monaten tot, so die SS gegenüber den Neulingen im Lager." (Off-Kommentar). „Sie [die Unternehmer] sahen in diesen Menschen nur Abfall." (B. Ferencz, früherer Mitankläger in den Nürnberger Industrieprozessen). „Wir hatten das kleine Auschwitz vor Ort. Hier hat systematisch Vernichtung durch Arbeit stattgefunden." (U. Kiessling, Arbeitsgemeinschaft KZ Stöcken). „Unzählige Häftlinge starben durch die unmenschlichen Arbeits- und Lebensbedingungen und den Terror der SS." (Off-Kommentar).

[37] Siehe Schröder, Das erste Konzentrationslager, in: Fröbe u. a., Konzentrationslager in Hannover, Teil I, S. 101 f.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

hat, entsteht doch wohl keine frühe Beziehung zwischen dem Industriellen und den Nationalsozialisten. Wer konnte Ende 1931 erkennen, dass die NSDAP an die Macht gelangen und einen totalitären Staat errichten würde? Welche Kontakte hatte Quandt überhaupt noch zu seiner ehemaligen Ehefrau? Es soll nicht verkannt werden, dass Quandt und Hitler vermutlich bereits im Frühjahr/Sommer 1931 zusammengetroffen waren, um über Geldzusagen der Industrie für die NSDAP zur Waffenbeschaffung im Fall eines Linksputsches zu sprechen[38]. Der Film aber arbeitet anders: Während er diesen politisch komplexen, im Einzelnen wohl auch nicht vollständig aufzuklärenden Sachverhalt beiseite lässt, setzt er ganz auf emotionale Personalisierung, aufs „Schlafgemach".

Trotz der behaupteten frühen und guten Kontakte zu den Nationalsozialisten wurde Quandt im Sommer 1933 verhaftet. Man warf ihm Steuervergehen vor. Davon erzählt auch der Fernsehfilm, fährt aber fort: „Mit Goebbels hat er [Günther Quandt] allerdings einen mächtigen Fürsprecher. Der Propagandaminister setzt sich für den Industriellen ein, bei Hermann Göring. Quandt kommt nach wenigen Wochen frei." Die Wirklichkeit sah anders aus. Goebbels und Quandt verband weder Freundschaft noch Achtung. Goebbels' Tagebuch-Notizen, zentrale Quelle für die Vorgänge, stehen den Behauptungen des Films diametral entgegen, denn der Propagandaminister notierte am 5. Mai 1933[39]: „Bei Hitler. Es ist ungut, daß man die Wirtschaft nicht zur Ruhe kommen läßt. Göring soll den Fall Quandt untersuchen. Um ihn tut's mir nicht leid, nur um den lieben Harald", also seinen damals elfjährigen Stiefsohn. Und gut einen Monat später: „Haftbefehl gegen Günther Quandt. Gegen 4 Millionen auf freien Fuß. So geht das. Ich mische mich in keiner Weise ein. Wenn er gefehlt hat, soll er büßen." Goebbels ging es demnach höchstens um ein allgemeines innenpolitisches Anliegen. In einer Zeit, in der die Wirtschaft durch Ständestaats-Debatten, die Gleichschaltung von Verbänden und Sozialisierungsvorschläge erheblich verunsichert war, wollte der Minister das Vertrauen der Unternehmer gewinnen und damit die tagespolitische Situation entspannen.

Auch die angeblichen Belege für eine *enge* Verbindung zu NS-Größen und dafür, dass die Quandts – wie es im Film heißt – „nicht nur zu den mächtigsten, sondern auch zu den einflussreichsten Männern der NS-Wirtschaft" gehört hätten, überzeugen nicht. Woran sich dieser Einfluss konkret bemisst und worin er real sichtbar wird, bleibt im Dunkeln. Stattdessen wird als scheinbarer Beleg ein Schriftstück mit dem Begriff „Wehrwirtschaftsführer" eingeblendet, und der Kom-

[38] Siehe Henry A. Turner jr. (Hrsg.), Hitler aus nächster Nähe. Aufzeichnungen eines Vertrauten [Otto Wagener] 1929–1932, Frankfurt a. M. 1978, S. 373. Eine engere Beziehung resultierte daraus aber offenbar nicht. In den Aufzeichnungen über die „Tischgespräche" Hitlers, einige Jahre später, kommt Quandt jedenfalls nicht vor. Auch Albert Speer erwähnt ihn weder in seinen „Erinnerungen" (Berlin 1969), noch in den „Spandauer Tagebüchern" (Frankfurt a. M. 1975).

[39] Die folgenden Zitate nach Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente, hrsg. von Elke Fröhlich im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und in Verbindung mit dem Bundesarchiv, Teil I, Bd. 2, München u. a. 1987, S. 417, Eintragung vom 5. 5. 1933, und S. 433, Eintragung vom 14. 6. 1933.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

mentator erläutert: „eine Position, die exklusiven Zugang zu Partei und Militär gewährleistet". Nichts davon ist haltbar. Der Ehrentitel des Wehrwirtschaftsführers wurde hundertfach vergeben, auch an zahlreiche mittelständische Unternehmer, angestellte Manager und Wirtschaftsfunktionäre. Er war weder exklusiv, noch hatte er im täglichen Geschäftsleben eine praktische Funktion[40]. Auch in den sogenannten Selbstverantwortungsorganen der Wirtschaft im Rüstungsministerium oder in den Gliederungen der Reichsgruppe Industrie spielten Günther und Herbert Quandt keine Rolle[41].

Weitere direkt falsche Informationen kommen hinzu. Um die Bedeutung ihres Gegenstandes zu unterstreichen, greifen die Autoren und die von ihnen herangezogenen Experten gern auf Superlative zurück. Schon in den ersten Einstellungen werden die Quandts als „reichste Familie Deutschlands" vorgestellt. Das sind nach den bekannten Millionärslisten in „Forbes" oder „Manager Magazin" allerdings die Aldi-Brüder Albrecht. Wenn doch einmal Vergleiche gezogen werden, treffen sie nicht zu. So meint einer der interviewten Historiker, die Akkumulatoren-Fabrik sei um 1939 „gleichbedeutend mit Unternehmen wie Friedrich Krupp, mit den Mannesmann-Röhrenwerken, mit Thyssen und anderen Unternehmen" gewesen. Einmal ganz abgesehen von der Tatsache, dass „Thyssen" als selbstständiges Unternehmen bereits seit 1926 nicht mehr existierte, macht ein Blick auf Kapital- oder Beschäftigtenzahlen sofort die wirklichen Relationen klar. In einer Liste der hundert größten deutschen Unternehmen taucht die Akkumulatoren-Fabrik 1938 nämlich gar nicht auf[42].

Auch der im Film erzeugte Eindruck, die Akkumulatoren-Fabrik sei in der Batteriefertigung ein Monopolist gewesen, führt in die Irre. Sicherlich war das Unternehmen mit weitem Abstand Marktführer, aber es existierten zahlreiche andere deutsche Batteriehersteller[43]. Ferner behauptet die Dokumentation, der

[40] Siehe zu Wehrwirtschaftsführern etwa die biographischen Angaben in: Wer leitet? Die Männer der Wirtschaft und der einschlägigen Verwaltung 1941/42, Berlin 1942. Außerdem Zusammenstellungen von General Georg Thomas für die Nürnberger Prozesse (Dokument PS 2353) oder ein Memorandum von Thomas, 12. 10. 1945, in: Historisches Archiv Krupp, WA 40 B 1360.

[41] Vgl. Gliederung der Reichsgruppe Industrie, 3. Ausgabe, Berlin 1941; Nachrichten des Reichsministeriums für Bewaffnung und Munition vom 6. 5. 1942 (mit Listen der Hauptringe und Hauptausschüsse); Die Selbstverantwortungs- und Selbstverwaltungsorgane der Rüstungswirtschaft nach dem Stande vom 1. Mai 1944, hrsg. vom Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion [Berlin 1944].

[42] Krupp steht darin auf Rang 5, Mannesmann auf Platz 16, die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken auf Platz 52. Siehe Martin Fiedler, Die 100 größten Unternehmen in Deutschland – nach der Zahl der Beschäftigten – 1907, 1938, 1973 und 1995, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 44 (1999), S. 32–66, hier S. 49–55. Auch wenn man das Nominalkapital als Größenfaktor heranzieht, gehörte die Akkumulatoren-Fabrik nicht zu den 59 größten deutschen Unternehmen; vgl. die Tabelle in Wirtschaft und Statistik 19 (1939), S. 239 (Fried. Krupp AG auf Rang 9, Mannesmannröhren-Werke AG auf Platz 8).

[43] Zum Beispiel Gottfried Hagen AG (Köln), Accumulatoren-Fabrik Wilhelm Hagen (Soest), Accumulatorenfabrik Berga GmbH (Berlin/Rastatt), Accumulatorenfabrik Dr. Th. Sonnenschein (Berlin), Accumulatorenwerk Hoppecke Carl Zoellner & Sohn KG (Brilon), Akkumulatorenfabrik System Pfalzgraf (Berlin).

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Quandt-Konzern habe eine „Schlüsselposition in der deutschen Rüstungsindustrie“ eingenommen, kaum eine Waffe sei nämlich ohne Batterien ausgekommen. Dem ist nicht zu widersprechen, aber gleiches lässt sich für Öl, für Kabel, für Kugellager, ja selbst für Schrauben sagen.

Nicht etwa das Differenzieren und Abwägen gehört zum Grundrepertoire der Dokumentation, sondern das Zuspitzen – dies allein wäre noch legitim –, das Verzerren und Verfälschen. Jedes einzelne der genannten Beispiele könnte man als belanglos entschuldigen, in ihrer Summe jedoch lassen sie erheblich an der Glaubwürdigkeit der Autoren zweifeln. Diese Zweifel können auch durch den positiven Ansatz nicht ausgeräumt werden, dass Siebert und Friedler durchaus erfolgreich versuchen, schriftliche Quellen breit einzubeziehen, teilweise sogar Entstehungszusammenhänge und -absichten ausdrücklich anreißen. Namen von Archiven werden genannt, Archivmagazine abgefilmt. Das unterscheidet den Film von vielen anderen historischen Dokumentationen. So erzeugen die Autoren den Gestus des detektivischen, kriminalistischen Ermittelns: Spurensicherung, Sammeln von Indizien, Aufspüren von Tätern. Aber sie suggerieren auch, sie hätten all die Dokumente, die in den langen Regalen lagern, eingesehen und studiert. Tatsächlich sind sie jedoch gezwungen, einige Dokumente mehrfach einzusetzen.

Ein Foto, das einzige, das Quandt zusammen mit Hitler – und anderen Männern – zeigt, muss gleich zwei Mal als Illustration für die behauptete Nähe des Unternehmers zu den Nationalsozialisten herhalten, wird aber gar nicht in seinen relativ banalen historischen Kontext gestellt (es stammt vom Besuch Hitlers auf dem Stand der Akkumulatoren-Fabrik auf der Internationalen Automobil- und Motorradausstellung 1938 und ist obendrein lange bekannt)[44]. Offenkundig haben auch die fünfjährigen Archivrecherchen der Filmautoren keine neuen fotografischen Entdeckungen gebracht. Um die These von den engen Verbindungen Quandts zu Hitler dennoch bildmächtig zu belegen, flüchtet die Dokumentation schließlich ins Unscharfe. Als der Kommentar eine Eloge Günther Quandts auf seinen „geliebten Führer“ zitiert, zoomt die Dokumentation das Foto einer Veranstaltung heran, in der Quandt irgendwo unter den zahlreichen Anwesenden steht und wie alle anderen seinen Arm zum Hitlergruß reckt, während NS-Größen einmarschieren. Hitler selbst jedoch ist überhaupt nicht zu entdecken, und um welche Versammlung es sich handelte, welche Bedeutung sie hatte, bleibt offen.

Überhaupt gehen die Filmautoren mit Bildquellen ohne Problembewusstsein und Gewissenhaftigkeit um. Fotografien oder historische Filmsequenzen kommen den Zuschauern jedoch angesichts der Medienkultur, in der sie leben und aufgewachsen sind, a priori und per se „echter“, glaubwürdiger vor als Schriftquellen und bleiben besser im Gedächtnis haften. Gerade deshalb sollten historische Dokumentationen höchst sorgfältig mit Bildquellen arbeiten und besonders aussagekräftige Stücke exakt verorten, mithin auf ursprüngliche

[44] Das dem Aufsatz vorangestellte Bild ist offenbar nur als Druck überliefert, und zwar in der Festschrift 50 Jahre Accumulatoren-Fabrik Aktiengesellschaft 1888–1938, o. O. [1938], S. 103.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Herstellungsintentionen und -interessen befragen[45]. Dies geschieht im „Schweigen der Quandts" – wie in vielen anderen historischen Dokumentationen[46] – nirgends. Eine Kontextualisierung fehlt. Beispielsweise werden Filmsequenzen über Zwangsarbeiter(innen) eingespielt. Aber sind die Filmaufnahmen überhaupt in Quandts Werken erfolgt? Wenn ja: wann und wo? Wenn nein: Was sagen sie dann über den Arbeitsalltag von Zwangsarbeitern in der Akkumulatoren-Fabrik oder in den Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken aus?

So erzeugen die bewegten Bilder nur den Anschein des Authentischen; sie verleihen dem Off-Kommentar die Aura der Wahrhaftigkeit, ohne dass eben diese nachprüfbar wäre. Wie lose die Referentialität von Bild und Off-Kommentar ist, illustriert ein letztes Beispiel: Ein eingeblendetes Foto zeigt einen Veranstaltungsraum mit zahlreichen Tischen, an denen Frauen und Männer sitzen; einige davon tragen Uniformen mit Hakenkreuzen. Die Hakenkreuze haben für die Autoren Beweiskraft, und flugs textet der Film-Kommentar: „NSDAP-Betriebsgruppen und Wachschutz prägen das Arbeitsklima der Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik." Tatsächlich jedoch zeigt die Aufnahme bloß eine Betriebsfeier, und zwar nicht etwa in den Waffen- und Munitionsfabriken, sondern im Werk Hagen der dortigen Akkumulatoren-Fabrik[47].

Audiovisuelle Quellen werden demnach auf eine rein assoziative Art „interpretiert" und dem Zuschauer intuitiv vermittelt. Er wird manipuliert, denn welcher Fernsehkonsument kommt den Fehlern, Übertreibungen und Falschinterpretationen auf die Spur? Er müsste dazu die Szenen ein zweites, drittes oder viertes Mal betrachten und beträchtliches Hintergrundwissen mitbringen.

Faktentreue: Zur Rolle der Experten

Die Experten, die sich im Film äußern, sind in aller Regel kein Korrektiv für den unzulänglichen Umgang mit den zeitgenössischen Quellen. Das bestätigt etwa die filmische Darstellung der versuchten Akquisition einer ausländischen Batteriefabrik, der belgisch-luxemburgischen Accumulateurs Tudor S.A., durch Quandt im Zweiten Weltkrieg. Die Dokumentation argumentiert, Quandt habe gezielt mit der Gestapo zusammengearbeitet, um dem Unternehmer Leon Laval die Aktienmehrheit zu entreißen, und ihn ins KZ gebracht[48]. Gestützt wird diese Darstellung auf eingeblendete Dokumente und die Aussagen des Enkels von Laval, also

[45] Zur Notwendigkeit der Kontextualisierung von Bildquellen jetzt besonders Lersch/Viehoff, Geschichte im Fernsehen, S. 71 und passim. Die intensive Debatte um die Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht sollte eigentlich zu einer besonderen Sensibilität im Umgang mit Bildquellen geführt haben.

[46] Siehe etwa das Fallbeispiel bei Michèle Lagny, Historischer Film und Geschichtsdarstellung im Fernsehen, in: Hohenberger/Keilbach (Hrsg.), Gegenwart, S. 115–128, v. a. S. 119 u. S. 123.

[47] So die Bildunterschrift der Quelle. Das Foto ist abgedruckt in der Festschrift 50 Jahre Accumulatoren-Fabrik Aktiengesellschaft 1888–1938, o. O. [1938], S. 233.

[48] Off-Kommentar: „[...] für seine Geschäftsinteressen nutzte Günther Quandt auch die Dienste der Gestapo, wie im Fall Laval".

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

eine „geliehene“ Zeitzeugenschaft. Eine entscheidende Information geht dabei fast unter; nur nebenbei erwähnt sie der Off-Kommentar: Quandt gelang es trotz seiner Kontakte zur Gestapo und zu anderen hohen Stellen des NS-Staates gar nicht, die Aktien in seine Hand zu bekommen. So eng und vertrauensvoll können diese Beziehungen also nicht gewesen sein, so massiv wie behauptet profitierte er offenbar nicht vom NS-Regime, jedenfalls nicht bei diesem Vorgang. Festzuhalten bleibt allerdings, dass Quandt an anderer Stelle durchaus zum „Nutznießer“[49] des Regimes wurde, etwa bei den sogenannten „Arisierungen“ jüdischer Unternehmen.

Die filmische Erzählung reduziert die Vorgänge in Belgien und Luxemburg auf eine Auseinandersetzung zwischen Quandt und der Gestapo auf der einen und Leon Laval auf der anderen Seite. Ausgeblendet bleiben die innerfamiliären Streitigkeiten unter den Erben des Schwiegervaters von Laval, des Akkumulatoren-Erfinders und Industriellen Henri Tudor[50]. Im Buch von Rüdiger Jungbluth fehlt dieser Aspekt ebenfalls, aber auch hier lesen sich die Geschehnisse um Laval anders als in der Fernsehdokumentation. Auf Grundlage derselben Quellen wie im Film, nämlich der umfangreichen Ermittlungsakten im Entnazifizierungsverfahren von Quandt, kommt Jungbluth zum Schluss, Quandt habe „mit der Verfolgung Lavals durch das NS-Regime nichts zu tun“ gehabt; die Gestapo habe „den umtriebigen Laval zum Widerstand in Luxemburg“ gerechnet und ihn der „Industriespionage“ verdächtigt[51]. Der Name von Jungbluth steht aber nicht nur auf dem Buchdeckel, sondern auch im Abspann des Films unter „Historische Fachberatung“. Mehrfach fungiert er in der Dokumentation als Interviewpartner, und gleichzeitig war er der einzige Journalist, der im Anschluss an die Ausstrahlung des Films eine betont kritische Besprechung veröffentlichte, nämlich in der Wochenzeitung *Die Zeit*[52]. Verwirrt bleibt der Zuschauer zurück und ratlos.

Überhaupt wirft die Auswahl der Experten Fragen auf. Wenn ein Thema wie Zwangsarbeit im Mittelpunkt einer Fernsehproduktion steht, wäre zu erwarten, dass die Macher einen ausgewiesenen Fachhistoriker um Rat bitten und auch zu Wort kommen lassen. Zahlreiche Forscher haben sich in den vergangenen 20 Jahren mit dem Thema beschäftigt; es liegen Dutzende von firmengeschichtlichen Studien vor. Keiner ihrer Verfasser, auch kein anderer fachlich spezialisierter Historiker wird dazu interviewt oder wenigstens als Berater hinzugezogen[53]. Statt-

[49] Jungbluth, Die Quandts, S. 135. Der bei Jungbluth kurz erwähnte Vorgang bedarf weiterer Forschung. Die Dokumentation geht nicht näher darauf ein.

[50] Staatsarchiv Luxemburg, FD 224 und AEAA 294, sowie die Broschüren des Rechtsanwaltes Pierre Prüm, La Tutelle de Marie-Antoinette Tudor, Brüssel 1940, bzw. ders., Die Vormundschaft von Maria Antonia Tudor, o. O. 1941. Ich danke Wolfgang Schmid, Trier, für entsprechende Hinweise.

[51] Jungbluth, Die Quandts, S. 224 f.

[52] Die Dokumentation sei zwar „faktensatt und zugleich von großer emotionaler Wucht“, doch wies Jungbluth auf annähernd zwei Seiten auf Irrtümer, Fehleinschätzungen, Lücken und offen gebliebene Fragen hin. Vgl. ders., Die Quandts und die Nazis, in: Die Zeit vom 15. 11. 2007.

[53] Der Abspann nennt nur Rüdiger Jungbluth als „historischen Fachberater“. Cornelia Rauh-Kühne kommt lediglich zur Entnazifizierung kurz zu Wort; Ralf Blank äußert sich mehrfach

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

dessen tritt wiederholt der bereits erwähnte Nationalökonom Herbert Schui auf, per Einblendung vorgestellt als „Professor“ und „Wirtschaftswissenschaftler“, wodurch nach außen sein Expertenstatus betont wird. Soweit seiner Publikationsliste zu entnehmen ist[54], hat Schui jedoch weder Studien zur Familie Quandt noch unternehmensgeschichtliche Untersuchungen über Zwangsarbeit vorgelegt. Lediglich fünf Seiten über „Zwangsarbeit und Wirtschaftswunder“ in den „Blättern für deutsche und internationale Politik“ lassen sich nachweisen. Darin argumentiert Schui volkswirtschaftlich, nicht betriebswirtschaftlich[55]. Zudem konzentriert er sich seit einigen Jahren auf ein politisches Engagement, insbesondere als Mitglied des Deutschen Bundestages[56].

Geschichtsredakteure des Fernsehens postulieren gern, die „meisten TV-Autoren“ arbeiteten „intensiv mit Wissenschaftlern zusammen“, und „kaum eine Fernsehdokumentation“ werde „nicht auf Basis des aktuellen Forschungsstandes erstellt“[57]. Der Quandt-Beitrag stützt diese Aussagen nicht. Auch ein anderer der beteiligten Experten ist eher subjektive Partei als objektive Instanz. Der amerikanische Jurist Benjamin Ferencz, mittlerweile 87 Jahre alt und einer der Ankläger in den Nürnberger Industrieprozessen, vertritt in der Dokumentation unter anderem die These, die Amerikaner hätten Günther Quandt nach 1945 den Prozess gemacht, wenn ihnen die heute zugänglichen Quellen bekannt gewesen wären. Auch gestützt auf andere Expertenaussagen argumentieren Friedler und Siebert mit Akribie, die Briten hätten seinerzeit bewusst Beweismaterial zurückgehalten, weil sie für eigene Zwecke an einer raschen Wiederaufnahme der Akkumulatorenproduktion in Quandts Werken interessiert gewesen seien.

Diese These bedürfte näherer Überprüfung, was hier nicht geleistet werden kann. Überzeugend wirkt sie keineswegs, denn ohne weiteres lassen sich drei Einwände formulieren: 1. Die Amerikaner hatten Quandt ja verhaftet. Ihnen lag also belastendes Material vor. 2. Noch heute befindet sich in den National Archives in Washington – und nicht etwa in London – umfangreiches, von den Amerikanern konfisziertes Aktenmaterial der Quandt-Werke, das auch Dokumente über den Zwangsarbeitereinsatz beinhaltet. 3. Die Akkumulatorenproduktion in Hagen lief bereits ohne Günther Quandt, und in Großbritannien selbst gab es traditionsreiche, leistungsfähige Batteriehersteller[58]. Ferencz’ Theorie dürfte also die

zu Themen wie den Kriegsereignissen und der Rüstungsproduktion.

54 http://www.herbert-schui.de/veroeffentlichungen/[...] (5.1.2009).

55 Vgl. Herbert Schui, Zwangsarbeit und Wirtschaftswunder, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 45 (2000), S. 199–203.

56 Dem Deutschen Bundestag gehört er seit 2005 für die Fraktion „Die Linke“ an. Die Quandt-Dokumentation erwähnt diesen politischen Hintergrund nicht.

57 So der „Spiegel-TV“-Redakteur Michael Kloft, Fernsehstar Hitler. Wie viel Wissenschaft verträgt Zeitgeschichte im Fernsehen?, in: Fischer/Wirtz (Hrsg.), Alles authentisch?, S. 87–98, hier S. 87. Deutlich differenzierter zur Rolle und zum Status von Historikern bei Fernsehproduktionen: Quandt, Geschichte, in: Kühberger u. a. (Hrsg.), Wahre Geschichte, S. 183 f. Gegen Kloft auch der Erfahrungsbericht von Zimmermann, Der Historiker am Set, in: Fischer/Wirtz (Hrsg.), Alles authentisch?

58 Insbesondere die Chloride Electrical Storage Company Limited oder Joseph Lucas Industries Limited.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

historische Entwicklung eher verschleiern und die Versäumnisse der Amerikaner kaschieren, bzw. im Nachhinein zu entschuldigen versuchen.

Faktentreue: Zeitzeugen – und die Grenzen individuellen Erinnerns

Zeitzeugeninterviews zählen zu den elementaren Bausteinen zeitgeschichtlicher Dokumentationen, wobei sich ihre Funktion in den letzten vierzig Jahren mit dem Übergang vom Erklär- zum Erzählfernsehen[59] partiell verschoben hat[60]. Zeitzeugen transportieren – und dies ist ihre klassische Funktion – Information; sie sollen den Sendungen Glaubwürdigkeit verleihen. Zeitzeugen transportieren – und dies ist ihre neue Funktion – aber auch Emotion, sie schlagen einen Bogen von der fernen Vergangenheit in die unmittelbare Gegenwart und ziehen den Zuschauer mitempfindend in das Geschehene hinein. Beide Funktionen, besonders aber die emotionalen, erfüllen auch die Zeitzeugen der Quandt-Dokumentation. Sie erzielt ihre Wirkung, ihre Kraft ganz wesentlich aus den Zeitzeugen, und das sind vor allem drei ehemalige Zwangsarbeiter, jeder ein Sympathieträger: ein Däne, ein Grieche und ein jüdischer Baron, dessen Nationalität nicht genannt wird. Die drei schildern intensiv unmenschliche Lebens- und Arbeitsbedingungen in den Quandtschen Werken, was auf den Zuschauer um so eindringlicher wirkt, als der Däne Carl-Adolf Soerensen am Ort seines früheren Leidens, dem KZ-Außenlager in Hannover-Stöcken, von seinen aufwühlenden Erinnerungen fast überwältigt wird. Soerensen und die beiden anderen Männer kommen an den „idealen" Zeitzeugen, wie ihn die WDR-Redakteurin Beate Schlanstein kürzlich beschrieben hat[61], sehr nahe heran: authentisch, sprachlich und mimisch ausdrucksfähig, innerlich bewegt, ohne völlig die Kontrolle zu verlieren.

Das Schicksal der Zwangsarbeiter ist bedrückend, ihre Schilderungen berühren stark und machen tief betroffen. Die subjektive Glaubwürdigkeit ist nicht anzuzweifeln, auch wenn die oral history unterstreicht, dass Erzählungen von Zeitzeugen „keineswegs abbilden, was geschehen ist, dass ihre Geschichten vielmehr in einem komplexen Verfahren sozial geformt und sinnbezogen konstruiert worden sind"[62]. Auf derlei rationale Distanz verzichtet die Quandt-Dokumentation. Aus Sicht des Publikums stehen Zeitzeugen per se für Glaubwürdigkeit und Authentizität. Zeitzeugen haben eine „Belegfunktion", und sie wirken vertrauenswürdiger als Historiker. Denn für den Zuschauer ist das Erzählen die bekannte und vertraute Form von Vergangenheitsaneignung; die abwägende, analytische

[59] Begriffe von Fischer, Geschichte als Ereignis, in: Crivellari u. a. (Hrsg.), Medien, S. 517 f.

[60] Siehe Keilbach, Geschichtsbilder; dies., Zeugen der Vernichtung. Zur Inszenierung von Zeitzeugen in bundesdeutschen Fernsehdokumentationen, in: Hohenberger/Keilbach (Hrsg.), Gegenwart, S. 155–174; Fischer, Erinnern und Erzählen, in: Ders./Wirtz (Hrsg.), Alles authentisch? Vgl. jüngst Michael Elm, Zeugenschaft im Film. Eine erinnerungskulturelle Analyse filmischer Erzählungen des Holocaust, Berlin 2008.

[61] Siehe Schlanstein, Echt wahr!, in: Fischer/Wirtz (Hrsg.), Alles authentisch?, S. 220.

[62] Dorothee Wierling, Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen. Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis – drei Geschichten und zwölf Thesen, in: Bios – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 21 (2008), S. 28–36, hier S. 31.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Quellenkritik der Historiker ist ihm dagegen zutiefst fremd[63]. Allerdings fordert das Publikum auch ein, dass Zeitzeugen unterschiedliche Perspektiven einbringen und möglichst etwas mitteilen, was „den Tenor der Sendung differenziert oder ihm sogar widerspricht"[64]. Davon ist in der Quandt-Sendung nichts zu bemerken. Im Gegenteil: Off-Kommentar und Expertenstatements, insbesondere von Herbert Schui oder Uschi Kiessling, einer Vertreterin der Arbeitsgemeinschaft KZ Stöcken, wiederholen die Aussagen.

Grundsätzlich wäre jedoch zu fragen, ob sich die geschilderten individuellen Erinnerungen ohne weiteres verallgemeinern lassen. Keiner der drei Zeitzeugen ist typisch für die Mehrzahl der Zwangsarbeiter, die ja aus den von Deutschland besetzten Gebieten im Osten kam. Ein Zeitzeuge, der die Geschehnisse aus einer anderen Perspektive schildern könnte – etwa deutsche Beschäftigte der Quandt-Werke in jenen Jahren –, tritt ohnehin nicht auf. So sind die überlebenden Zwangsarbeiter im Kontext der Fernsehdokumentation nicht nur Zeugen der Anklage; sie sind Richter. Ihren Aussagen wird Beweis- und Urteilscharakter zugemessen. Der Film verwandelt die subjektive Erinnerung in eine objektive Darstellung – und weder reflektiert er diesen Prozess, noch macht er ihn dem Zuschauer bewusst[65].

Eines allerdings wird nachvollziehbar belegt, die persönliche, individuelle Mitverantwortung der Quandts für den Einsatz von Zwangsarbeitern in ihrem Konzern. Doch daraus und aus der brutalen Behandlung von Zwangsarbeitern folgt für eine der Hauptthesen der Autoren – das Quandtsche Vermögen stamme zu einem guten Teil aus Zwangsarbeit – kein Beweis. Ob Unternehmer mit dem Einsatz von Zwangsarbeitern in betriebswirtschaftlichem Sinne überhaupt einen Profit machten und in welcher Höhe sich dieser bewegte, ist in der geschichtswissenschaftlichen Forschung bis heute umstritten[66]. Zweifelsohne ist diese Debatte ausgesprochen komplex, aber der Fernsehzuschauer erfährt nicht einmal, dass sie überhaupt geführt wird. Statt ihn zum Nachdenken anzuregen, wird er bloß mit oftmaliger Wiederholung der Gleichung „Zwangsarbeiterausbeutung ist

[63] Siehe dazu etwa Bösch, Das ‚Dritte Reich' ferngesehen, S. 214; Meyen/Pfaff, Rezeption, S. 105.

[64] Ebenda, S. 106.

[65] Zu solchen Gefahren des Umgangs mit Zeitzeugen siehe den bilanzierenden Beitrag von Alexander von Plato, Medialität und Erinnerung. Darstellung und „Verwendung" von Zeitzeugen in Ton, Bild und Film, in: Bios 21 (2008), S. 79–92, hier S. 87 f.

[66] Diese Diskussion kann hier nicht aufgerollt und schon gar nicht entschieden werden. Vgl. zur Problematik jüngst Adam Tooze, Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus, München 2007, v. a. S. 614–618; Cornelia Rauh-Kühne, Hitlers Hehler? Unternehmerprofite und Zwangsarbeiterlöhne, in: Historische Zeitschrift 275 (2002), S. 1–55; Mark Spoerer, Profitierten Unternehmen von KZ-Arbeit? Eine kritische Analyse der Literatur, in: Historische Zeitschrift 268 (1999), S. 61–95; als mikroökonomische Analyse vgl. Werner Abelshauser, Rüstungsschmiede der Nation? Der Kruppkonzern im Dritten Reich und in der Nachkriegszeit 1933–1951, in: Lothar Gall (Hrsg.), Krupp im 20. Jahrhundert. Die Geschichte des Unternehmens vom Ersten Weltkrieg bis zur Gründung der Stiftung, Berlin 2002, S. 267–472, hier bes. S. 400–431; Kim Christian Priemel, Flick. Eine Konzerngeschichte vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik, Göttingen 2007, S. 504 f.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

unternehmerischer Profit“ konfrontiert – und in dieser allgemeinen Form ist die Aussage falsch.

Respekt

Noch einmal: Es geht an dieser Stelle nicht darum, die tragischen Lebensschicksale der ehemaligen Zwangsarbeiter zu relativieren oder gar zu beschönigen. Der Nachgeborene soll und kann solche traumatischen Erfahrungen nicht angemessen nachempfinden oder gar darüber rechten. Dem Historiker und auch dem historisch arbeitenden Journalisten ist aber zuzumuten, dass er über das individuelle Erinnern hinaus gelangt und die Vielschichtigkeit seines Themas wenigstens ungefähr ausmisst. Stattdessen vertraut der Film auf kontrastierende, harte Schnitte. Nachdem Zwangsarbeiter, zum Teil den Tränen nahe und immer unterlegt mit elegischer Musik, von ihrem Schicksal berichtet und Experten diese Erfahrungen nochmals unterstrichen und beglaubigt haben, wird im Gegenzug Sven Quandt, Enkel von Günther und Sohn von Herbert Quandt, ins Bild gerückt, meist in luxuriösem Ambiente oder als mondäner Motorrennsportler präsentiert, dem das Wichtigste sei, regelmäßig an der Rallye Paris–Dakar teilzunehmen. Quintessenz seiner Ausführungen: Deutschland müsse auch einmal vergessen lernen und so mit seiner Geschichte umgehen wie andere Nationen. Er persönlich sei nicht für die Geschehnisse im „Dritten Reich“ und das Handeln seiner Vorfahren verantwortlich, schließlich habe er damals noch gar nicht gelebt.

Sven Quandt dient den Filmemachern als negative Kontrastfolie. Ganz unbestritten lassen seine Aussagen einen reflektierten Umgang mit Geschichte ebenso vermissen wie eine Sensibilität, die dem Thema gerecht geworden wäre. Was er sagt, muss auf jeden, der kurz zuvor vom Leid der Zwangsarbeiter gehört hat, arrogant und kaltherzig, ja zynisch wirken. Diesen Eindruck verstärken die Autoren der Dokumentation sehr bewusst und handwerklich professionell über die Montage und Komposition der Bildsequenzen, über die gewählte Musik und die leicht ironische, distanzierende Sprechweise des Kommentators. Dieses Muster wiederholt sich mehrfach. Die Frage scheint mir berechtigt, ob Sven Quandt nicht in einer Art instrumentalisiert wird, die die Grenzen von seriösem Journalismus überschreitet. Ein prinzipieller Respekt vor Interviewpartnern muss gewahrt bleiben, auch wenn deren Aussagen der eigenen Meinung diametral entgegenstehen.

Pluralismus: Auf der Suche nach Gegenpositionen

Wie deutlich geworden ist, setzt die Dokumentation auf dichotomische Argumentationsmuster, auf eine schwarz-weiß malende Täter-Opfer-Perspektive. Grautöne werden nicht ausgeleuchtet, und kaum je kommt es zu einer Art von Diskurs. Sven Quandt ist nahezu der einzige, der gegen die Thesen der Filmemacher opponiert. Seine Argumente sind jedoch denkbar schwach, und insbesondere im Kontrast mit den glaubwürdig wirkenden Expertenstatements und den emotional berührenden Erzählungen der Zeitzeugen ist er kein ernst zu nehmender Diskussionspartner. Abgesehen von Sven Quandt werden die Behauptungen der Filme-

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

macher lediglich an zwei Stellen angezweifelt, doch in beiden Fällen sind solche „Verteidigungspositionen" von vornherein ausgesprochen fragil und werden vom Film nur dazu genutzt, sie durch eine Fülle anderer Experten- und Zeitzeugenaussagen sofort zu konterkarieren und sie so – aus Sicht der Autoren – endgültig zu widerlegen.

Beispielsweise fragt Günther Quandts Nichte, jetzt eine ältere Dame, tastend, wie denn eine Firma unter den Bedingungen des Zweiten Weltkrieges weiter habe existieren können, wenn sie nicht auf Zwangsarbeiter zurückgegriffen hätte. Diese Überlegung ist nicht mit wissenschaftlichen Argumenten und Differenzierungen unterfüttert, denn selbstverständlich kann Frau Groll die Debatten der Historikerzunft um eben solche Probleme und die Handlungsspielräume der Wirtschaft[67] nicht kennen. So wirken ihre Sätze ein wenig naiv. Das genügt den Filmemachern nicht. Sie bieten eine Reihe von Experten auf, die vehement jeden Zweifel an der „Schuld" der Unternehmer und ihrer tiefen Verstrickung in das NS-System zurückweisen. Eingespielt wird vor allem Benjamin Ferencz, der ein ausgesprochen eloquentes und rhetorisch ausgefeiltes Plädoyer hält: All diese Verteidigungsargumente seien „Lüge", „Lüge", „Lüge". Ferencz hinterlässt einen sehr überzeugenden Eindruck. Dass er als Mitglied der Anklage in den Nürnberger Industrieprozessen Partei ist, dass er offenkundig die neueren Forschungsansätze der Historiker auch nicht entfernt zur Kenntnis genommen hat und auf dem beharrt, was er seit 1946 vertritt, überdecken seine mit Verve vorgetragenen Sätze völlig. Wie in diesem Fall, so unterstützen im gesamten Film Zeitzeugen- und Expertenaussagen den Off-Kommentar und umgekehrt. Kaum je wird die Argumentationskette durch Gesprächspartner ernsthaft und mit nachdenkenswerten Stellungnahmen hinterfragt, vertieft oder mit neuen Aspekten weitergeführt. So entsteht kein Pluralismus, sondern eine Wiederholung des Immergleichen.

Reflexivität, oder: Wird der Historiker überflüssig?

Selbstverständlich besitzt der Historiker keinen exklusiven Zugang zu Wissen und Erkenntnis über das Gestern, selbstverständlich kann er nicht beanspruchen, im Vergleich zu Journalisten oder Zeitzeugen eine ethisch-moralisch überlegene Arbeit zu leisten. Auch Historiker (re-)konstruieren Geschichte und nähern sich der historischen Wirklichkeit nur an. Aber der sachgerechte Umgang mit den Quellen und deren Vetorecht sind Maßstäbe für die Zuverlässigkeit der Erkenntnis bzw. der (Re-)Konstruktion. Das bedeutet auch: Historiker sollen und müssen mit Selbstbewusstsein ihre genuin geschichtswissenschaftlichen Methoden verteidigen, auch gegenüber den Medien und der Öffentlichkeit. Emotionalisieren, Moralisieren und Erzählen erscheinen jedoch in der vorgestellten ebenso wie in vielen anderen Fernsehdokumentationen nicht nur als legitime, sondern als einzig mögliche Modi des Umgangs mit der Vergangenheit, bzw. als einzig angemessene Formen der Aneignung von Geschichte. Am Ende der Langfassung des

[67] Siehe etwa die Studien in: Lothar Gall/Manfred Pohl (Hrsg.), Unternehmen im Nationalsozialismus, München 1998.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Quandt-Stückes erklärt der dänische Zwangsarbeiter Soerensen das historisch-wissenschaftliche Arbeiten ohne Umschweife für überflüssig: „Die Familie Quandt braucht keinen Historiker. Sie brauchen bloß mich. Ich würde mit ihnen in das ehemalige Lager gehen und ihnen erzählen, was dort und in der Fabrik geschehen ist. Dafür brauchen wir keinen Historiker."

Diese Binnensicht eines Betroffenen ist subjektiv verständlich; problematisch wird es, wenn sie – wie im Film – unkommentiert stehen bleibt. Das zeigt, wie sehr Historiker die Deutungshoheit über Geschichte verloren haben (wenn sie diese denn jemals wirklich besessen haben), bzw. vorsichtiger formuliert, wie sehr ihr Einfluss auf die Entwicklung kollektiver Geschichtsbilder zurückgeht[68]. Deswegen in kultur- bzw. medienkritischen Pessimismus zu verfallen, hilft nicht weiter. Und auch auf das Geschichtsfernsehen zu schimpfen und sich anschließend in das akademische Milieu zurückzuziehen, ist keine Lösung. Ein Schweigen der Historiker wäre das Falsche. Da sie in einem gesamtgesellschaftlichen Kontext stehen, tragen sie Verantwortung für die Vermittlung von Geschichte und sollten weiterhin versuchen, mit und in den Medien für sachgerechtes und reflektiertes Arbeiten einzutreten. Geschichte lässt sich ja im Fernsehen durchaus angemessen darstellen[69]. Journalisten ihrerseits jedoch müssen Rolle, Funktion und Methodenspektrum von Geschichtswissenschaft akzeptieren lernen. Gefordert sind also zwei Dinge: Medienkompetenz von Historikern und Geschichtskompetenz von Journalisten.

Rechtfertigt die Wirkung die Mittel?

Aber ist möglicherweise in der heutigen schnelllebigen Medienkultur nur durch manipulative Techniken, Strategien emotionaler Überwältigung und radikale Zuspitzungen noch eine Wirkung zu erzielen? Rechtfertigt nicht die Wirkung die eingesetzten Mittel? Eine – positive! – Wirkung hat der hier analysierte Film tatsächlich erreicht: Die Familie Quandt hat ein Forschungsprojekt zu ihrer Geschichte initiiert, das unter der Leitung des Bonner Historikers Joachim Scholtyseck steht. Es ist also davon auszugehen, dass in absehbarer Zeit substanziellere Aussagen zu den im Film angesprochenen Themen formuliert werden, und es bleibt zu hoffen, dass die breite Öffentlichkeit diese neuen Antworten auch wahrnimmt, obwohl Gefühlseindrücke, wie sie das Fernsehen vermittelt, relativ stabil im Gedächtnis haften bleiben und mit der Zeit sogar den Charakter feststehender Fakten annehmen können[70].

[68] So auch die Einleitung der Herausgeber in: Crivellari u. a. (Hrsg.), Medien, S. 13.

[69] Dies auch gegen Theorien von Neil Postman, Jean Baudrillard, Theodor W. Adorno, Hans Magnus Enzensberger und anderen, die daran grundsätzlich zweifeln. Siehe Sven Grumpp, Das Nullmedium erinnert sich. Formen der Geschichtsdarstellung in TV-Jahrhundertrückblicken, in: Crivellari u. a. (Hrsg.), Medien, S. 379–404, hier S. 379–382.

[70] Letzteres belegte schon Georg Feil, Zeitgeschichte im deutschen Fernsehen. Analyse von Fernsehsendungen mit historischen Themen (1957–1967), Osnabrück 1974, S. 122. Seitdem sind keine breit angelegten, systematischen Rezeptionsanalysen erschienen. Die Notwendigkeit wird häufiger betont, etwa bei Walter Klingler/Andreas Grajczyk/Gunnar Roters, Fern-

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Dennoch, begrüßenswerte Effekte wie ein Forschungsprojekt legitimieren nicht die gewählten Mittel. Gegen Verdrehungen, Auslassungen und Einseitigkeiten im heutigen Geschichtsfernsehen muss der Historiker frühzeitig und entschieden Einspruch einlegen. Ansonsten gerät man auf eine abschüssige Bahn, und am Ende würden selbst bewusste Fälschungen toleriert, wenn sie nur „einem guten Zweck" dienten.

Ob nur durch Polemik Wirkung erzielt werden kann, ist schwierig zu beantworten. Dazu bedürfte es statistisch-repräsentativer, kommunikationswissenschaftlicher Rezeptionsanalysen. Daran mangelt es; offenbar sind weder Wissenschaftler noch Fernsehmacher daran interessiert zu erfahren, welche Bilder Geschichtsdokumentationen mittel- und langfristig in den Köpfen ihrer Zuschauer einstanzen und welche Erwartungen das Publikum mitbringt. Neuere qualitative Studien – freilich mit recht geringem Sample[71] – signalisieren, dass die Adressaten des Geschichtsfernsehens durchaus nicht unterfordert werden wollen, dass sie über die Unterhaltung hinaus ihr Wissen erweitern und sich auf Grundlage unterschiedlicher Blickwinkel eine eigene Meinung bilden möchten. Das stimmt optimistisch. Offenbar gibt es Raum für ästhetische und diskursive Alternativen zu einseitigen, bloß manipulativen und vorurteils-verstärkenden Dokumentationen.

Resümee: Richtige Fragen, falsche Antworten

Historische Dokumentationen im Fernsehen, einem Leitmedium unserer Tage, erfüllen unverzichtbare Funktionen. Sie können Geschichte zum Leben erwecken, das Wissen um das Gestern erweitern und ein Bewusstsein für Möglichkeiten und Gefährdungen menschlichen Handelns schaffen. Dabei erreichen sie – ein weiterer Vorteil – ein großes Publikum. Sie haben die Pflicht, auch investigativ zu arbeiten, aufzurütteln und den Blick auf vernachlässigte Aspekte der Geschichte zu lenken. Stets müssen sie allgemein verständlich sein und Zuschauer weit über die Fachwissenschaftler hinaus ansprechen. „Aufklärung braucht Quote", soll Guido Knopp, Zentralfigur des deutschen Geschichtsfernsehens, gesagt haben[72]. Richtig! Auch die Verdienste Knopps, Geschichte zu Hauptsendezeiten im Fernsehen für ein breites Publikum zu präsentieren, sind unbestreitbar. Doch jede Geschichtssendung muss sich auch fragen lassen, ob das, was gesendet wird, noch Aufklärung ist.

Im konkreten Fall fordert die Zurückgezogenheit der Familie Quandt in Kombination mit ihrer gegenwärtigen gesellschaftlichen und ökonomischen Rolle geradezu heraus, sich ihrer Vergangenheit zuzuwenden. Angehörige der Führungsschichten stehen nicht nur vor der Notwendigkeit, mit der Öffentlichkeit zu kommunizieren. Sie haben auch die Pflicht, sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen. Ein Verschweigen, Beschweigen widerspricht der gesell-

sehen und unser Erinnerungsinteresse an zeitgeschichtlichen Ereignissen, in: Wilke (Hrsg.), Massenmedien, S. 317–332, hier S. 330 f.

[71] Siehe Meyen/Pfaff, Rezeption.

[72] Belegt ist „Aufklärung braucht Reichweite" (wie Anm. 27).

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

schaftlichen Verantwortung von Wirtschaftseliten. Nebenbei: Es widerspricht auch den Leitbildern der von der Familie Quandt kontrollierten Unternehmen. BMW bekennt sich ausdrücklich zur „Übernahme von ökologischer und gesellschaftlicher Verantwortung“ und meint: „Dialog ist eine Grundlage für nachhaltiges Handeln.“[73]

Wer „vor der Vergangenheit die Augen verschließt“, sagte der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1985, der „wird blind für die Gegenwart“. Man müsse der Geschichte ins Auge sehen, und zwar „ohne Beschönigung und ohne Einseitigkeit“[74]. Diese Mahnung beherzigt die Dokumentation „Das Schweigen der Quandts“ nur partiell. Sie lenkt zwar den Blick auf relevante und brisante Aspekte der deutschen Zeitgeschichte, beantwortet ihre drängenden Fragen allerdings weitgehend einseitig. In großen Teilen entspricht sie nicht den Qualitätsstandards, denen sich Fernsehdokumentationen stellen müssen.

Zutreffend ist dagegen die These vom Schweigen der Quandts. Dieses Schweigen teilt(e) die Familie mit der großen Mehrheit der Deutschen. Eine Rechtfertigung ist das nicht, aber eine Einordnung. Das Schweigen entspricht auch der Haltung der allermeisten Unternehmer bis in die 1980er Jahre[75]. Erst danach sind viele Firmen, insbesondere Konzerne, offener mit ihrer Vergangenheit im „Dritten Reich“ umgegangen, aus politischen und aus wirtschaftlichen Gründen, aber auch aus einem gesellschaftlich-moralischen Verantwortungsgefühl. Diesen Paradigmenwechsel machten die Quandts nicht mit. Es wäre nachvollziehbar, wenn Eric Friedler und Barbara Siebert auf das Schweigen der Familie Quandt auch ihren Anfragen gegenüber mit einer Mischung aus Frustration und Empörung reagiert hätten. Dies könnte die Machart ihres Films erklären, aber nicht rechtfertigen.

Trotz des Schweigens war historisches Wissen vorhanden bzw. öffentlich abrufbar. Dies betrifft auch die persönliche (Mit-)Verantwortung von Herbert und Günther Quandt für den Einsatz von Zwangsarbeitern. Eine frühe politisch-ökonomische Verbindung der Quandts zum Nationalsozialismus weist der Film dagegen nicht nach, ebenso wenig eine herausgehobene Rolle der Quandts im „Dritten Reich“. Vor allem aber: Die eigentlich im Mittelpunkt des Films stehende, mannigfach wiederholte These vom Ursprung des Quandtschen Vermögens in der Ausbeutung von Zwangsarbeitern bleibt eine Chimäre. Sie wird einseitig verfolgt und in immer neuen Wendungen präsentiert, ohne auch nur ansatzweise belegt zu werden.

---

[73] http://www.bmwgroup.com (19. 1. 2009).

[74] Rede vom 8. 5. 1985 zum 40. Jahrestag des Kriegsendes, zit. nach http://www.bundespraesident.de/Reden-und-Interviews/Reden-Richard-von-Weizsaecker-,12166.629421/Rede-von-Bundespraesident-Rich.htm?global.back=/Reden-und-Interviews/-%2c12166%2c0/Reden-Richard-von-Weizsaecker.htm%3flink%3dbpr_liste (12. 2. 2009).

[75] Siehe die zusammenfassenden Bemerkungen von Constantin Goschler, Vertrauenskapital und Vergangenheitspolitik. Die Auseinandersetzung der deutschen Wirtschaft mit „Arisierung“ und Zwangsarbeit, in: Jürgen Lillteicher (Hrsg.), Profiteure des NS-Systems? Deutsche Unternehmen und das „Dritte Reich“, Berlin 2006, S. 154–173.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Der Konstruktionscharakter, den jede Form von Geschichtsschreibung hat, wird in der Dokumentation nirgends reflektiert, die aktuelle wissenschaftliche Forschung kaum wahrgenommen oder integriert. Die Autoren entwerfen einen imaginären Raum und spiegeln vor, seine Decken und Wände, Zugänge und Tragpfeiler seien real. Zum eigenständigen Nachdenken, zum „Ausgang aus seiner Unmündigkeit" (Kant) wird der Zuschauer selten angeregt. In zentralen Teilen bleiben die Aussagen des Films unpräzise und klischeebeladen. Wiederholt schleichen sich historische Fehler ein, bedeutsame Informationen fehlen. Die Argumentation bewegt sich oft auf einer suggestiv-emotionalen Ebene. Gearbeitet wird mit moralischer Empörung, nicht mit kritischer Distanz oder Selbstreflexion. Wir moralisieren uns zu Tode, möchte man in Abwandlung des bekannten Diktums von Neil Postman sagen. Der Film spricht mit Ausrufezeichen, wo Fragezeichen angebracht gewesen wären. Am Ende steht deshalb nicht Aufklärung, sondern – überspitzt formuliert – ein allzu süßer Klischeebrei, garniert mit einem Häubchen Betroffenheit und einigen Spritzern Sarkasmus.

Den so häufig beschworenen und rechtlich verankerten Bildungsauftrag der öffentlich-rechtlichen Sender löst die Quandt-Dokumentation kaum ein. Dass sie mehrere Preise gewonnen hat, stimmt nachdenklich. Waren die Jurys von der „politischen Korrektheit" der Dokumentation beeindruckt? Bei näherer Betrachtung hätten sie durchaus einige ihrer Defizite wahrnehmen können, aber Zeitgeschichte im Fernsehen angemessen zu beurteilen, ist ohne die Kenntnis der grundlegenden Quellen und der einschlägigen Forschung kaum möglich. Ein solches Wissen aber kann man weder von einer Jury noch von den Zuschauern erwarten. Gerade diese Tatsache demonstriert nachdrücklich, welche Macht und welchen Einfluss Fernsehautoren haben. Der damit verbundenen Verantwortung gerecht zu werden, bleibt eine ständige Herausforderung[76].

[76] Einige Grundgedanken des vorliegenden Textes habe ich als Antrittsvorlesung an der Ruhr-Universität Bochum am 13. 5. 2009 vorgestellt. Für kritische Hinweise und Gespräche danke ich insbesondere Renate Köhne-Lindenlaub, Britta Korten, Jürgen Lindenlaub, Manfred Rasch, Mark Stagge, Klaus Wisotzky und Dieter Ziegler.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Ist Ernst Moritz Arndt ein Vorbild? Ein Rätsel ist er allemal. Seine Person und sein Œuvre sind umstritten – die Debatten der vergangenen Jahre haben dies regelmäßig gezeigt –, obwohl doch sein Werk weitgehend in Vergessenheit geraten ist. Und ganz unterschiedliche Lager haben ihn wie selbstverständlich für sich in Anspruch genommen – auch die alte Bundesrepublik und die DDR, obwohl Arndt doch vor 1945 eindeutig als Projektionsfläche nationalistischer Sehnsüchte diente. Möglicherweise steht der Name Arndt ja eher für einen Mythos als für einen Menschen aus Fleisch und Blut. Um so schärfer stellt sich daher in seinem Fall die Frage nach seiner Wirkungsgeschichte.

Thomas Vordermayer

Die Rezeption Ernst Moritz Arndts in Deutschland 1909/10 – 1919/20 – 1934/35

Zur Person des Dichters

Der Name des 1769 auf Rügen geborenen und 1860 in Bonn gestorbenen Schriftstellers Ernst Moritz Arndt ist in der deutschen Geschichte untrennbar mit der Zeit der Befreiungskriege (1813–1815) verbunden. Innerhalb der damals in hoher Zahl produzierten patriotischen Literatur besitzen die Texte Arndts zentrale Bedeutung. Eine vehemente, bisweilen antisemitisch aufgeladene Xenophobie, insbesondere aber ein unversöhnlicher Hass gegen Frankreich kennzeichnet sie ebenso wie die kategorische Überhöhung der deutschen Nation und die Forderung einer Volkserhebung gegen die französische Besatzungsmacht. Gleichwohl handelt es sich bei der politischen Publizistik Arndts nicht nur um nationalchauvinistische Pamphlete. Arndt engagierte sich auch für Pressefreiheit und die Einforderung politischer Repräsentationsrechte[1]. Zwar steht Arndt hier im Schatten der maßgeblichen Protagonisten der Aufklärung, eine ausgewogene Wertung seines umfangreichen Werkes darf aber an diesen progressiven Inhalten nicht kommentarlos vorbeigehen, auch wenn die Kampfschriften der Befreiungskriege ihrer historischen Bedeutung wegen weiterhin in den Vordergrund zu stellen sein werden. Denn obwohl die mobilisierende Wirkung der patriotischen Literatur auf die deutsche Bevölkerung während der Befreiungskriege seit einigen Jahren mit guten Gründen skeptisch beurteilt wird[2], bestehen doch über die langfristige

[1] Bezüglich Arndts Eintreten für Pressefreiheit vgl. Heinrich Meisner/Robert Geerds (Hrsg.), Ernst Moritz Arndts ausgewählte Werke in sechzehn Bänden, Bd. 12: Geist der Zeit, Vierter Teil, Leipzig 1908, S. 58–102. Für die Einforderung „einer ständischen Vertretung" vgl. die Schrift „Entwurf einer deutschen Gesellschaft" (1814), in: Ebenda, Bd. 13: Kleinere Schriften von Ernst Moritz Arndt, Erster Teil, Leipzig 1909, S. 250–267, hier S. 256.

[2] Vgl. zuletzt Ute Planert, Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden. Alltag, Wahrnehmung, Deutung 1792–1841, Paderborn 2007, S. 482–491.

VfZ 4/2010 © Oldenbourg 2010 DOI 10.1524/vfzg.2010.0024
Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Wirkungsmacht der Texte Arndts auf den mentalen Nationsbildungsprozess während des 19. Jahrhunderts sowie auf die Konsolidierung des gegen Frankreich gerichteten Erbfeindschaftdenkens keine Zweifel[3]. Dass die Wirkungsgeschichte des Dichters weit über das 19. Jahrhundert hinaus fortgeschrieben werden kann, möchte dieser Aufsatz illustrieren.

Einleitung

Mit der Erklärung, eine Büste Ernst Moritz Arndts entwendet und „in den weitläufigen Fluren der Wupper versenkt" zu haben, sorgte am 29. Mai 1995 die selbsternannte Aktionsfront „Ernst Moritz kann nicht schwimmen" für einen Skandal im nordrhein-westfälischen Solingen. Gerechtfertigt wurde die Tat als demonstrativer Akt gegen eine unzeitgemäße, weil prekäre Charakterzüge aussparende Heroisierung des Dichters. Bereits im Januar 1995 hatte die Grüne Jugend Remscheids gegen die Einweihung der Büste protestiert, ein Protest, der jedoch rasch unterbunden wurde, indem ein Plakat der Demonstranten, auf dem ein antisemitisches Zitat Arndts abgedruckt war, kurzerhand zerrissen wurde. Durch den Diebstahl der Büste kochten die Emotionen dann noch höher: „Total verblödet" seien die Täter, hieß es von Seiten des Bundes der Vertriebenen, der sich spontan an die Bücherverbrennungen der Nationalsozialisten erinnert fühlte und darauf verwies, „antisemitische und rassistische Äußerungen des Dichters müssten ‚aus der Zeit heraus' verstanden werden". Überhaupt sei Arndt im Grunde ein Liberaler gewesen. Den ironischen Vorschlag eines offen mit der Aktionsfront sympathisierenden Lehrers des Remscheider Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums, die Büste künftig „als Pausengong [...] zu verwenden", beantwortete ein aus Pommern stammender Arndt-Sympathisant prompt mit einem Drohbrief. In diesem wurde dem Lehrer – nicht ohne Verweis auf das eigentlich friedliebende Naturell der pommerschen Bevölkerung – ob seiner Respektlosigkeit „tiefe Verachtung" ausgedrückt, gefolgt von der Drohung, man werde ihn selbst „in der Wupper versenken", er solle sich vorsehen, es sei „alles möglich"[4]. Mordanschläge blieben indes aus, auch die Büste ist bis heute nicht wieder aufgetaucht.

[3] Kürzlich hob etwa Heinz Duchhardt die „auf Dezennien hinaus die öffentliche Meinung" zu Frankreich prägende Wirkung der extrem ressentimentgeladenen Schrift „Über Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache" (1813) hervor, in: Ders., Stein. Eine Biographie, Münster 2007, S. 310. Zum Einfluss der Schriften Arndts auf den Nationsbegriff vgl. Thomas Stamm-Kuhlmann, Arndts Beitrag zur Definition der „Nation", in: Walter Erhart/Arne Koch (Hrsg.), Ernst Moritz Arndt (1769–1860). Deutscher Nationalismus – Europa – Transatlantische Perspektiven, Tübingen 2007, S. 17–30.

[4] Zit. nach Harry Luck, Arndts Kopf untergegangen? Schloß Burg: Unbekannte stahlen Büste, in: Remscheider General-Anzeiger vom 30. 5. 1995; ders., Wer versenkte Arndts Plastik? Empörte Reaktion auf Büstendiebstahl, in: Ebenda vom 1. 6. 1995; ders., Nach Leserbrief wird EMA-Lehrer bedroht. Weiter Wirbel um Ernst Moritz Arndt – Staatsanwaltschaft ermittelt – Gestohlene Büste bleibt untergetaucht, in: Ebenda vom 7. 9. 1995.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Diese nicht beispiellose Kontroverse[5] illustriert, wie sehr Arndt als historische Figur nach wie vor zu polarisieren vermag. Das ändert nichts daran, dass der Dichter im öffentlichen Bewusstsein der Gegenwart im Grunde nur mehr ein Schattendasein fristet. Das gilt auch für die Historiographie. Gegenwärtig fehlt eine modernen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographie des Dichters ebenso wie eine kritische Gesamtausgabe seiner Werke. Auch die posthume Wirkungsgeschichte Arndts stellt ein weitestgehend brachliegendes Forschungsfeld dar[6].

Die Frage nach der Rezeption Arndts während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts soll im Folgenden besonders mit den seit 1910 in großer Zahl erschienenen Würdigungen des Dichters in Biographien, Zeitschriften und Zeitungsartikeln beantwortet werden[7]. Angesichts der ungeheuren Masse des Quellenmaterials wird die Arndt-Rezeption anhand von drei Stichproben untersucht: 1909/10, 1919/20 und 1934/35. Aufgrund der weit überdurchschnittlichen Publikationsdichte[8] versprechen diese Untersuchungszeiträume sowohl für das späte Kaiserreich als auch für die Weimarer Republik und das Dritte Reich einen repräsentativen und tragfähigen Querschnitt der Rezeption zu liefern.

Besonders wichtig erscheinen in diesem Zusammenhang ständig wiederholte Interpretationen des Dichters, die aufgrund ihrer Regelmäßigkeit große Deutungsmacht entfalteten[9]. Der historischen Diskursanalyse geht es dabei nicht um die Ermittlung des Wahrheitsgehalts von Aussagen, denn sie folgt der Überzeugung, dass neben überprüfbaren Fakten auch quellenkritisch falsifizierbare Auffassungen geschichtsrelevant sein können, wenn sie im Untersuchungszeitraum als gesicherte Tatsachen wahrgenommen und nicht weiter hinterfragt wurden. Folglich werden die dominierenden Deutungen nicht systematisch auf ihre Werktreue hin befragt, sondern grundsätzlich wie ein historisches Ereignis aufgefasst. Dies ist zugleich der Erfahrung geschuldet, dass Rezeptionsgeschichte gemeinhin wenig „zur Erhellung des Gegenstandes oder der Person", um die es geht, bei-

[5] Vgl. die 2001 entbrannte, hitzige Debatte über eine Umbenennung der Ernst-Moritz-Arndt Universität Greifswald, dokumentiert in: Karl-Ewald Tietz/Sven Wichert (Hrsg.), Ernst Moritz Arndt weiterhin im Widerstreit der Meinungen. Neue Materialien zu einer alten Diskussion, Groß Schöritz/Rügen 2003. 2009 wurde abermals der Ruf nach einer Umbenennung der Universität laut, dieses Mal von studentischer Seite; vgl. Johann Osel, Abschied von Arndt? Wie Greifswalder Studenten gegen den Namensgeber ihrer Universität mobilmachen, in: Süddeutsche Zeitung vom 24. 8. 2009.

[6] Unlängst wurde aus primär literaturwissenschaftlicher Perspektive immerhin die Rezeption des „Vaterlandliedes" thematisiert; vgl. Sigrid Nieberle, „Und Gott im Himmel Lieder singt". Zur prekären Rezeption von Ernst Moritz Arndts „Des Deutschen Vaterland", in: Erhart/Koch (Hrsg.), Arndt, S. 121–136.

[7] Zwischen 1891 und 1945 erschienen zu Arndt etwa 500 Zeitschriftenbeiträge und Monographien. Dies ergab eine ausführliche Durchsicht bei Karl Schäfer/Josef Schawe (Hrsg.), Ernst Moritz Arndt. Ein bibliographisches Handbuch 1769–1969, Bonn 1971.

[8] Die weit überdurchschnittliche Zahl an Publikationen in den genannten Zeitfenstern ist im Wesentlichen den sich in diesen Jahren jährenden runden Geburts- bzw. Todestagen des Dichters (1769–1860) geschuldet.

[9] Eine fundierte Einführung bietet Achim Landwehr, Historische Diskursanalyse, Frankfurt a. M./New York 2008.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

trägt, „wohl aber sehr viel über die Gesellschaft, die sich mit dem betreffenden Phänomen auseinandersetzt“[10], aussagt. Diskursiven Kontinuitäten und Brüchen für die Zeit vor und nach 1933 kommt in diesem Zusammenhang besonderes Interesse zu. In welchem Grad wandelte sich nach dem Durchbruch des Nationalsozialismus das in den Texten verwobene weltanschauliche Angebot? Und in welchem Umfang hatte sich bereits vor 1933 ein Set von Deutungsmustern etabliert, das im Dritten Reich bruchlos fortgeschrieben werden konnte?

Als bedeutsamste Diskursfelder erwiesen sich die Arndt zugeschriebene unbeirrbare weltanschauliche Prinzipientreue, unerschütterliche Volksverbundenheit und, jedenfalls vor 1933, seine tiefe Religiosität; außerdem die von antiintellektualistischen Ressentiments durchtränkte Stilisierung Arndts zum Erzfeind der Aufklärung und (damit einhergehend) Idealtyp des „Deutschtums“ sowie zum Protagonisten einer spezifisch deutschen Männlichkeit. Teils in diese Gegenstände eingearbeitet, teils getrennt davon präsentiert wurden rassistisch und sozialdarwinistisch konnotierte Interpretationen. Ihnen kommt – nebst den in den Gedenkschriften platzierten politischen Gegenwartsbezügen – im Folgenden besondere Aufmerksamkeit zu. Dieses Panorama illustriert bereits, dass die Gedenkschriften in allen Untersuchungszeiträumen dem eingangs skizzierten relativen Facettenreichtum der Schriften Arndts keineswegs gerecht wurden. Aspekte der Persönlichkeit und Werke des Dichters, die sich nicht für eine dezidiert völkisch-nationale Lesart nutzbar machen ließen, wurden entweder vollends ignoriert oder aber in Nebensätze und damit in die Ebene des vermeintlich historisch Unwesentlichen verdrängt. Ehe dies anhand der maßgeblichen Deutungsmuster aufgezeigt wird, folgen zunächst Bemerkungen über Herkunft, Alter, Bildungshintergrund und Berufstätigkeit der Autoren.

Konturen des Diskurses

In allen drei Untersuchungszeiträumen waren zwei Drittel der Autoren als Lehrer, als Schriftsteller oder an einer Universität tätig. Das Gewicht dieser Berufsfelder fällt in den einzelnen Untersuchungszeiträumen jedoch sehr ungleichmäßig aus. Insbesondere ein sukzessiver Bedeutungszuwachs akademisch geprägter und ausgebildeter Autoren ist augenfällig: Während Universitätsangestellte als Autoren 1909/10 noch keine Rolle spielten, stellten sie 1934/35 mit etwa 40 Prozent die mit Abstand größte Autorengruppe. Ein gegenteiliger Befund ergibt sich für die Schriftsteller, aus deren Feder 1909/10 fast jede zweite Gedenkschrift stammte, während zweieinhalb Jahrzehnte später nur etwa 15 Prozent der Autoren in diesem Berufsfeld tätig waren. Da sich 1919/20 unter den Autoren Schriftsteller und Universitätsangestellte ungefähr die Waage halten, kann, jedenfalls phänotypisch, von einer schleichenden Verwissenschaftlichung der Arndt-Rezeption gesprochen werden. Ein Blick auf den Bildungshintergrund der Autoren unter-

[10] Heinz Duchhardt, Die Stein-Jubiläen des 20. Jahrhunderts, in: Ders./Karl Teppe (Hrsg.), Karl von und zum Stein. Der Akteur, der Autor, seine Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte, Mainz 2003, S. 179–191, hier S. 181.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

streicht diesen Aspekt: Im späten Kaiserreich war der Anteil promovierter und/oder habilitierter Diskursträger mit etwa 40 Prozent nur knapp halb so hoch wie in den späteren Untersuchungszeiträumen. Ein weiterer, den Eindruck der Verwissenschaftlichung verstärkender Aspekt ist der kontinuierliche Bedeutungsverlust der Zeitungsartikel im Verhältnis zur Gesamtzahl der Publikationen[11], eine Entwicklung, die sich indes auch aus der gesunkenen Gesamtzahl deutscher Zeitungen infolge von Weltwirtschaftskrise und NS-Pressepolitik erklärt[12].

Der Altersdurchschnitt der Autoren beläuft sich für 1909/10 auf 42 Jahre, wobei die Spanne der Geburtsjahre von 1835 bis 1885 reicht. Für 1919/20 ergibt sich ein Altersdurchschnitt von 51 Jahren, mit einer deutlich geringeren Jahrgangsspanne (1849–1888). Die Autoren der Jahre 1934/35 wiederum waren zwischen 1862 und 1911 geboren worden und zum Zeitpunkt ihrer Publikation im Schnitt 45 Jahre alt. Die hohen Jahrgangsspannen erlauben es nicht, von in sich kongruenten Autorengruppen zu sprechen. Dennoch sind die Zahlen insofern von Interesse, als sie belegen, dass sich erst nach 1933 eine neue Autorengeneration etabliert hatte, während 1919/20 im Vergleich zu 1909/10 kaum junge Autoren nachgerückt waren.

Hinsichtlich der Herkunft der Diskursträger wiederum lässt sich – gleichmäßig verteilt auf den ost- und westelbischen Raum – mit einem Anteil von 70 Prozent eine klare Dominanz Preußens bilanzieren. Vor dem Hintergrund der demographischen Struktur des Deutschen Reichs entspricht dies zwar keiner sehr großen Überproportionalität[13], aber die Tatsache, dass nur ca. jeder zehnte Autor südlich des Mains geboren und aufgewachsen war, illustriert dennoch ein deutliches Nord-Süd-Gefälle. Ähnliches gilt für die Publikationsorte der Arndt gewidmeten Zeitungsartikel: Etwa 75 Prozent davon wurden in Preußen veröffentlicht, während – mit Ausnahme von Sachsen (11 Prozent) – in Tages- und Wochenzeitungen des restlichen Reichsgebiets nur äußerst selten über den Dichter berichtet wurde. Als wichtigste Zeitungen sind die großen norddeutschen Tageszeitungen nationalkonservativer Provenienz zu nennen, insbesondere die *Berliner Börsen-Zeitung*, die *Neue Preußische Kreuz-Zeitung*, die *Tägliche Rundschau* und die *Rheinisch-Westfälische Zeitung*.

[11] Standen 1909/10 Zeitschriftenbeiträge und Zeitungsartikel noch in einem Verhältnis von etwa 1:4, hatte sich 1934/35 das Verhältnis radikal verschoben (1,5:1). Für 1919/20 beläuft sich das Verhältnis auf ca. 1:2.

[12] 1934/35 war dieser Prozess indes noch nicht so stark vorangeschritten wie etwa 1939. Vgl. Rudolf Stöber, Deutsche Pressegeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 2., überarb. Aufl., Konstanz 2005, S. 158–162.

[13] In den Jahren zwischen 1871 und 1933 stagnierte der Anteil Preußens an der Gesamtbevölkerung des Reiches zwischen 60 und 62%. Vgl. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, hrsg. v. Statistischen Reichsamt, Bd. 40 (1919), S. 1–3, sowie Bd. 54 (1935), S. 5.

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Zentrale Deutungsmuster des Diskurses: 1909/10–1919/20 –1934/35 im Vergleich

Menschlich, aber nicht allzumenschlich: Arndt als ein Mann des Volkes

Hinsichtlich der Einstellung Arndts gegenüber dem „einfachen Volk" bestand ein alle Untersuchungszeiträume prägender Konsens: Anders als die Bildungseliten seiner Zeit sei Arndt als ein „Volksmann wie es wenige [...] gegeben"[14], um intensiven Austausch mit den Menschen aller Gesellschaftsschichten bemüht gewesen. Als bodenständiger und entbehrungserprobter Bauernsohn habe er sich einen untrüglichen „Sinn für das Natürliche, Gesunde, Reale"[15] bewahrt und – alle wesentlichen Merkmale des deutschen Nationalcharakters in sich vereinigend – sein Leben gänzlich in den Dienst seines Volks gestellt. Damit habe er die von ihm selbst eingeforderte bedingungslose nationale Solidarität beispielhaft verkörpert. Früh entwickelten sich in diesem Zusammenhang konsensfähige Idealvorstellungen, die nach 1933 reibungslos in dem Ideologem der Volksgemeinschaft aufgehen konnten[16]. Der Direktor des Reichsarchivs Ernst Müsebeck etwa, der es bereits 1910 als Arndts größtes Verdienst bezeichnet hatte, als einer der Ersten gegen Diffamierungen des Volks als Gesamtorganismus Stellung bezogen zu haben[17], unterstrich nach 1933, Arndt habe sich jederzeit von dem Gedanken der Volksgemeinschaft „bestimmt und getragen" gewusst[18]. Die Aussagen zur Volksverbundenheit Arndts waren in allen Untersuchungszeiträumen von einem die politische Rechte seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert kennzeichnenden Unbehagen gegen einen als volksschädigend empfundenen Individualismus[19] getragen, wie er besonders nach 1918 in linksliberalen Kreisen zelebriert wurde[20]. Dieses Unbehagen wurde ohne Abstriche auf den Charakter Ernst Moritz Arndts projiziert. Bereits Arndt habe erkannt, so der spätere Direktor des niedersächsischen Heimatmuseums Helmuth Plath in seiner Dissertationsschrift, dass der

[14] Julius Gensel, Vater Arndt. Ein Gedenkblatt zur 50. Wiederkehr seines Todestages, Leipzig 1910, S. 4.

[15] Daniel Menzel, Ernst Moritz Arndt. Gedenkblatt zur 50. Wiederkehr seines Todestages, in: Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 29. 1. 1910.

[16] Vgl., um nur ein Beispiel zu nennen, Hans Höll, Die Bauernordnung E. M. Arndts, in: Völkischer Beobachter, Berliner Ausgabe, Beilage: Volkstum, Kunst, Wissenschaft, Unterhaltung vom 5. 4. 1935.

[17] Vgl. Ernst Müsebeck, Ernst Moritz Arndt als Volkserzieher, in: Hamburger Nachrichten. Morgenzeitung für Politik, Handel und Schiffahrt vom 26. 4. 1910.

[18] Ernst Müsebeck, Ernst Moritz Arndt. 1769–1860, in: Adolf Hofmeister (Hrsg.), Pommersche Lebensbilder, Bd. 1: Pommern des 19. und 20. Jahrhunderts, Stettin 1934, S. 1–24, hier S. 6.

[19] Vgl. Stefan Breuer, Ordnungen der Ungleichheit. Die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen. 1871–1945, Darmstadt 2001, S. 77–104.

[20] Vgl. Moritz Föllmer, Die Berliner Boulevardpresse und die Politik der Individualität in der Zwischenkriegszeit, in: Wolfgang Hardtwig (Hrsg.), Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900–1933, München 2007, S. 293–326.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Mensch „seine Gestalt nicht aus sich als Individuum schöpfen" könne, sondern hierin „an das Schicksal seines Volkes gebunden"[21] sei.

Eingebettet in das Diskursfeld der Volksverbundenheit rückte nach 1933 die Frage nach dem Verhältnis Arndts zur bäuerlichen Bevölkerung ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Gemäß der nationalsozialistischen Blut-und-Boden-Ideologie galt ein prosperierender Bauernstand als wesentliche Voraussetzung für die Überlebensfähigkeit eines Volkes[22]. Arndts publizistisches Engagement für die Rechte der Landbevölkerung[23] reichte den Autoren, um den Dichter als frühen Wortführer nationalsozialistischen Ideenguts zu präsentieren. Der 32-jährige, am Amtsgericht Augsburg tätige Hans Merkel etwa erklärte, Arndt habe eine „Gesundung des Bauerntums" als „Lebensgrundlage des deutschen Volkes"[24] erkannt. 1934/35 wurde gerade der von Arndt eingeforderte Schutz kleiner Bauerngüter[25] – die durch die preußischen Reformen in der Tat in Bedrängnis geraten waren[26] – als besonders zeitgemäß und bemerkenswert herausgestellt. Der 34-jährige, in Kiel lehrende Geschichtsdozent Paul Hermann Ruth argumentierte, angesichts der existenziellen Bedrohung des Bauernstands vor 1933 durch das „liberale und kapitalistische Wirtschaftssystem der industriellen Gesellschaft" seien Arndts Stellungnahmen zum Bauerntum „in ihrer vorbildlichen Formung wie für die Gegenwart und aus der Gegenwart heraus gesprochen"[27]. Dem Deutschen Philologenblatt galt gar das Reichserbhofgesetz vom 29. September 1933 als Verwirklichung Arndtschen Gedankenguts[28]. Der Befund, dass Arndt die Bauern als wesentliche Stütze eines gesunden Staatswesens betrachtet habe, hat freilich seine Berechtigung[29]. Auffällig ist jedoch, dass dieser Haltung eine geradezu avantgardistische Innovativität zugesprochen wurde.

---

[21] Helmut Plath, Ernst Moritz Arndt und sein Bild vom deutschen Menschen, Quakenbrück 1935, S. 32.

[22] Vgl. Mathias Eidenbenz, „Blut und Boden". Zu Funktion und Genese der Metaphern des Agrarismus und Biologismus in der nationalsozialistischen Bauernpropaganda R. W. Darrés, Frankfurt a. M. u. a. 1993.

[23] Vgl. v.a. Ernst Moritz Arndt, Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen, nebst einer Einleitung in die alte teutsche Leibeigenschaft, Berlin 1803.

[24] Hans Merkel, Fichte und E. M. Arndt als Vorkämpfer nationalsozialistischer Agrarpolitik, in: Odal. Monatsschrift für Blut und Boden 3 (1934/35), S. 405–410, hier S. 410.

[25] Vgl. Ernst Moritz Arndt, Über den Bauernstand und über seine Stellvertretung im Staate [1815], in: Meisner/Geerds (Hrsg.), Werke, Bd. 14: Kleine Schriften von Ernst Moritz Arndt, Zweiter Teil, Leipzig 1909, S. 186–221, besonders S. 194.

[26] Vgl. Elisabeth Fehrenbach, Vom Ancien Régime zum Wiener Kongress, 4., überarb. Aufl., München 2001, S. 117.

[27] Paul Hermann Ruth, Ernst Moritz Arndt als Vorkämpfer einer deutschen Bauernpolitik, in: Odal. Monatsschrift für Blut und Boden 3 (1934/35), S. 649–667, hier S. 655 u. S. 666.

[28] Vgl. Fritz Ehringhaus, Ernst Moritz Arndt, in: Deutsches Philologenblatt. Korrespondenz-Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand 43 (1935), S. 66 ff., hier S. 67.

[29] Schließlich war die große Mehrheit der deutschen Bevölkerung zu Lebzeiten Arndts landwirtschaftlich organisiert; vgl. Dieter Langewiesche, Europa zwischen Restauration und Revolution. 1815–1849, München ^{5}2007, S. 22. Gesellschaftlichen Rückhalt fand Arndt im Übrigen weniger in der Landbevölkerung als bei jungen, gebildeten Protestanten. Vgl. Heinrich

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Vor 1933 wurde dem Verhältnis Arndts zum Bauernstand dagegen keine hohe Aufmerksamkeit zuteil[30]. In der Regel findet sich lediglich die gebetsmühlenartig zitierte, den Lebenserinnerungen Arndts entnommene und unlängst relativierte Annahme, der schwedische König Gustav IV. Adolf sei durch den Einfluss Arndts zur Abschaffung der Leibeigenschaft bewogen worden[31]. Aus diskursanalytischer Sicht lässt sich hieran beispielhaft zeigen, wie eine nirgendwo kritisch geprüfte Selbstdarstellung des Dichters durch jahrzehntelange, vorbehaltslose Wiederholung zum Bestandteil des Allgemeinwissens werden konnte. Zudem wurden nach 1933 die bis dahin nur vereinzelt nachweisbaren agrarromantischen Ressentiments gegen die Industrialisierung häufiger. Begleitet von Verklärungen der ländlichen Herkunft Arndts als eines kaum zu überschätzenden biographischen Glücksfalls war nun von der „volksverderbenden Macht“[32] der Industrialisierung, ihrer Bedrohung „des Volkstums, besonders des Bauernstandes“[33] die Rede. Das Aufwachsen jenseits urbaner Lebensräume, das Arndt tief „in die Kraft und in das Glück des eigenen Bodens“[34] eingeweiht habe, galt als wesentliche Voraussetzung seiner späteren politischen Leistungen. Agrarromantische und großstadtfeindliche Anwandlungen[35] verbanden sich dabei regelmäßig mit einem ebenso mehrheitsfähigen Antiintellektualismus und einer massiven Kritik an der Aufklärung.

Vom Frevel des Kosmopolitismus. Arndt als Erzfeind der Aufklärung

Arndt als kompromisslosen Gegner der mindestens bis 1800 zeitgeistprägenden Aufklärung zu schildern, mutet heute als Kritik an[36]. Die Diskursträger verbanden damit allerdings ein ausdrückliches Lob, waren doch die Werte der Aufklärung – insbesondere Kosmopolitismus und Rationalismus – in allen Untersuchungszeiträumen dezidiert negativ besetzt. Dass sich Arndt des Ideenguts der Aufklärung mit Hilfe seines „massiven Bauernverstand[s]“[37] erfolgreich habe erwehren

August Winkler, Der lange Weg nach Westen, Bd. 1: Deutsche Geschichte 1806–1933, Bonn 2002, S. 69.

30 Eine Ausnahme bildete der völkische Literaturhistoriker Adolf Bartels, der 1910 Arndts „immer erneute[s] Eintreten für den Bauernstand“ betonte; Adolf Bartels, Ernst Moritz Arndt, in: Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch 31 (1910), S. 290–331, hier S. 320.

31 Zur Relativierung der Anekdote vgl. Joachim Krüger, Ernst Moritz Arndt und die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schwedisch-Pommern, in: Christian Bunners (Hrsg.), Fritz Reuter, Ernst Moritz Arndt, Alwine Wuthenow. Anhang: Kommentierte Fritz-Reuter-Bibliographie 1947–2002, Rostock 2004, S. 19–28. Zur Selbstdarstellung Arndts vgl. Ernst Moritz Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, Leipzig 1840, S. 95.

32 Plath, Bild, S. 75.

33 Fritz Ehringhaus, Ernst Moritz Arndts Verdienste um den Bauernstand, in: Vergangenheit und Gegenwart. Monatsschrift für Geschichtsunterricht und politische Erziehung 25 (1935), S. 324–331, hier S. 330.

34 Otto Mann, Staat und Bauerntum bei Ernst Moritz Arndt, in: Nationalsozialistische Monatshefte 6 (1935), S. 1013–1019, hier S. 1014.

35 Vgl. Klaus Bergmann, Agrarromantik und Großstadtfeindschaft, Meisenheim am Glan 1970.

36 Zur Frage der Aufklärung als Leitparadigma vgl. Albrecht Beutel, Aufklärung in Deutschland, Göttingen 2006, S. 151–164.

37 Paul Meinhold, Arndt. Mit vier Bildern und einer Handschrift, Berlin 1910, S. 18.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

können, erschien den Autoren als Glücksfall. War in den Gedenkschriften von Aufklärung die Rede, so niemals im Sinne überwundener Unmündigkeit, sondern im Sinne internationalistischen Denkens, an dem die Befürwortung eines kulturellen Austausches mit dem Ausland ebenso abgelehnt wurde wie die als „undeutsch" klassifizierte Dominanz humanitärer Ideale über nationale Interessen. Dieses Deutungsmuster lehnte sich an Arndts Plädoyer für die Notwendigkeit der Erhaltung der natürlichen, mutmaßlich angeborenen Reinheit des deutschen Volkes[38] an: Nach der „Verwässerung des nationalen Stolzes durch Menschheits- und Weltgedanken", so 1919 der Direktor des Lübecker Johanneums Hermann Stodte, habe der „deutsche Gedanke" erst wieder in Arndts „Männerseele"[39] Feuer gefangen. Die Überzeugung, dass der Dichter das Ideengut der Aufklärung aus seinem bodenständigen Naturell und seiner unbestechlich nationalen Gesinnung heraus seit dem „ersten Tage seines öffentlichen Wirkens"[40] bekämpft habe, galt auch unverändert 1934/35. Nicht ein so abstrakter Begriff wie die Menschheit, sondern das Volk sei Arndts zentrale handlungsmotivierende Leitvorstellung gewesen[41]. Die kompromisslose Abgrenzung von der Aufklärung wurde als wesentliche Voraussetzung für dessen Entwicklung zum „Verehrer des Volkstums" und „Verfechter des nationalen Staates"[42] gewertet, als Voraussetzung also – um im Argumentationsmuster der Autoren zu bleiben – zur Herausbildung seiner wertvollsten Wesenszüge. Die Diskursträger bemühten sich in diesem Zusammenhang, den Paradigmenwechsel von weltbürgerlichem zu nationalem Denken in der deutschen Geistesgeschichte als gleichsam evolutionären Schritt zu verklären. Arndt galt dabei als einer der wichtigsten Protagonisten[43].

Vereinzelt nachweisbare positivere Beurteilungen der Aufklärung durch Arndt wurden zu keinem Zeitpunkt diskursmächtig. Keine Chance auf Konsensfähigkeit etwa hatte 1910 der 25-jährige Karl-Lamprecht-Schüler Emil Mätzold mit der in seiner Doktorarbeit präsentierten These, dass im Denken Arndts ein „gesunde[r] Ausgleich" von „Verstandeselemente[n]" und „Gefühlselemente[n]" bestanden habe. Zwar sei ein „die eigene Nationalität" aufgebender Kosmopolitismus „selbstverständlich" auf Arndts Ablehnung gestoßen, den Kosmopolitismus „der Bildung und Kultur" aber habe der Dichter sehr wohl geschätzt. Zur Ehrenrettung der Aufklärung führte Mätzold auf, Arndt habe ihr „die starken intellektu-

[38] Vgl. Ernst Moritz Arndt, Phantasien zur Berichtigung der Urteile über künftige deutsche Verfassungen [1815/16], in: Meisner/Geerds (Hrsg.), Werke, Bd. 14, Zweiter Teil, S. 70–186, hier besonders S. 115.

[39] Hermann Stodte, Ernst Moritz Arndts Vermächtnis, Dresden 1920, S. 5 u. S. 18 f.

[40] Helmuth Schreiner, Ernst Moritz Arndt. Ein deutsches Gewissen, Berlin 1935, S. 11.

[41] Vgl. programmatisch Paul Knauer, Ernst Moritz Arndt. Der große Erzieher der Deutschen, Stuttgart 1935, S. 76.

[42] Paul Landau, Zu Ernst Moritz Arndts 50. Todestage, in: Rheinisch-Westfälische Zeitung vom 26. 1. 1910.

[43] Eine ähnliche Instrumentalisierung ist in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg für Johann Gottlieb Fichte nachweisbar. Vgl. Johannes Burkhardt, Kriegsgrund Geschichte? 1870, 1813, 1756 – historische Argumente und Orientierungen bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: Ders. (Hrsg.), Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg. Vier Augsburger Beiträge zur Kriegsursachenforschung, München 1996, S. 9–80, hier S. 45.

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

alistischen Einschläge seines Wesens“[44] verdankt. Mit dieser Einschätzung stand Mätzold indes allein, denn gerade antiintellektualistische Wesenszüge waren es, die regelmäßig an Arndt gepriesen wurden. Der Dichter galt als eine vornehmlich durch reiche Praxiserfahrung weise gewordene, niemals aber zu einem weltfremden Elfenbeinturmgelehrten verkommene Persönlichkeit. Es ist bemerkenswert, in welcher Dichte die Diskursträger – schließlich selbst Teil der Bildungselite ihrer Zeit – den Intellektualismus als Symptom moderner Naturentfremdung und „Ursache [sozialer] Orientierungslosigkeit denunzierte[n]“[45]. Gerade in dem von promovierten und habilitierten Autoren dominierten Diskurs der Jahre 1934/35 war die Dichte antiintellektualistischer Äußerungen am größten, was als subtiles Bekenntnis zu der mit elitärem Selbstverständnis unvereinbaren Volksgemeinschaftsideologie gelesen werden kann.

Antiintellektualistische Deutungen fielen in allen Untersuchungszeiträumen weitgehend uniform aus. Sie waren von jeweils kategorischem Geltungsanspruch, verzichteten also auf spezifische Anfeindungen jüdischer oder politisch linksorientierter Intellektueller[46]. In der Schärfe des Tonfalls sind indes erhebliche Unterschiede festzustellen. So bezeichnete es der 1910 als freier Schriftsteller tätige Viktor Klemperer als „beneidenswert“, dass Arndts Erziehung anstelle „geistige[r] Belehrung“ von „körperliche[r] Ausbildung und Abhärtung“ gekennzeichnet gewesen sei[47]. Hermann Stodte hielt sich demgegenüber zehn Jahre später weit weniger zurück, als er Intellektuelle als Träger „ausländischer Äffereien“ und Sinnbilder „nationale[r] Knochenerweichung“ diskreditierte, denen es nicht gegeben sei, jene „Tiefenkräfte“ des Daseins zu begreifen, die sich Arndt „aus dem Ganzen seines urdeutschen Gemütes“[48] erschlossen hätten. Auch die *Gartenlaube* argumentierte, dass nur Arndts „kraftvolle Einfältigkeit“, nicht aber der mutmaßlich zeitgeistprägende Intellektualismus das darniederliegende Deutschland „werde retten können“[49]. Nach 1933 gewannen antiintellektualistische Deutungen zusätzlich an Schärfe[50]. Nun florierten Warnungen von einem „das Leben vergewal-

[44] Emil Mätzold, Ernst Moritz Arndts politische Anschauungen und Betätigungen, Leipzig 1910, S. 15, S. 38 u. S. 69.

[45] Ute Planert, Kulturkritik und Geschlechterverhältnis. Zur Krise der Geschlechterordnung zwischen Jahrhundertwende und Drittem Reich, in: Hardtwig (Hrsg.), Ordnungen, S. 191–214, hier S. 192.

[46] Vgl. Helga Grebing, Jüdische Intellektuelle und ihre politische Identität in der Weimarer Republik, in: Mitteilungsblatt des Instituts für Soziale Bewegungen 34 (2005), S. 11–23; dies., Der Typus des linken Intellektuellen in der Weimarer Republik, in: Daniela Münkel (Hrsg.), Geschichte als Experiment. Studien zu Politik, Kultur und Alltag im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Adelheid von Saldern, Frankfurt a. M. 2004, S. 15–24.

[47] Viktor Klemperer, Ernst Moritz Arndt. Zu seinem 50. Todestage, den 29. Januar, in: Tägliche Rundschau vom 28. 1. 1910.

[48] Stodte, Vermächtnis, S. 23 u. S. 31.

[49] Vgl. „Ein Lehrer deutschen Schicksals. Zu Ernst Moritz Arndts 150. Geburtstag“, in: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt, Dezemberheft 1919.

[50] Vgl. auch Alan Beyerchen, Anti-intellectualism and the cultural decapitation of Germany under the Nazis, in: Jarrell C. Jackman/Carla M. Borden (Hrsg.), The muses flee Hitler. Cultural transfer and adaption 1930–1945, Washington 1983, S. 29–44.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

tigenden, ja parasitär zum Leben stehenden abstrakten Geist", dem gegenüber Arndt als „Anwalt der Seele"[51] und „Todfeind" jeder „Schläue und Rechenhaftigkeit" stilisiert wurde, die ihrer atomisierenden Wirkung wegen seit jeher „der Anfang jedes Niederganges in [der] Volksgeschichte"[52] gewesen seien.

Den Antiintellektualismus ergänzend entwickelte sich 1919/20 die Wertung Arndts als risiko- und konfliktbereiter Mann der Tat zu einem weiteren tragenden Diskursfeld. Vor dem Hintergrund der unentwegt angefeindeten „Erfüllungspolitik" Weimars wucherten die Hoffnungen auf eine nationale „Führerfigur", die es anders als die kompromissorientierten Parlamentarier schaffen könne, das über Deutschland hereingebrochene „Versailler System" zu zerschlagen[53]. Insbesondere Zeitungsartikel frönten dezisionistischen Sehnsüchten und feierten die rigorose Tatkraft des Dichters. Für den 33-jährigen Hamburger Germanisten Malte Wagner war Arndt 1919 der Antityp egozentrischer „Leisetreter, die immer nur sich sehen" und anstelle von Risikobereitschaft und persönlichem Engagement „furchtsam untertauchen" würden, wenn es gelte „in der Brandung entweder oben zu schwimmen oder zertrümmert zu werden"[54]. 1934/35 besaß das hinter diesen Aussagen hervorscheinende Ethos des Aktionismus eine gleichermaßen hohe Deutungsmacht. Unter Verweis auf Arndts altruistisches Naturell urteilte auch Ernst Müsebeck, dass „nicht pessimistisch rückwärtsschauende romantische Empfindsamkeit, sondern freudig vorwärtsdrängendes [...] Verantwortungsgefühl"[55] Arndts Persönlichkeit bestimmt habe. Hervorhebungen der Zeitlosigkeit von Arndts „Täter-, Kämpfer- und Heldentum[s]", das damals wie heute zur „Gefolgschaft"[56] aufriefe, blieben nicht aus. Tat- und Entschlusskraft Arndts wurden indes nicht nur vor dem Hintergrund sozialdarwinistisch konnotierter politischer Ordnungsvorstellungen als zeitgemäße und vorbildliche Verhaltensdispositionen gefeiert, sondern galten zugleich als ein unverwechselbares Indiz der Männlichkeit und „Deutschheit" des Dichters.

[51] Knauer, Erzieher, S. 50 f.

[52] Albert Dietrich, Der erste Volkspolitiker der Deutschen. Zum 75. Todestage Ernst Moritz Arndts, in: Berliner Börsen-Zeitung vom 30. 1. 1935.

[53] Vgl. etwa Erna Heydemann, Mahnworte Ernst Moritz Arndts, in: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 34 (1919), Sp. 12–14. Wie tief verankert und zugleich heterogen Führersehnsüchte in der politischen Kultur Weimars waren, zeigt der Aufsatz von Gerhard Kraiker, Rufe nach Führern. Ideen politischer Führung bei Intellektuellen der Weimarer Republik und ihre Grundlagen im Kaiserreich, in: Jahrbuch zur Literatur der Weimarer Republik 4 (1998), S. 225–273.

[54] Malte Wagner, Zu Ernst Moritz Arndts 150. Geburtstag am 26. Dezember, in: Hamburger Fremdenblatt vom 27. 12. 1919.

[55] Müsebeck, Arndt, in: Hofmeister (Hrsg.), Pommersche Lebensbilder, Bd. 1, S. 4.

[56] Knauer, Erzieher, S. 9 f. u. S. 80.

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Arndt als Ikone von Deutschtum und Männlichkeit

Arndt als „edelsten Führer zu echtem Deutschtum“[57] und „herrliche[s] Urbild eines deutschen Mannes“[58] glänzen zu lassen, war ein integrales Bindeglied seiner Rezeption. Kaum eine Gedenkschrift, die nicht sein Deutschtum betont hätte. Was mit diesem Begriff konkret bezeichnet werden sollte, blieb indes im Dunkeln. Als vermeintlich nicht weiter erklärungsbedürftiger Ehrentitel wurde das Deutschtum an Arndt in inflationärer Häufigkeit bilanziert, ohne je im Detail erläutert zu werden. In dieser Hinsicht grenzten sich die Autoren durchaus von Arndt ab, der selbst viel Mühe darauf verwendet hatte, um den deutschen Nationalcharakter genauer zu beschreiben[59]. Verweise darauf, dass Arndt auf Rügen als schwedischer Untertan zur Welt gekommen war, blieben in der Regel großzügig ausgespart. Dass der Dichter sein Nationalgefühl gerade in einer „Zeit des Niedergangs“[60], namentlich während der napoleonischen Besetzung Deutschlands, entdeckt habe, wurde hingegen oft lobend erwähnt. Auch diese Deutung war unmittelbar den Lebenserinnerungen Arndts entliehen[61] – ein weiterer Beleg für die Neigung vieler Diskursträger, ihre Abhandlungen bar jeder Quellenkritik den Selbstdarstellungen des Dichters zu entleihen.

Flankiert wurde die von dem „Bedürfnis nach einfachen Ordnungskategorien“[62] getragene Deutschtumsideologie von einem gleichermaßen komplexreduzierenden Diskursfeld um die Männlichkeit Arndts. Auch hier wurde bei Weitem nicht immer klar, welche konkreten Vorstellungen des männlichen Geschlechtscharakters sich eigentlich hinter dem viel gepriesenen „Mannsein“ Arndts verbargen. Immerhin wurde von den (fast ausnahmslos männlichen) Diskursträgern[63] als dezidiert maskulines Wesensmerkmal die Ablehnung jeglicher „Gemütsverweichlichung“ herausgearbeitet: Aus freiem Willen, so ein breiter Konsens, habe Arndt aus einem „leidenschaftliche[n] Begehren nach [...] Selbstzucht“ heraus aller Bequemlichkeit und „weichlicher Halbheit“ abgeschworen und sich hierdurch zu einem Mann von „reine[m] Erz“ entwickelt[64]. Viktor Klemperer sprach 1910

[57] Menzel,Gedenkblatt, in: Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 29. 1. 1910.

[58] Robert Geerds, Ernst Moritz Arndt, neu bearb. u. erw. v. Erich Gülzow, Bielefeld/Leipzig 1920, S. 21 f.

[59] Im vierten Teil seines Hauptwerks „Geist der Zeit“ klassifizierte Arndt besonders Treue, Bescheidenheit und Sittlichkeit als deutsche Nationaltugenden, die er von mutmaßlich französischen Charakterzügen wie Eitelkeit, Leichtsinn und Verlogenheit abhob. Vgl. Meisner/Geerds (Hrsg.), Werke, Bd. 12, Vierter Teil, S. 146–180.

[60] Gensel, Vater Arndt, S. 10.

[61] Vgl. Arndt, Erinnerungen, S. 87 f.

[62] Planert, Kulturkritik, in: Hartwig (Hrsg.), Ordnungen, S. 194.

[63] Von den 86 namensbekannten Autoren aus den drei Untersuchungszeiträumen waren 83 männlich.

[64] Zitate aus Stodte, Vermächtnis, S. 8; Dietrich, Volkspolitiker, in: Berliner Börsen-Zeitung vom 30. 1. 1935; Meinhold, Arndt, S. 170; Andreas Weicker, Ernst Moritz Arndt. Zum 50. Todestage, in: Daheim. Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen vom 29. 1. 1910.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

gar von einer von Arndt perfektionierten „Kunst der Abhärtung“[65]. Als ausdrücklich männliche Charakterzüge galten zudem Furchtlosigkeit und charakterfeste Entschlossenheit. Auch Arndts Umgang mit persönlichen Schicksalsschlägen galt als ein Beleg seiner Männlichkeit. Illustriert wurde dies vornehmlich anhand seines Schicksals während der „Demagogenverfolgung“[66], sowie anhand des frühen Todes seiner ersten Ehefrau und eines seiner Söhne. Arndt trat indes zu keinem Zeitpunkt als ein gefühlskalter Mann in Erscheinung, der erlittenes Unrecht und den Tod geliebter Menschen schlicht stoisch hingenommen habe. Das Hauptaugenmerk lag vielmehr darauf, dass Arndt an seiner tief empfundenen Trauer niemals zerbrochen sei, sondern „männlich das ihm zugefügte Unrecht“[67] ertragen habe. Paul Knauer schließlich, 45-jähriger Religionslehrer in Liegnitz, scheute sich 1935 nicht, Arndts „Mannheit“ überhaupt als das zu beschreiben, was „den Menschen über das Tier“ erhebe, ehe er in einem Paradebeispiel sinnentleerter Redundanz die Notwendigkeit neuer „Männer, die durch ‚Mannheit‘ ausgezeichnet [...] wirkliche Männer sind“[68], beschwor. Als Nährboden dieser Äußerungen kann die Wahrnehmung einer „fortschreitende[n] Entmännlichung“ als „Signum ihrer Epoche“ gelten[69]. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass der 1910 als Mitherausgeber der *Frankfurter Zeitung* und ab 1950 als Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Paris tätige Wilhelm Hausenstein eine Ausnahmestellung in den Debatten zur Männlichkeit Arndts einnahm. Gegen das in den Gedenkschriften praktizierte Männlichkeitspathos, das als ein Kennzeichen der sukzessiven Militarisierung des wilhelminischen Deutschland verstanden werden kann[70], bezog Hausenstein entschieden Stellung. Wohl sah auch er in Arndt viel genuin Männliches verkörpert, gerade aber das „übertrieben Männliche“ und „bewußt Harte“, das er dem Dichter zur Last legte, stieß als etwas Unzeitgemäßes und „Überwundenes“ auf seine Ablehnung[71]. Durch diese divergierende Lesart konnte Hausenstein der diskursmächtigen Verklärung von Männlichkeit freilich nicht konstruktiv entgegenwirken. Vielmehr disqualifizierte sich Hausenstein durch seinen nicht nur bezüglich der Männlichkeitsthematik konsequent am Kompromiss desinteressierten Artikel als Interpret im Grunde von selbst.

---

[65] Viktor Klemperer, Ernst Moritz Arndt. Zum 29. Januar, seinem fünfzigsten Todestage, in: Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst 69 (1910), S. 149–157, hier S. 151.

[66] Ab 1820 blieb Arndt unter anderem aufgrund kritischer Äußerungen zum Polizei- und Spitzelwesen als Professor der Universität Bonn 20 Jahre lang amtsenthoben. Für einschlägige Äußerungen vgl. Meisner/Geerds (Hrsg.), Werke, Bd. 12, Vierter Teil, S. 81–90.

[67] Leopold Steininger, Ernst Moritz Arndt, in: Deutsche Turnblätter 17 (1910), S. 17–19, hier S. 19.

[68] Knauer, Erzieher, S. 20, S. 88 u. S. 93.

[69] Planert, Kulturkritik, in: Hartwig (Hrsg.), Ordnungen, S. 199.

[70] Vgl. hierzu Ute Frevert, Das Militär als Schule der Männlichkeit, in: Ulrike Brunotte (Hrsg.), Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900, Bielefeld 2008, S. 57–75.

[71] Wilhelm Hausenstein, Ernst Moritz Arndt. Zur 50. Wiederkehr seines Todestages, in: Münchener Post vom 30./31. 1. 1910.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Prinzipientreue und unerschütterliche Glaubensstärke

Wo heutigen Lesern in einigen Schriften Arndts ein Abgrund ideologischer Unverbesserlichkeit entgegentreten mag[72], erblickten die Diskursträger aller Untersuchungszeiträume geradewegs einen Olymp weltanschaulicher Prinzipientreue. Lobpreisungen Arndts als „unerschütterlichen Glaubensheld“[73] finden sich in nahezu allen Gedenkschriften, weisen also geradezu topischen Charakter auf. Ihr Bezugsrahmen war ausdrücklich weltlich im Sinne eines Glaubens „an die Zukunft des deutschen Volkes“[74] konnotiert. Eben diesen Glauben ließen die Autoren besonders vor dem Hintergrund glänzen, dass Arndt während seines Lebens genug Anlass gehabt habe, an der Realisierbarkeit seiner politischen Ideale – besonders der politischen Einigung Deutschlands – zu zweifeln[75]. Doch als ein Mann, „den kein Sturm hatte entwurzeln“ können, sei es „gerade seine Sache“ gewesen, in Krisenzeiten „nicht [zu] verzweifeln“[76], sondern seine Landsleute moralisch aufzurichten und „auf letzte Hoffnungen und Möglichkeiten“[77] hinzuweisen. Über die Frage, worauf sich Arndts weltlicher Glaube im Detail gerichtet habe, bestand indes nicht immer Eintracht. Vor dem Ersten Weltkrieg besaßen Hervorhebungen des Glaubens an Preußen hohes Gewicht, später wichen sie sukzessive demjenigen an das Reich als Ganzes bzw. an das Volk als Gesamtorganismus. Dies kann als zeittypische Variationen eines allgemeinen Konsenses begriffen werden.

1909/10 erfreute es sich einiger Beliebtheit, die auf preußische Initiative zurückgehende Reichsgründung von 1871 als ein Werk zu identifizieren, mit dem „das Wesentliche“ dessen, das Arndt „gehofft und gefordert“ habe, bereits „in Erfüllung gegangen“ sei[78]. Die Deutung Arndts als „Propheten und Vorkämpfer“[79] des Kaiserreichs ist trotz aller Zuspitzung durchaus nachvollziehbar, plädierte der Dichter doch in seinem Spätwerk ausdrücklich für ein preußisch geführtes

[72] Vgl. etwa das Plädoyer, allen deutschen Kindern einen irreversiblen Hass auf Frankreich zu indoktrinieren, in: Ernst Moritz Arndt, Ueber Volkshaß und ueber den Gebrauch einer fremden Sprache, Leipzig 1813, S. 15.

[73] Karl Kühner, Ernst Moritz Arndt, ein Verdeutscher des Christentums. Zum Gedächtnis an seinen 50. Todestag, in: Deutsches Christentum. Neue Folge der Bremer Beiträge 4 (1909/10), S. 133–146, hier S. 146.

[74] Wilhelm Prönnecke, Zu Ernst Moritz Arndts 50jährigem Todestage. Kaisergeburtstagsrede gehalten im Zeichensaale der städtischen Realschule zu Magdeburg am 26. Januar 1910, in: Zwanzigster Jahresbericht über die Städtische Realschule zu Magdeburg. Ostern 1909 bis Ostern 1910, Magdeburg 1910, S. 1–10, hier S. 9.

[75] Verwiesen wurde in diesem Zusammenhang auf die jahrelange französische Fremdherrschaft, die Zeit nach 1814/15, sowie auf die Erfahrungen von 1848/49. Angespielt wurde hierbei auf die Ablehnung Friedrich Wilhelms IV., die ihm von der deutschen Nationalversammlung angetragene Kaiserkrone anzunehmen. Vgl. Winkler, Westen, Bd. 1, S. 122 f.

[76] Meinhold, Arndt, S. 190.

[77] Heinrich Wieber, Der unbekannte Arndt. Einem Deutschen von Schrot und Korn zum Gedächtnis, in: Germania vom 29. 1. 1935.

[78] Heinrich Meisner, Ernst Moritz Arndts Leben und Schaffen. Mit drei Bildnissen und 4 Abbildungen, sowie einem Brief als Handschriftenprobe, Leipzig 1909, S. 85.

[79] Gensel, Vater Arndt, S. 3.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Deutsches Reich[80]. Dieses bis 1918 diskursmächtige Deutungsmuster verlor bemerkenswerterweise bereits unmittelbar nach Kriegsende massiv an Bedeutung. Dass Arndt bereits 1919/20 nur noch äußerst selten mit dem Kaiserreich in Verbindung gebracht wurde, erscheint zunächst befremdlich, zumal alle Autoren jener Jahre durch die Sozialisation untrennbar mit ihm verknüpft waren. Doch war das Interesse, den Dichter als Gründervater des Kaiserreichs zu schildern, bereits dem Bedürfnis gewichen, ihn als Erzfeind der aus den Kriegswirren hervorgegangenen Weimarer Republik in Stellung zu bringen und damit als potentielle Identifikationsfigur anderer politischer Lager unmöglich zu machen. Auch nach 1933 finden sich in aller Regel keine gesonderten Hervorhebungen Preußens mehr. Vielmehr wurde der Reichsgründung von 1871 nun offensiv und dezidiert abgesprochen, als Erfüllung der politischen Wunschvorstellungen Arndts gelten zu können. Diese Rolle fiel fortan dem NS-Staat zu.

Ehe dies näher thematisiert wird, soll ein kurzer Exkurs auf ein Diskursfeld erfolgen, in dem die ansonsten notorische Preisung Arndts durchbrochen und gleichsam Grenzen der Unfehlbarkeit des Dichters angedeutet wurden: das Verhältnis Arndts zu Friedrich dem Großen, mit dem Arndt in seinem Frühwerk bisweilen hart ins Gericht gegangen war[81], wohingegen das Spätwerk von positiveren Wertungen gekennzeichnet ist. Die unkritischeren Aussagen des Spätwerks betonend, konstruierten die Autoren einen quasi evolutionären Reifeprozess des Dichters, wobei sie antifriderizianische Äußerungen des Frühwerks als letztlich verzeihliche Verwirrungen des Zöglings Arndt werteten, schließlich habe der Dichter seine Äußerungen später als Irrtümer erkannt und hierdurch gleichsam zum wahren Glauben zurückgefunden. Der Professor für praktische Theologie an der Universität Rostock Helmuth Schreiner, beispielsweise belehrte seine Leser, Arndt habe „von früher Jugend an [...] den Staat Friedrichs des Großen als einen totalen, aber toten Mechanismus in Grund und Boden [...] verdammt, später jedoch sein einstiges Urteil über Friedrich den Großen berichtigt“[82]. Wo also das Verhältnis Arndts zu Friedrich den Großen zur Sprache kam, zeigten sich die Autoren von kritischen Äußerungen des Dichters irritiert und vermochten dessen Ehrenrettung erst über den Umweg späterer Stellungnahmen zu vollziehen. In einer Gegenüberstellung mit der entschieden größeren nationalen Ikone Friedrich

[80] Ernst Moritz Arndt, Pro Populo Germanico, in: Ernst Moritz Arndts Sämtliche Werke, Bd. 14, hrsg. u. durchg. v. R. Lorenz, Magdeburg 1909, S. 128: „Die Frage um […] einen deutschen Mittelpunkt und um ein künftiges Oberhaupt des Volkes und der Fürsten – es ist der Name Preußens, es ist die große preußische und deutsche Frage, die kaum noch eine offene Frage heißen darf […]. Hier [in Preußen] ist das rechte Deutschland, jenes Deutschland, welches einmal das große Deutschland werden und heißen wird: denn hier ist Deutschlands Kopf.“

[81] Arndt lastete Friedrich dem Großen die Entfremdung Preußens gegenüber Österreich an und beklagte eine seelenlose Maschinenhaftigkeit des friderizianischen Staates. Für einschlägige Zitate vgl. Wilhelm Meise, Die Beurteilung Friedrichs des Großen im Zeitalter der Erhebung und der preußischen Reformen. Ein Beitrag zur Bildung der politischen Meinung in Preußen in der Frühzeit der deutschen Einheitsbewegung, Marburg 1934, S. 20.

[82] Schreiner, Gewissen, S. 12 u. S. 39.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

dem Großen konnte Arndt nicht siegen[83]. Nur im Kontext des dem Dichter zugesprochenen Reifeprozesses fand Arndts Kritik an Friedrich dem Großen einen Platz in den Gedenkschriften. Auf diese Weise mochte sie, scheinbar widerlegt, der Absicht der Diskursträger zu entsprechen, Friedrich den Großen sowie den gleichsam lernfähigen Arndt glänzen zu lassen.

Verdrängte Kluft: Gegenwartsbezüge und Analogieschlüsse im Arndt-Diskurs

Der Begriff „Verdrängte Kluft" bezeichnet das Phänomen, dass zahlreiche Diskursträger der Jahre 1909/10 und 1919/20 bar jeder Differenzierung Analogieschlüsse zwischen ihrer Gegenwart und den Jahren 1806 bis 1813 zogen[84]. Mittels unschwer als unseriös zu klassifizierender Gegenwartsbezüge[85] erhofften sich die Autoren eine heilkräftige Wirkung auf ihre als politisch und gesellschaftlich defizitär wahrgenommene Gegenwart. 1909/10 waren insbesondere mangelnder Patriotismus und ein vermeintlich überhandnehmender Egoismus Gegenstände der Kritik. Der 30-jährige Magdeburger Oberlehrer Wilhelm Prönnecke etwa forderte die Rückbesinnung auf Arndt mit dem Verweis, dass den Deutschen „eine Stärkung des vaterländischen Gedankens [...] bitter not" tue, hätten sie doch, „berauscht durch die Sirenengesänge von einem nebelhaften allgemeinen Menschentum", sukzessive die „Freude am heimischen Herde, an den Wurzeln unserer Kraft" verloren[86]. 1919/20 steigerten sich kritische Gegenwartsbezüge zu vernichtenden Urteilen über die politische Nachkriegsordnung. Das Bedürfnis nach Anfeindung der jungen Republik fiel in einigen Fällen so stark aus, dass Arndt in ihnen geradezu in den Hintergrund rückte. Eine eigentlich dem Thema „Bismarck, Arndt und die deutsche Zukunft" gewidmete Ansprache des 60-jährigen Germanistikprofessors Gustav Roethe beispielsweise beinhaltete im Kern nichts anderes als eine sentimentale Verklärung des Kaiserreichs und eine rigorose Abrechnung mit Weimar. Von dem „Unrat verschmutzter Gegenwart", von „Eigennutz, Genußsucht und Neid, Feigheit, Ehrlosigkeit und Willensschwäche" war hier mit Blick auf die Republik die Rede, überhaupt von ihrer „Nutzlosigkeit" und „undeutschen Verwahrlosung". In dieser Situation, so resümierte der berühmte Germanist, sei es „ein Trost", sich in die Schriften Arndts zu vertiefen[87]. Hermann Stodte sprang als Gymnasialdirektor nur unwesentlich sanfter mit seinem Staat und Arbeitgeber um, indem er dem „tief unglücklich[en]" deutschen

[83] Zur Rezeptionsgeschichte Friedrichs des Großen zwischen 1871 und 1945 vgl. Peter-Michael Hahn, Friedrich der Große und die deutsche Nation. Geschichte als politisches Argument, Stuttgart 2007, S. 45–131.

[84] Die Zeitung 20. Jahrhundert ließ ihre Leser wissen, das Jahr 1919 könne „ohne weiteres" mit der Zeit der napoleonischen Besatzung gleichgesetzt werden. Vgl. Hanns Martin Elster, E. M. Arndt und die Gegenwart. Zu des Dichters 150. Geburtstage am 26. Dezember, in: 20. Jahrhundert vom 27. 12. 1919.

[85] Vgl. Burkhardt, Kriegsgrund Geschichte, in: Ders. (Hrsg.), Lange und kurze Wege, S. 46.

[86] Prönnecke, Kaisergeburtstagsrede, S. 4 u. S. 6.

[87] Gustav Roethe, Bismarck, Arndt und die deutsche Zukunft. Eine Ansprache an die Studentenschaft Greifswalds zur Sonnwendfeier 1920, Greifswald 1920, S. 3–6.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Volk eine Verinnerlichung des in Arndts Schriftgut lebenden „deutschen Gedankens“ empfahl, um so seine „Zuversicht [zu] stärken“ und sein „Urteil [zu] klären“. Aufgrund der „quellenklaren Reinheit seiner Absichten“ besitze Arndts Stimme nach wie vor „entscheidenden Wert“[88].

Deutungen des Zeitalters der Befreiungskriege als eines historischen Vorbild- und Präzedenzfalls wiesen hohe Tragfähigkeit auf. Die Analogieschlüsse offenbaren besonders 1919/20 einen prekären politischen Realitätsverlust zahlreicher Autoren. Der Gymnasiallehrer Hans Draheim gab 1919 in der *Täglichen Rundschau* nicht nur seiner Hoffnung Ausdruck, Arndts Schriften würden „wie vor hundert Jahren“ das deutsche Volk abermals „aufrichten und begeistern“, sondern stimmte gar ein Klagelied über die „auch heute noch nicht verwirklicht[en]“[89] territorialen Vorstellungen des Dichters an, die sich bekanntermaßen mit jenen der deutschen Sprache deckten[90]. Die *Gartenlaube* wiederum deutete Deutschlands „erbärmlichen“ Zustand als Ausdruck der Unfähigkeit des Volkes, Arndts Lehre aus den Befreiungskriegen „zu hören und zu begreifen“[91]. Dass dergleichen Äußerungen inhaltlich vage blieben, kann nicht überraschen. Auch den sich 1919/20 zunehmend in Rage schreibenden Autoren musste klar sein, dass die Verwirklichung konkreter Forderungen Arndts – man denke nur an den Aufruf zur allgemeinen Volkserhebung gegen die französische Besatzung – nicht nur politisch-militärisch einem Himmelfahrtskommando gleichgekommen wäre. Der Eindruck vermeintlicher Seriosität mochte sich unter den Lesern indes umso stärker einstellen, je häufiger die politische Zeitlosigkeit der Schriften Arndts konstatiert wurde, ohne im Detail erläutert zu werden. Die Gegenwartsbezüge erschöpften sich in simplen Diagnosen paralleler nationaler Schmach und Ohnmacht Deutschlands nach 1918 sowie um 1806 und können als Ausdruck der fehlenden Bereitschaft zur konstruktiven Aufarbeitung der Kriegserfahrungen gelesen werden. Den Gedanken jedenfalls, dass der Krieg „überholt sei und in Zukunft überwunden werden müsse“, sucht man 1919/20, wie schon vor dem Ersten Weltkrieg, in den „verkürzten Geschichtsreflexionen [...] vergeblich“[92].

Auch nach 1933 spielten Gegenwartsbezüge eine große Rolle. Freilich unter völlig veränderten Vorzeichen dienten sie nunmehr, von politischer Systemkritik entkleidet, doch ganz dem Zweck, Arndt als „Prophet des nationalsozialistischen Deutschland“[93] zu vereinnahmen. Dies ist angesichts der Presselenkung im NS-

[88] Stodte, Vermächtnis, S. 4–6.

[89] Hans Draheim, Ernst Moritz Arndt, in: Tägliche Rundschau vom 24. 12. 1919.

[90] Vgl. Arndts bekanntestes Gedicht „Des Deutschen Vaterland“ (1813), in: Meisner/Geerds (Hrsg.), Werke, Bd. 3: Gedichte II, Leipzig 1908, S. 25 f.

[91] Die Krisenlösungsstrategie der Zeitschrift nahm sich letztlich ebenso schlicht wie eigenwillig aus: „Solange wir nicht zu der einfachen völkischen Kühnheit eines Arndt uns zurückfinden, daß wir der Welt am besten helfen, indem wir uns selbst helfen, daß wir nur auf Grundlage eines robusten nationalen Egoismus internationalem Altruismus geben können, was ihm gebührt, so lange ist uns nicht zu helfen, weil wir uns nicht selbst helfen.“ „Ein Lehrer deutschen Schicksals“, in: Gartenlaube, Dezemberheft 1919.

[92] Burkhardt, Kriegsgrund Geschichte, in: Ders. (Hrsg.), Lange und kurze Wege, S. 86.

[93] Johann Georg Sprengel, Ernst Moritz Arndt. Zum 165. Geburtstag Weihnacht 1934, in: Die deutsche höhere Schule 1 (1934), S. 97–100, hier S. 97. Zum historischen Legitimationsbe-

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Staat nicht weiter verwunderlich[94], kann im Wesentlichen jedoch auf eine optimistische Aufbruchsstimmung der Autorenmehrheit zurückgeführt werden. Die Deutung, Arndt habe die mit dem Nationalsozialismus verbundene „große geistige Wende [...] in seiner Person bereits in genialer Weise vorweggenommen", weshalb man „erst heute, im Dritten Reich" den wahren Arndt als „wortgewaltigen Verkünder einer deutschen Lebens-, Volks- und Gottschau von erstaunlicher Tiefe und eindrucksvoller Wahrheit"[95] zu erkennen vermöge, konnte mit einiger Zustimmung rechnen. Die exklusiven Vereinnahmungsversuche waren mit vehementen Anfeindungen bestehender Deutungstraditionen verbunden. In Hinblick auf das Kaiserreich war nunmehr von viel zu liberal gefärbten Interpretationen die Rede. Man habe über Arndt, so informierte die *Kölnische Zeitung* ihre Leser, „sicherlich nicht das Entscheidende erfahren", wenn man „im Jahrzehnt vor dem Weltkrieg"[96] über ihn unterrichtet worden sei. Auch die *Nationalsozialistischen Monatshefte* bemühten sich, die 1909/10 populäre Deutung der Kaiserreichsgründung als Erfüllung der politischen Wunschvorstellungen Arndts zu widerlegen: Der Menschenschlag, den Arndt dem Reich „zur Stütze hatte geben wollen", sei nach 1871 vielmehr geradezu abgestorben, wohingegen es im Dritten Reich „durch die überlegene Kraft eines politischen und kulturellen Führers" gelungen sei, Arndts Ideen „eines volkhaften, im Boden begründeten und in sich selbst ruhenden Staates" zu verwirklichen[97].

Der hier anklingende Bezug zwischen Arndt und Hitler wurde 1934/35 in einigen Zeitschriften thematisiert, wobei jedoch peinlich darauf geachtet wurde, letzteren nicht als Epigonen Arndts, sondern als den entschieden reiferen Denker erscheinen zu lassen. Dieses Fettnäpfchen suchte etwa die Zeitschrift *Vergangenheit und Gegenwart* zu umgehen, indem sie darüber informierte, nicht etwa Hitler stehe Arndt, sondern Arndt stehe Hitler „in seinem Denken und Fühlen so nahe wie kaum ein anderer"[98]. Verglichen wurden etwa Arndts Forderung nach nationaler Geschlossenheit, die – wie in der Zeitschrift *Christenkreuz und Hakenkreuz* zu lesen stand – im Dritten Reich „Adolf Hitler wieder unserem Volke eingehämmert"[99] habe. Als Gemeinsamkeit wurde ferner das vehemente Eintreten gegen den

dürfnis des Nationalsozialismus vgl. Frank-Lothar Kroll, Utopie als Ideologie. Geschichtsdenken und politisches Handeln im Dritten Reich, Paderborn u. a. 1998.

[94] Vgl. Holger Impekoven, Feigenblätter. Studien zur Presselenkung in Drittem Reich und DDR, Münster 2004. Für den Diskurs der Jahre 1934/35 deutet wenig auf direkte Presselenkung hin. Die Jahrestage Arndts wurden in der Reichspressekonferenz nicht thematisiert. Vgl. NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit. Edition und Dokumentation, hrsg. von Hans Bohrmann u. bearb. v. Gabriele Toepser-Ziegert, Bd. 2 u. 3.1, München u. a. 1985 u. 1987.

[95] Knauer, Erzieher, S. 8 f. u. S. 32.

[96] „Arndt und die Gegenwart. Zu Ernst Moritz Arndts 75. Todestag am 29. Januar", in: Kölnische Zeitung vom 29. 1. 1935.

[97] Mann, Staat und Bauerntum, S. 1019.

[98] Ehringhaus, Verdienste, S. 325.

[99] Emil Grundmann, Der Wächter am Rhein. Zum 75. Todestage E. M. Arndts, in: Christenkreuz und Hakenkreuz. Monatsblätter für deutsches Christentum 3 (1935), H. 1, S. 29–32, hier S. 31.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Kosmopolitismus hervorgehoben[100]. Wurden hingegen Unterschiede in den Ansichten Hitlers und Arndts festgestellt, war die Ursache hierfür mit der – gemessen an den Einsichten Hitlers – relativen weltanschaulichen Unreife des Dichters schnell gefunden: Wären Arndts Gedanken noch „tiefer in unser Volk eingedrungen", schlussfolgerte etwa die Zeitschrift *Neues Bauerntum*, hätte er den Gedanken und Entscheidungen Hitlers „überall [...] von vornherein volles Verständnis entgegen gebracht"[101]. Das Bemühen, Arndt dem „Führer" intellektuell unterzuordnen, ist unverkennbar. Die Vergleiche sind als situationsbedingte Variationen der Überhöhung des Dichters zu verstehen.

Arndts Religiosität zwischen positiver Christlichkeit und völkischer Frömmigkeit

Vor 1933 zählte die Betonung „tiefe[r] Religiosität und positive[r] Christlichkeit"[102] zum festen Kanon der Arndt-Rezeption. Hierbei wurde besonders darauf geachtet, eine betont „schlichte Frömmigkeit"[103] herauszuarbeiten, in der Arndt jederzeit eine emotionale Stütze gefunden habe. Eine rein rationale, streng wissenschaftlich betriebene Theologie hingegen habe Arndt strikt abgelehnt, wofür dessen 1794 abgebrochenes Theologiestudium als Beleg diente. Die prinzipielle Höherwertigkeit einfacher, volkstümlicher, „allem Dogmenkult abhold[er]"[104] Religiosität stand außer Frage. Konfessionsfragen spielten hierbei nur eine marginale Rolle. Die Zielsetzung, Arndt als nationale Ikone zu konstituieren, war ohne eine Aussparung konfessioneller Differenzierungen nicht möglich. In einigen Fällen gingen Autoren sogar dazu über, Arndt als überkonfessionellen Einheitsstifter zu präsentieren, etwa als Gustav Roethe davon sprach, „das ganze deutsche Volk" könne sich unter der Ägide Arndts wieder in der „brüderliche[n] Gemeinschaft"[105] eines christlichen Glaubens sammeln. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass – analog zu Arndts Vermengung religiösen und nationalistischen Gedankenguts während der Befreiungskriege[106] – mehrfach direkte Zusammenhänge zwischen der Religiosität und dem Deutschtum Arndts erörtert wurden. 1910 etwa stellte der badische Pfarrer Karl Kühner in einem formvollendeten Zirkelschluss fest, einerseits habe das Deutschtum Arndts „zweifellos die tiefsten Wurzeln" im Christentum besessen, andererseits sei seine Religiosität unverkennbar „in deutscher Art" gegründet gewesen[107]. Zu einem geradezu skurril verweltlichten Religionsbegriff neigte Hermann Stodte, der erläuterte, für Arndt

[100] Vgl. Ehringhaus, Arndt, S. 67.
[101] Fritz Ehringhaus, Ernst Moritz Arndt. Ein Vorkämpfer für den deutschen Bauernstand und das Reichserbhofgesetz, in: Neues Bauerntum 27 (1935), S. 116–119, hier S. 119.
[102] Mätzold, Anschauungen, S. 60.
[103] Meinhold, Arndt, S. 19.
[104] Christoph Flaskamp, Ernst Moritz Arndt als Lyriker, in: Hochland 7 (1910), S. 87–90, hier S. 87.
[105] Roethe, Zukunft, S. 15.
[106] Die Vermengung kulminierte in der Formel des „Deutschen Gottes". Vgl. etwa das Gedicht „Deutscher Trost" (1813) in: Meisner/Geerds (Hrsg.), Werke, Bd. 3: Gedichte II, S. 32 f.
[107] Kühner, Verdeutscher, S. 136.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

sei Religion lediglich „ein anderes Wort für persönlichen Einsatz zugunsten des Höchsten und Wertvollsten in der Welt", nämlich dem „Vaterland", gewesen[108].

Was weder 1909/10 noch 1919/20 zur Debatte gestanden hatte, wurde nach 1933 kontrovers diskutiert. Arndt trat nun vermehrt als religionskritische Persönlichkeit in Erscheinung. Vor allem aber verlor die Religiosität ihre Aura als gleichsam obligatorisches Diskursfeld. Aufkeimende Umdeutungsversuche blieben jedoch nicht ohne Widerspruch. Vielmehr bemühten sich theologisch geprägte Diskursträger darum, sich atheistischen bzw. neuheidnischen Interpretationen zu stellen und sie möglichst zu diskreditieren. Am anschaulichsten kommt dies in der Auseinandersetzung zwischen Paul Knauer und dem späteren Bundestagspräsidenten Eugen Gerstenmaier zum Ausdruck. Knauer verfolgte nachdrücklich das Ziel, Arndts „Religion des Irdischen" als einen avantgardistischen Charakterzug hervorzuheben, wobei er die für das völkische Ideengut charakteristische Vermengung von Religiosität mit Rasse, Blut und Boden bediente[109]. Insgesamt arbeitete Knauer einen „tief unchristlich[en]" Arndt heraus, der trotz einer bisweilen „christlichen Fassade" eine entschieden „unchristliche Lehre" gepredigt habe, namentlich das Aufgehen des Volkes in „Blut und Boden"[110]. Während seiner „besten Mannesjahre" sei das Christentum von Arndt als schlechterdings „lebensfeindliche"[111], weil jenseitsorientierte Macht abgelehnt worden, schließlich habe er aus der „erdflüchtigen Glaubenshaltung" des Christentums unmöglich die Antriebe und die Kraft ziehen können für seinen „heroischen Kampf für Deutschlands Wiedergeburt und Größe" [112].

Diese radikale Deutung, mit der Knauer nicht alleine dastand[113], provozierte 1935 den entschiedenen Widerspruch des damals 29-jährigen Lizenziaten der Theologie Eugen Gerstenmaier. In einem bemerkenswerten, in der Zeitschrift *Zeitenwende* publizierten Totalverriss entlarvte er Knauers Monographie als ein Paradebeispiel komplexitätsreduzierender Geschichtskonstruktion. Dabei verwies er auf die unseriösen Methoden der neuheidnischen Geschichtsschreibung, entsprechende Traditionen in der deutschen Geistesgeschichte zu etablieren[114].

---

[108] Ein rein in christlicher Nächstenliebe aufgehendes Gottesbild habe der Dichter hingegen als Ausdruck „kleine[r] feige[r] Gemüter" verworfen. Stodte, Vermächtnis, S. 9 f.

[109] Vgl. Stefanie v. Schurbein/Justus H. Ulbricht (Hrsg.), Völkische Religion und Krisen der Moderne. Entwürfe „arteigener" Glaubenssysteme seit der Jahrhundertwende, Würzburg 2001.

[110] Knauer, Erzieher, S. 10, S. 132 u. S. 146–148.

[111] Paul Knauer, Wie steht es mit Arndts Heidentum?, in: Deutscher Glaube 2 (1935), S. 399–404 u. S. 456–464, hier S. 400.

[112] Ders., Erzieher, S. 144–146.

[113] Vgl. auch Hans Kern, E. M. Arndt. Der Seher der Deutschen, in: Deutscher Glaube 1 (1934), S. 98–104, hier S. 102 f., der die vermeintlich rein jenseitsorientierte Ausrichtung des Christentums als „seelenmörderisches Verhängnis" diskreditierte und Arndt als „leidenschaftlichen Bekämpfer der christlichen ‚Moralität' als solcher" bezeichnete. Insbesondere die Ablehnung der Instinkte wertete Kern im Namen Arndts als eine „Perversion" und ein Indiz für den Verlust „echte[r] Religiosität".

[114] Gerstenmaier verwies, neben der Beliebigkeit der herangezogenen Schriften, auf die eklektizistische Auswahl der historischen Persönlichkeiten, auf die sich neuheidnische Autoren

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Die in Arndt angelegte, komplexe Wechselwirkung von „Gläubigkeit und weltzugewandtem Engagement für Deutschland", so Gerstenmaier, habe Knauer nicht begriffen, sondern in „deutschgläubiger Verklärung [...] zu einer unglückseligen perversen Spaltung bagatellisiert". Insgesamt habe er aufgrund des vorauseilenden Interesses, Arndt als einen Heiden darzustellen, „in wissenschaftlicher wie in biographischer Hinsicht dilettantisch" gearbeitet und dabei Arndts Begriff des Heidentums völlig falsch interpretiert[115]. Dieser scharfe Angriff veranschaulicht, wie sehr sich Gerstenmaier als Theologe durch antireligiöse bzw. antichristliche erinnerungskulturelle Tendenzen persönlich herausgefordert fühlte. Zugleich zeigt sich in dieser Reaktion, dass die „Ablehnung obskurer neuheidnisch-germanischer Ideologien"[116] nicht nur auf katholische Theologen zutraf, zumal ein genuines Bedrohungsgefühl angesichts neuheidnischer Vereinnahmungsversuche Arndts nicht nur bei Gerstenmaier zutage trat[117]. Doch spielten antireligiöse Deutungsmuster 1934/35 insgesamt keine dominante Rolle. Kennzeichnend ist vielmehr das häufige Ausbleiben der in den anderen Untersuchungszeiträumen obligatorischen Berücksichtigung der Religiosität des Dichters. Als Diskursfeld glitt sie demnach infolge der Machtergreifung der Nationalsozialisten vom Kern in die Peripherie der Arndt-Rezeption ab.

Stellenwert sozialdarwinistischer, rassistischer und antisemitischer Deutungsmuster

Das Postulat menschlicher Ungleichheit als Grundprinzip jeder natürlichen Ordnung war einer der zentralen Leitgedanken innerhalb des heterogenen Ideenkonglomerats der deutschen Rechten[118]. Es kann daher nicht wundernehmen, dass die Erkenntnis jener Ungleichheit und des daraus vermeintlich ableitbaren naturgegebenen Konkurrenzverhältnisses aller Völker zu den regelmäßig an Arndt hervorgehobenen Wesenszügen zählt. Trotz entsprechender Anknüpfungspunkte in dessen Œuvre[119] ist aber unübersehbar, dass die Diskursträger hierbei

beriefen, wobei große Persönlichkeiten eindeutig religiöser Prägung (etwa Luther) ausgespart blieben. „Angesichts der Gestaltenfülle der deutschen Geschichte", so Gerstenmaier sarkastisch, mute „die mythogermanische Ahnengalerie dürftig an". Eugen Karl Albrecht Gerstenmaier, Arndt – Ahnherr des Deutschglaubens? Prinzipien neuheidnischer Geschichtsschreibung, in: Zeitwende 12 (1935), S. 145–158, hier S. 146.

115 Arndt habe mit dem Begriff Heidentum „nichts als das liebend-gläubige Verhältnis [...] zu Heimat und Volk, zu Natur und Geschichte" bezeichnet. Gerstenmaier versuchte mit dieser gleichermaßen eigenwilligen Begriffsbestimmung, antireligiöses Deutungspotential auf traditionelle Synthesen von Religiosität und Nationalgefühl zurückzuführen. Vgl. ebenda, S. 150–156.

116 Axel Schildt, Konservatismus in Deutschland. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 1998, S. 195.

117 Auch der evangelische Theologieprofessor Helmuth Schreiner kritisierte das sukzessive Verschwinden religiöser Inhalte aus der Arndt-Rezeption. Vgl. Schreiner, Gewissen, S. 14f.

118 Vgl. Breuer, Ordnungen der Ungleichheit, S. 11–19.

119 1813 etwa hatte Arndt seine Leser unmissverständlich wissen lassen, dass „gerade die Vermischung mit dem Ungleichen den Tod der großen Tugend und die Geburt der Eitelkeit" verursache. „Jedes Volk behalte das Seine und bilde es tüchtig aus, hüte sich aber vor aller

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

das von dem eskalierenden Konflikt zwischen Preußen und Frankreich bedingte und also politisch motivierte Ungleichheitspostulat des Dichters in ein völlig anderes, von naturwissenschaftlichen Paradigmen bestimmtes Licht rückten. In keiner der untersuchten Publikationen wurden die wissenschaftlichen Umwälzungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die die Perzeptionen der Autoren von jenen Arndts trennte, auch nur angedeutet[120]. Vollständig ausgeklammert blieb beispielsweise die Bedeutungsverschiebung des Rassebegriffs[121]. Fern von begriffsgeschichtlichen Differenzierungen war von Arndt als einem der „feinsten Volks- und Rassepsychologen unseres Schrifttums" sowie – unter dezidiert sozialdarwinistischen Vorzeichen – als einem „Vorläufer der modernen Rasseforschung" die Rede. Angesichts der naturgemäß „ungleiche[n] Verteilung der Anlagen und Naturgaben" habe Arndt das Leben als einen „freie[n] Kampf der Kräfte" wahrgenommen. Arndt galt in diesem Kontext freilich als ein Mann, der jederzeit bereit und fähig gewesen sei, den „Kampf mit dem Dasein aufzunehmen". Besonders die Gedenkschriften der Jahre 1909/10 und 1934/35 gleichen einer Spielwiese rassistischer Deutungen. Angesichts der Überzeugung, dass mit der „Verschiedenartigkeit auch eine Verschiedenwertigkeit der Rassen" verbunden sei, habe Arndt der „germanische[n] Rasse [...] die größten Werte" zuerkannt und vehement gegen jegliche „Rassenmischung und Inzucht" Stellung bezogen[122]. Auch die *Berliner Börsen-Zeitung* informierte ihre Leser, Arndt habe „in der Vermischung der Rassen die [...] Grundursache des Völkerverfalls und der Entartung großer und blühender Gemeinwesen" erblickt. Eine Besonderheit der Jahre 1934/35 ist die überaus häufige Verwendung des Blut-Begriffs, sei es im Kontext der Abstammung des Dichters, sei es hinsichtlich der ihm beigemessen Weltanschauung. Nun waren es das „Wissen um die Macht des Blutes" und der Glaube an „die unvergänglichen Kräfte des Blutes", die an Arndt besonders gelobt wurden[123]. Obgleich auch der Begriff des *Blutes* vergeblich einer aufhellenden Definition harrte[124], war seine Verwendung nicht sinnentleert, schließlich

Buhlerei mit dem Fremden, weil es die Tugenden der Fremden dadurch nicht gewinnen kann, die eigenen Tugenden aber schwächt." Arndt, Volkshaß, S. 17.

[120] Vgl. Constantin Goschler, Die Revolution der Wissenschaften, in: Andreas Wirsching (Hrsg.), Neueste Zeit, München 2006, S. 75–88.

[121] Zu Lebzeiten Arndts war Rasse semantisch nahe mit Begriffen wie Volk oder Nation verwandt und nicht von der für alle drei Untersuchungszeiträume typischen, biologisch-physiognomischen Aufladung gekennzeichnet. Vgl. Werner Conze, Rasse, in: Ders./Otto Brunner/Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 5, Stuttgart 1974, S. 135–178, hier besonders S. 154–173.

[122] Vgl. Menzel, Gedenkblatt, in: Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 29. 1. 1910; Geerds, Arndt, S. 60; Mätzold, Anschauungen, S. 49 f. u. S. 68; Meisner, Leben und Schaffen, S. 14.

[123] Zitate aus Plath, Bild, S. 64, und Walter Kolbius, Ernst Moritz Arndts Gedanken über wehrhafte Erziehung, in: Deutscher Wille. Monatliche Blätter für Wehrhaftigkeit (1935), S. 260–262, hier S. 261.

[124] Die jenseits des Arndt-Diskurses nachweisbaren Versuche der Begriffsbestimmungen führten zu keinen einheitlichen Ergebnissen. Vgl. Breuer, Ordnungen der Ungleichheit, S. 47–67.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

konnte sie nach 1933 als weltanschauliche Loyalitätsbekundung gegenüber der Blut-und-Boden-Ideologie ausgelegt werden.

Angesichts der hohen Frequenz rassistischer Deutungsmuster läge die Vermutung nahe, der Antisemitismus habe als gleichsam komplementäres Diskursfeld in den Gedenkschriften einen vergleichbaren Rang eingenommen. Die Vermutung ist umso plausibler, als im Werk Arndts antisemitische Tendenzen, die als Vorlagen solcher Deutungen hätten dienen können, nachweisbar sind[125]. Erstaunlicherweise aber kommt dem Antisemitismus im Arndt-Diskurs aller Untersuchungszeiträume nur eine marginale Bedeutung zu. Zwar lassen sich jeweils in vereinzelten Randbemerkungen antisemitische Äußerungen nachweisen, ihre Dichte ist jedoch bei Weitem zu gering, als dass ihnen eine diskurstragende Rolle nachgesagt werden könnte. Radikalantisemitische Stellungnahmen besaßen keine Deutungsmacht[126]. Ein Konsens bestand hinsichtlich der Arndt zugesprochenen Unterscheidung zwischen eingeborenen und eingewanderten Juden. Identische Schlussfolgerungen waren damit jedoch nicht garantiert. 1909/10 etwa erfuhren Leser einerseits, Arndt habe befürwortet, „die in Deutschland geborenen Juden als deutsche Staatsbürger“ zu betrachten; andererseits dass „rassehygienische Momente“ Arndt zufolge dafür gesprochen hätten, den einheimischen Juden „nicht alle Rechte des Vollbürgers zu gewähren“[127]. 1935 beschäftigte sich vor allem Helmuth Plath mit Arndts Stellung zur „Judenfrage“. Bezug nehmend auf Arndts Trennung zwischen eingeborenen und eingewanderten Juden, kritisierte er dessen rassentheoretische Annahme, es könne verschiedene Arten von Juden geben: Die mutmaßliche Widersinnigkeit der Unterscheidung „von einheimischen und fremden Juden“ sei dem Dichter nie „zu Bewußtsein gekommen“. Arndts Antisemitismus hielt der junge Historiker für antiquiert und inkonsequent, da sich Arndt ohne abzuwägen gegen „jede Überfremdung deutschen Lebens“ gewehrt habe, ganz gleich „ob ihre Träger Juden, Polen, Italiener oder Franzosen“[128] gewesen seien. Insgesamt aber wurde der Antisemitismus in keinem der Untersuchungszeiträume als ein wesentlicher Charakterzug des Dichters geschildert. Während die Autoren keine Bedenken dagegen hatten, Arndt als einen geistigen Gründervater modernen Rassedenkens zu deuten, waren nur sehr wenige von ihnen geneigt, ihn trotz vorhandenen Quellenmaterials als einen Antisemiten darzustellen. Offenbar erschien den meisten Autoren dieser Wesenszug Arndts entweder als zweitrangig oder aber nicht dazu angetan, seinen Ikonenstatus zusätzlich zu unterstreichen. Das alternative Erklärungsmodell jedenfalls, einschlägige antisemitische Äußerungen Arndts seien übersehen worden, ist vor dem Hintergrund der jahrzehntelangen intensiven Beschäftigung deutscher Bil-

[125] Eine zentrale Rolle nehmen sie indes nicht ein. Für vulgärantisemitische Auslassungen vgl. jedoch Ernst Moritz Arndt, Blick aus der Zeit auf die Zeit, Frankfurt a. M. 1814, S. 188–196.

[126] Die vulgären Auslassungen des ehemaligen Heidelberger Ordinarius für Geschichte, Eduard Heyck, besitzen daher keine Repräsentativität. Vgl. ders., Ernst Moritz Arndt über die Judenfrage. Eine unbekannte Schrift des großen Volksmannes, in: Völkischer Beobachter, Berliner Ausgabe, vom 31. 1. 1935.

[127] Zitate aus Meisner, Leben und Schaffen, S. 49; Mätzold, Anschauungen, S. 65 f.

[128] Plath, Bild, S. 64 f.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

dungsbürger mit dem Dichter nicht plausibel. Das Ausbleiben antisemitischer Deutungsmuster wurde im Übrigen unlängst auch für die nationalsozialistische Gedenkkultur um den Freiherrn vom Stein hervorgehoben[129].

Schlussbetrachtung und Ausblick

Die konkrete mentale Wirkung der Arndt-Rezeption auf die Leser lässt sich nur schwer abschätzen. Klären lässt sich hingegen die Frage, welche Interpretationen das Geschichtsbild jener Menschen prägt, die sich in den gewählten Untersuchungszeiträumen für Arndt interessierten. Sie entdeckten in den Gedenkschriften im Wesentlichen einen von Opportunismus und Wankelmut unberührten Mann, dem es aufgrund unbeugsamer Willensstärke und Vaterlandsliebe gelungen sei, eine unvergängliche historische Bedeutung zu erlangen, ohne dabei den Kontakt zu seinen Volksgenossen zu verlieren. Neben den Wesenszügen der Prinzipientreue, Glaubensstärke und Opferbereitschaft war es insbesondere sein Deutschtum, das den Lesern als die Kardinaltugend des Dichters präsentiert wurde. Genauer definiert wurde diese Tugend bezeichnenderweise nicht. Der Vergleich der Untersuchungszeiträume 1909/10 und 1919/20 ergibt dabei ein überaus hohes Maß an Übereinstimmung. Auch 1934/35 wurden in erster Linie bereits etablierte Deutungsmuster aufgegriffen. Sie wurden entweder unverändert übernommen (besonders die Überhöhungen der Deutschheit und Männlichkeit Arndts sowie die Anfeindung der Aufklärung und des mit ihr assoziierten Intellektualismus) oder – um Arndt als geistigen Ahnherren gerade des Dritten Reiches zu stilisieren – in unterschiedlicher Intensität transformiert und radikalisiert. Die Arndt-Rezeption in der Frühphase des Dritten Reiches trägt die charakteristischen Züge des für das nationalsozialistische Geschichtsdenken typischen „Akt[s] interessebezogener Gegenwartsgestaltung“[130]. Befragt man die Texte der Jahre 1934/35 auf eigenständige Wesenszüge, stößt man in erster Linie auf graduelle Unterschiede: einerseits den Bedeutungszuwachs des Diskursfelds „Rasse“, vornehmlich gegenüber den Jahren 1919/20, andererseits ein stark gestiegenes Interesse an Arndts Verhältnis zum Bauerntum. Ein Spezifikum ist weiterhin die regelmäßige Aussparung, bisweilen gar offene Anfeindung religiöser Deutungstraditionen. Als Besonderheit kann ebenso das ungleich optimistischere Verhältnis der Autoren gegenüber ihrer politischen Gegenwart gelten. Demgegenüber kann ein von nichteingelösten gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen gespeister, aggressiver politischer Pessimismus als eine entscheidende Antriebskraft des Arndt-Diskurses unmittelbar nach und – in abgeschwächter Form – auch vor dem Ersten Weltkrieg gelten. Die Gedenkschriften jener Jahre prägt gleichermaßen ein von Sehnsucht nach „politischer Integrationsleistung unter nationalem Vorzeichen“[131] getragener, nostalgisch verklärender Blick auf die Zeit der Befrei-

[129] Vgl. Heinz Duchhardt, Mythos Stein. Vom Nachleben, von der Stilisierung und von der Instrumentalisierung des preußischen Reformers, Göttingen 2008, S. 130.
[130] Kroll, Utopie, S. 312.
[131] Burkhardt, Kriegsgrund Geschichte, in: Ders. (Hrsg.), Lange und kurze Wege, S. 50.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

ungskriege. Diese bot den Autoren als einer mutmaßlich von den politischen Antagonismen des 19. Jahrhunderts noch „unbefleckten" Zeit eine willkommene Projektionsfläche völkisch-nationaler Wunschvorstellungen. Arndt, der jene Stimmungslage der Befreiungskriege idealtypisch zu verkörpern schien, diente in diesem Kontext als personifizierter Gegenentwurf zu einer als politisch und gesellschaftlich defizitär wahrgenommenen Gegenwart. Obgleich dieses Motiv nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten an Virulenz verlor, büßte die Arndt-Rezeption nach 1933 aufgrund des immensen, das Dritte Reich kennzeichnenden Interesses an legitimierenden historischen Traditionslinien jedoch nichts von ihrer Bedeutung ein. Die hohen inhaltlichen Schnittmengen der Gedenkschriften sind dabei – nebst der weithin homogenen weltanschaulichen Neigungen der Diskursträger – auch auf die mangelnde Scheu vieler Autoren zurückzuführen, ihre Deutungen kritiklos den Selbstdarstellungen Arndts zu entleihen. Verglichen mit dessen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" erinnern manche dieser Texte geradezu an Blaupausen.

Weiterhin ist die Arndt-Rezeption in den Kontext einer breiteren, auf die Zeit der Befreiungskriege ausgerichteten Memorialkultur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu stellen. Vergleicht man beispielsweise die Rezeptionsgeschichte Arndts mit der des Freiherrn vom Stein, offenbaren sich bemerkenswert große Schnittmengen. Als deckungsgleich kann etwa die Beobachtung gelten, dass Stein aufgrund vermeintlich unbeirrbarer Prinzipientreue „auf den Schild des von unübertroffenem Ethos erfüllten und sich in der Pflicht am Vaterland verzehrenden Ahnherrn deutscher Tugenden gehoben"[132] worden sei. Auch in den Arndt und Stein gewidmeten Gedenkschriften nach 1933 gab es zahlreiche Parallelen. Heinz Duchhardts Fazit jedenfalls, das NS-Regime habe Stein „als frühe[n] Künder der deutschen Einheit und eines großdeutschen Reiches stilisiert", bzw. als denjenigen, „der dem nationalen Gedanken Bahn gebrochen habe", gilt ohne Abstriche auch für Arndt. Ein signifikanter Unterschied zur Rezeption Steins liegt indes darin, dass während des Stein-Gedenkjahrs 1931 „die breite Palette der politischen Publizistik von ganz links bis ganz rechts" die Diskussionen mitzuprägen mochte[133]. Demgegenüber fiel – obwohl sich die Weimarer Sozialdemokratie unter Anknüpfung an Arndt als „Hüterin der großdeutschen Tradition"[134] zu inszenieren suchte – die Vereinnahmung des Dichters durch völkisch-national gesinnte Publizisten auf der Ebene der Printmedien überwältigend aus. Die 1909/10 und 1919/20 praktisch ausnahmslos rechtskonservativ bis rechtsradikal konnotierte Arndt-Rezeption schuf ein Set etablierter Interpretamente, um deren Systemkonformität sich die Autoren nach 1933 im Wesentlichen keine Sorgen zu machen hatten.

[132] Duchard, Stein-Jubiläen, in: Ders./Teppe (Hrsg.), Karl von und zum Stein, S. 190.
[133] Ders., Mythos Stein, S. 118 u. S. 127.
[134] Vgl. Kay Wenzel, Befreiung oder Freiheit? Zur politischen Ausdeutung der deutschen Kriege gegen Napoleon von 1913 bis 1923, in: Heinrich August Winkler (Hrsg.), Griff nach der Deutungsmacht. Zur Geschichte der Geschichtspolitik in Deutschland, Göttingen 2004, S. 67–89, hier S. 82.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Insgesamt harrt die Frage, wie ähnlich die erinnerungskulturelle Instrumentalisierung verschiedener Akteure der Befreiungskriege seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ausgefallen ist, noch einer systematischen Erforschung. Gerade eine Untersuchung der Rezeptionsgeschichte Johann Gottlieb Fichtes außerhalb eines engeren philosophiegeschichtlichen Korsetts wäre von Interesse. Dass die Befreiungskriege auf die deutsche Bevölkerung eine nachhaltige Faszination ausübten, liegt angesichts der Militarisierung der deutschen Öffentlichkeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg[135] und der „‚subkutane[n]' Präsenz des Krieges in der Weimarer Kultur"[136] jedenfalls nahe. Vor dem Hintergrund des durch nationale Ohnmachtsgefühle evozierten Bedürfnisses nach nationalen Führungspersönlichkeiten darf vermutet werden, dass die Arndt und Stein zugeschriebenen Charakterzüge auf weitere prominente Akteure der Befreiungskriege projiziert wurden – mit dem Ziel, auch sie als Protagonisten völkischen Aufbruchs und nationaler Geschlossenheit zu inszenieren.

[135] Vgl. die dem Kaiserreich gewidmeten Passagen in: Jakob Vogel, Nationen im Gleichschritt. Der Kult der „Nation in Waffen" in Deutschland und Frankreich 1871–1914, Göttingen 1997, besonders S. 45–92.

[136] Martin Baumeister, Kampf ohne Front? Theatralische Kriegsdarstellungen in der Weimarer Republik, in: Hardtwig (Hrsg.), Ordnungen, S. 357–376, hier S. 372.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Die „Achse" ist noch immer ein Rätsel. Wir wissen wenig darüber, was sie einte, und genauso wenig, was sie trennte. Monica Fioravanzo, eine in Padua lehrende Historikerin, nähert sich diesem Themenkomplex und untersucht die Pläne für ein Neues Europa, die nach 1939 dies- und jenseits der Alpen geschmiedet wurden. Dabei zeigt sich: Das faschistische Italien gab sich ähnlich hybriden Eroberungs- und Raumfantasien hin wie das Deutsche Reich, Mussolinis Regime beanspruchte sogar die geistige Führung eines monströsen eurasisch-afrikanischen Superkontinents – besann sich 1942/43 aber doch eines Besseren: „Europa der Nationen" hieß nun die Losung, deren anti-deutsche Stoßrichtung nicht verborgen blieb.

Monica Fioravanzo

Die Europakonzeptionen von Faschismus und Nationalsozialismus (1939–1943)

1. Bewährungsprobe Krieg: Die italienischen Projekte für ein Neues Europa

Die beispiellosen Eroberungszüge des Großdeutschen Reichs zwischen 1939 und 1943 sicherten dem NS-Regime nicht nur die militärische Hegemonie über Europa. Zeitweise schien dadurch auch die vom Dritten Reich anvisierte politische „Neuordnung" des Kontinents unter deutscher Vorherrschaft zum Greifen nahe[1]. Ganz anders sah das mit Blick auf das italienische Konzept eines „Nuova Europa" aus: Die herben militärischen Niederlagen, die das Regime Mussolinis seit 1940 hatte hinnehmen müssen, schwächten die Durchsetzungskraft der faschistischen Überlegungen zur grundlegenden Umgestaltung Europas im deutsch-italienischen Bündnis und trugen dazu bei, dass diese in der Politik der „Achse" ein randständiges Dasein fristeten. Es ist daher kaum verwunderlich, dass die Forschung dieses Thema bislang eher stiefmütterlich behandelt hat; lediglich einige

[1] Vgl. Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 2: Klaus Maier/Horst Rohde/Bernd Stegemann/Hans Umbreit, Die Errichtung der Hegemonie auf dem europäischen Kontinent, Stuttgart 1979; Deutschland im zweiten Weltkrieg, hrsg. v. der Akademie der Wissenschaften der DDR, Bde. 1–6, Berlin (Ost) 1975–1985; Yves Durand, Il nuovo ordine europeo. La collaborazione nell'Europa tedesca, 1938–1945, Bologna 2002; Enzo Collotti, Europa nazista. Il progetto di un nuovo ordine europeo (1939–1945), Florenz 2002; Claudio Natoli, Profilo del Nuovo Ordine Europeo, in: Hans Mommsen (Hrsg.), Totalitarismo, lager e modernità. Identità e storia dell'universo concentrazionario, Mailand 2002, S. 42–66; Gustavo Corni, Il sogno del „grande spazio". Le politiche d'occupazione nell'Europa nazista, Rom/Bari 2005. Auffallend ist, dass in zwei führenden italienischen Enzyklopädien zum europäischen Faschismus Einträge zu den faschistischen Konzeptionen der Neuen Ordnung fehlen. Allein die entsprechenden deutschen Planungen werden dort behandelt. Siehe Dizionario del Fascismo, hrsg. v. Victoria De Grazia und Sergio Luzzatto, Bd. II, Turin 2003, S. 245–248, und das Dizionario dei fascismi, hrsg. v. Pierre Milza, Serge Berstein, Nicola Tranfaglia und Brunello Mantelli, Mailand 2005.

VfZ 4/2010 © Oldenbourg 2010 DOI 10.1524/vfzg.2010.0025
Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

wenige Arbeiten[2] beschäftigen sich mit den faschistischen Europakonzeptionen, behandeln diese aber entweder im Rahmen allgemeiner Darstellungen am Rande[3] oder im Kontext der italienischen Besatzungspolitik während des Zweiten Weltkriegs[4]. Im Prinzip gilt deswegen noch immer, was Renzo De Felice bereits vor zwanzig Jahren formuliert hat: „Bis heute fehlen Studien nicht nur zu den italienischen Kriegszielen und der in diesem Kontext entworfenen Nachkriegsordnung. Unbeantwortet ist nach wie vor auch die Frage, welche Rolle Italien im Neuen Europa zukommen sollte und welche Visionen Mussolini den entsprechenden nationalsozialistischen Plänen entgegensetzte und ihnen gegenüber zu verteidigen suchte."[5]

Ohne Zweifel spiegelt das geringe Interesse, das die Forschung dem Thema bislang entgegenbrachte, die Tatsache wider, dass die italienischen Pläne letztlich Schall und Rauch blieben. Obwohl das *Nuova Europa* nur ein theoretisches Konzept war, lohnt es sich aus mehreren Gründen, das Gedankengebäude eingehender in den Blick zu nehmen. Zum einen lässt sich so Aufschluss darüber gewinnen, in welchem Maße die intellektuellen Eliten Italiens mit dem Faschismus paktierten und dem Regime Mussolinis, wenn nicht politisch aktiv, so doch zumindest ideologisch die Stange hielten. Diese Führungszirkel nahmen nämlich den Krieg als willkommenen Anlass, ihre Ideen in den Dienst des Regimes zu stellen und damit dessen Politik auch theoretisch zu legitimieren. Zum anderen bieten die Konzepte den Schlüssel zum Vergleich der nationalsozialistischen und faschistischen Europavisionen. Die dabei aufscheinenden Gemeinsamkeiten und Unterschiede können schließlich die grundlegende Frage klären helfen, wie breit die ideologische Basis der „Achse" jenseits aller offiziellen Verlautbarungen tatsächlich war.

Vor allem aber bietet ein solcher Zugang den Vorteil, mögliche Veränderungen aufzeigen zu können, denen diese Projekte im Verlauf der Zeit unterlagen. Inwieweit, so ist etwa zu fragen, hingen die Europakonzeptionen von den Wechselfällen der faschistischen Kriegsallianz ab? In welchem Maße wurden sie von den Beziehungen Italiens zu den anderen „Achsen"-Partnern bestimmt? Welche Konsequenzen hatten die Kontakte dieser Staaten zur NS-Diktatur? Immerhin bestand zwischen dem Dritten Reich und dem Staat Mussolinis von Beginn an auch ein Konkurrenzverhältnis, das selbst im Krieg – allen Beteuerungen von der Unverbrüchlichkeit der faschistischen Allianz zum Trotz – unterschwellig stets bestehen

[2] Siehe etwa Dino Cofrancesco, Il mito europeo del fascismo (1939–1945), in: Storia contemporanea 14 (1983), S. 5–45; Marco Cuzzi, Antieuropa. Il fascismo universale di Mussolini, Mailand 2006.

[3] Vgl. Renzo De Felice, Mussolini l'alleato, Teil 1: L'Italia in guerra 1940–1943, Bd. 1: Dalla guerra „breve" alla guerra lunga, und Bd. 2: Crisi e agonia del regime, Turin 1990, sowie besonders Emilio Gentile, La Grande Italia. Ascesa e declino del mito della nazione nel ventesimo secolo, Rom/Bari ²2006, S. 193–225.

[4] Vgl. Davide Rodogno, Il nuovo ordine mediterraneo. Le politiche di occupazione dell'Italia fascista in Europa (1940–1943), Turin 2003.

[5] De Felice, Mussolini l'alleato, Teil 1, Bd. 1, S. 133.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

blieb. Die Europakonzeptionen können auf diese Weise auch als Gradmesser für die Spannungen und Differenzen zwischen den beiden Regimen dienen.

Die nationalsozialistische Führung beobachtete die italienischen Veröffentlichungen zur Neuen Ordnung von Beginn an aufmerksam und prüfte mit Argusaugen, ob sie kritische Untertöne und Anzeichen von Dissens enthielten. Das faschistische Regime reagierte darauf mit wachsender Polemik und lancierte immer häufiger deutschkritische Darstellungen. Währenddessen verschlechterten sich die Kriegsaussichten insbesondere für Italien zusehends[6]. In diesem komplexen Beziehungsgeflecht lassen sich drei Phasen ausmachen: Die erste setzte mit Kriegsbeginn ein und war auf italienischer Seite von dem starken Glauben geprägt, einen raschen Sieg erringen zu können. In der zweiten Phase, die 1942 begann, erlitt dieser Optimismus einen merklichen Dämpfer. Nach einer Serie militärischer Niederlagen begann man in Rom zu fürchten, in einem von Deutschland dominierten Neuen Europa nur eine untergeordnete Rolle zu erhalten. Versuchten die Italiener in dieser Phase aber immerhin noch, ihre anvisierte Vormachtstellung zu verteidigen, läutete die dritte Phase, die 1943 einsetzte, den Bankrott dieser optimistischen Zukunftsvisionen ein. Mehr und mehr schwand der Glaube an eine künftige Vorherrschaft der „Achse“ in einem Neuen Europa. Die italienischen Konzeptionen von der Neuen Ordnung erlebten jetzt eine grundlegende Neuausrichtung: Nun war von einem „Europa der Nationen“ die Rede.

2. Projekte für die Zeit nach dem Sieg: Denken in großen Wirtschaftsräumen

Die „Neue Ordnung“ war dem faschistischen Denken zu keiner Zeit fremd gewesen[7]. Das Thema begann aber erst 1939 im kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Diskurs des Landes größeren Raum einzunehmen. Als sich mit Ausbruch des Krieges die Möglichkeit zur Eroberung riesiger Territorien eröffnete, avancierten die nationalsozialistischen und faschistischen Europakonzeptionen schnell zu berauschenden Zukunftsprogrammen, sie wurden zu zentralen Bausteinen der hochfliegenden außenpolitischen Ambitionen beider Regime. Diese Visionen verliehen aber nicht nur der sowohl im Dritten Reich als auch im faschistischen Italien bereits fest als Instrument der politischen Kommunikation etablierten Propaganda neuen Auftrieb. Sie gaben ihr nun auch eine ganz „kon-

[6] Vgl. Roberto Vivarelli, Fascismo e Storia d'Italia, Bologna 2008, S. 151–153.

[7] Vgl. hierzu den Literaturbericht von Cofrancesco, Il mito europeo. Der Neuordnung Europas war implizit auch Teil der faschistischen Revolutionsidee und entsprach zugleich der Vorstellung vom Faschismus als europäische und globale Kraft, wie das Mussolini anlässlich der 10-Jahresfeiern der faschistischen Machtergreifung formuliert hatte. Siehe z. B. die Oktobernummer von Gerarchia aus dem Jahr 1932, die ganz dem Faschismus als universelle Idee gewidmet war. Vgl. darüber hinaus die Rede Benito Mussolinis in Mailand am 25. 10. 1932, in: Ders., Opera omnia, hrsg. v. Edoardo und Duilio Susmel (künftig: Opera omnia), Bd. 25, Florenz 1952, S. 147.

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

krete“ Stoßrichtung[8]: Ziel war der Umsturz des überkommenen internationalen Gleichgewichts nach einem schnellen Sieg der „Achsen“-Mächte.

Nach dem Abschluss des „Stahlpakts“ im Mai 1939, der die Grundlage für die militärische Allianz zwischen Rom und Berlin und den Kriegseintritt Italiens im Juni 1940 schuf, arbeiteten die faschistischen Eliten aus Politik, Kultur und Wissenschaft fieberhaft an den als unverzichtbar erachteten Grundlinien der künftigen politischen, wirtschaftlichen und territorialen Ordnung, die Italien als Hegemonialmacht an der Seite Deutschlands dem europäischen Kontinent aufzwingen wollte. Im Jahr 1940 erschien das von der faschistischen Partei herausgegebene *Dizionario di politica*, das eine Art Kompendium der offiziellen ideologischen Position des Regimes darstellte. Zahlreiche namhafte Publizisten wirkten an diesem handbuchartigen Nachschlagewerk mit. Unter dem Titel „Europa“ malte etwa der Historiker Ernesto Sestan die Zukunft des Alten Kontinents in düsteren Farben. Europa werde als „Herrin der Welt“ untergehen, so seine Prophezeiung, wenn man weiter versuche, ihm den „lebenswichtigen Atem“ abzuschnüren. Zunehmend sei der Westen gezwungen, „aus sich selbst heraus nach eigenen Kräften und auf engem Raum zu leben“. Allein den „jungen und starken Nationen, die ihren Platz an der Sonne einfordern“, könne es möglicherweise gelingen, „ein anderes, neues Machtgleichgewicht zwischen den Nationen“ zu etablieren und Europa damit neues Leben einzuhauchen[9].

Einem „anderen Gleichgewicht“ in Europa redete auch der Beitrag „Imperialismus und Imperium“ das Wort. Der faschistische Imperialismus war demnach nichts anderes als der „Wille, eine mächtigere politische und moralische Einheit zu schaffen“. Voraussetzung dafür waren „die Expansion der nationalen Macht“, das Bewusstsein, eine „überlegene Zivilisation zu verteidigen, sowie der Stolz darauf, die politischen, sozialen und zivilen Beziehungen nach den eigenen Vorstellungen gestaltet zu haben“. Der Autor lehnte zwar eine reine Gewaltherrschaft ab, gab jedoch einschränkend zu bedenken, dass der Imperialismus, der „Ausdruck der Macht und der nationalen Kultur“ sei, naturgemäß „auf Gewalt“ gründe[10]. Explizit verwies er auf die Notwendigkeit, die eigene nationale Identität über die Trias Macht, Hierarchie und Imperium zu befestigen: „Die politische und militärische Macht, die mit der territorialen Expansion einhergeht“, konstatierte der Artikel, „ist der entscheidende Faktor für die Rangfolge der Staaten und unabdingbare Voraussetzung für die Identität des Imperiums“. Gegen die Politik der Hegemonie, mit der sich frühere Imperien gegen Verfall und Auflösung zu schützen versucht hatten, setzte der Faschismus auch in den Beziehungen der Nationen das „Prinzip der Hierarchie, das ein Prinzip [...] der Ordnung und der Autorität ist. Die Ausbildung einer Rangordnung unter den Staaten, die auf der Unver-

[8] Vgl. Enrico Decleva, Concezione della potenza e mito del primato nella propaganda fascista, in: L'Italia e la politica di potenza in Europa (1938–40), hrsg. v. Ennio Di Nolfo, Romain H. Rainero und Brunello Vigezzi, Mailand 1985, S. 245–256; Benedetta Garzarelli, „Parleremo al mondo intero“. La propaganda del fascismo all'estero, Alessandria 2004.

[9] Ernesto Sestan, Europa, in: Dizionario di politica, hrsg. v. Partito Nazionale Fascista, Bd. 2, Rom 1940, S. 119.

[10] Carlo Curcio, Imperialismo, in: Ebenda, S. 475 f.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

fälschtheit der Kräfte beruht [...], ist eine unvermeidliche Notwendigkeit der Geschichte." Der Faschismus, heißt es abschließend, sei „bewaffnete Universalität"[11].

Während das *Dizionario* aber lediglich grundlegende Aspekte der faschistischen Ideologie zu systematisieren versuchte, ging der italienische Bildungsminister Giuseppe Bottai noch einen Schritt weiter: Ziel seines groß angelegten Projekts war es, die intellektuellen Eliten des Landes für eine aktive Mitarbeit zu gewinnen und sie in die Diskussion um die Zukunft Europas einzubinden. Für diese Zukunft hatte Italien „noch vor Deutschland klare Vorstellungen zu entwickeln". Bei den Friedensverhandlungen, hieß es deswegen unmissverständlich, müssten die Fehler der Kriegsvorbereitung unter allen Umständen vermieden werden; diesmal dürfe Deutschland keinesfalls die „revolutionäre Initiative" überlassen werden. Wie ernst es Bottai damit war, bezeugt die Tatsache, dass er sich bereits im Juli 1940 mit eindringlichen Worten an Mussolini wandte, um von diesem das Plazet für sein Projekt zu erhalten. „Italien", schrieb er an den „Duce", „wird bald in Zusammenarbeit mit seinem Verbündeten die Geschicke eines ‚faschistischen oder faschisierten' Europas lenken. Hierzu ist es notwendig, bestimmte politische, juristische, soziale und wirtschaftliche Modelle stärker zu akzentuieren, [...] aber auch neue zu entwickeln, um auf die veränderten Gegebenheiten reagieren zu können. [...] Ethnologen, Geographen, Kulturwissenschaftler und Historiker könnten wichtige Beiträge zum Neuaufbau leisten."[12] In einem Schreiben an den italienischen Außenminister und Schwiegersohn Mussolinis, Galeazzo Ciano, wurde Bottai noch deutlicher: „Der Friedensvertrag, der auf den derzeitigen Krieg folgen wird, muss auch eine ideologische Komponente besitzen, weil eine Epoche zu Ende geht und [...] ein Jahrhundert eingeläutet wird, das wir als faschistisch bezeichnen dürfen."[13]

1939/40 erschienen auf Initiative Bottais die Zeitschriften *Geopolitica* und *Primato*, die Plattformen für eine Auseinandersetzung um die wirtschaftlichen, territorialen, kulturellen und politischen Perspektiven nach einem Friedensschluss schaffen sollten[14]. Den „Kriegszeitschriften"[15], so die Historikerin Luisa Mangoni, fiel die Aufgabe zu, die theoretischen Grundlagen der italienischen Hegemonie in einem Neuen Europa zu skizzieren. Bereits die erste Nummer der *Geopolitica* ließ keinen Zweifel aufkommen, dass die Zeitschrift einen explizit weltanschaulichen Auftrag hatte: So lag es im künftigen Aufgabengebiet des Organs, so schnell wie möglich auf etwaige, den Interessen Italiens entgegenlaufende ausländische Zeitschriftenbeiträge zu reagieren und diesen Veröffentlichungen eigene geopoli-

[11] Antonino Pagliaro, Impero, in: Ebenda, S. 475 f. u. S. 484.

[12] Giuseppe Bottai, Lettera-relazione per Mussolini vom 20. 7. 1940, und ders., Appunto per Mussolini vom 19. 7. 1940, beides abgedruckt in: Renzo De Felice, Mussolini il duce, Bd. 2: Lo Stato totalitario 1936–1940, Turin 1981, S. 925 u. S. 922 f. Siehe auch Bottai, Diario 1935–1944, hrsg. v. Giordano Bruno Guerri, Mailand 1989, S. 503–510.

[13] Aufzeichnung Giuseppe Bottais für Ciano vom 13. 7. 1940, abgedruckt in: De Felice, Mussolini il duce, Bd. 2, S. 920.

[14] Vgl. De Felice, Mussolini il duce, Bd. 2, S. 728–731, sowie „Primato" 1940–1943, hrsg. v. Luisa Mangoni, Bari 1977.

[15] Mangoni (Hrsg.), Premessa, in: Ebenda, S. 13.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

tische Studien entgegenzusetzen. Dadurch sollten alle „feindlichen Positionen" in wichtigen internationalen Fragen umgehend revidiert werden. Schließlich müsse man die italienische Geopolitik zur „geographischen Doktrin des Imperiums machen"[16].

Noch detaillierter äußerte sich Bottai zu den hochfliegenden Zielen in der Zeitschrift *Primato*[17]. Deren Aufgabe war es, das der italienischen Kultur immanente „Primat der Intelligenz" in den Dienst der Aufbauarbeit in Europa zu stellen. Italien schicke sich an, so der Bildungsminister, eine „wirkliche Großmacht mit Lebenszentrum im Mittelmeer zu werden". Gleichzeitig expandiere das Land aber auch nach Osten und Süden und ziele selbst auf Territorien außerhalb Europas, wo man bereits jetzt ein „Werk der Zivilisation" vollbringe[18]. Unabdingbare Voraussetzung dafür sei es aber, die „juristischen Vorspiegelungen" eines demokratischen Egalitarismus, wie ihn der Völkerbund propagiere, zu überwinden. Auch sei, so Bottai weiter, das Nationalitätenprinzip aufzugeben, das zu einer „völligen Fragmentierung des europäischen Schachbretts" und damit zur Schwächung der Europaidee geführt habe. All diesen Entwicklungen müsse ein politisch wie kulturell geeinter Kontinent auf der Basis einer „strikt hierarchischen Ordnung zwischen den Völkern" entgegengesetzt werden. Diese Aufgabe fiel Bottai zufolge den Machthabern in Rom zu. Diese sollten nicht nur das Konzept der nationalen „Macht" neu definieren. Zudem galt es, das herrschende internationale Gleichgewicht ebenso zu überwinden wie die „Forderung nach einem reinen akademischen und kulturellen Primat"[19]. Das Konzept Bottais, das während der sich abzeichnenden Niederlage Frankreichs entworfen worden war, beruhte also auf der Annahme, Italien werde am Ende des Konflikts eine Führungsposition innerhalb einer Neuen Europäischen Ordnung einnehmen und damit das nach dem Vertrag von Versailles stets prekäre internationale Gleichgewicht endgültig hinter sich lassen.

Ganz ähnlich sah das der Journalist Manlio Lupinacci. Die italienische Kultur schien für ihn bestens geeignet, „Europa in diesem Sinne zu präzisieren und an die Erfordernisse der Zeit anzupassen". Das gelte umso mehr, als die italienischen Intellektuellen die ersten gewesen seien, die sich von den humanistischen Ideen des vergangenen Jahrhunderts verabschiedet und Vorstellungen von Ordnung und Autorität wieder entdeckt hätten, die allein politisch tragfähig seien. Gegen die Politik von Versailles, die zahlreiche neue Grenzen und Partikularismen hervorgebracht habe, setzte er den „altehrwürdigen römischen Begriff der Einheit", der für ihn im faschistischen Italien seine Fortführung gefunden zu haben schien[20].

---

[16] Nota di redazione, in: Geopolitica vom 31. 1. 1939, S. 68; für die nachfolgenden Zitate siehe Giorgio Roletto/Ernesto Massi, Per una geopolitica italiana, in: Ebenda, S. 11.

[17] Vgl. Renzo De Felice, Gli storici italiani nel periodo fascista, in: Ders., Intellettuali di fronte al fascismo. Saggi e note documentarie, Rom 1985, S. 190–231, bes. S. 219–223.

[18] Gerarchia di popoli [Editorial], in: Primato vom 1. 8. 1940, wiederabgedruckt in: Mangoni (Hrsg.), „Primato" 1940–1943, S. 111–114, Zitat S. 114.

[19] Ebenda, S. 113 f.

[20] Vgl. Manlio Lupinacci, Nozione di Europa, in: Primato vom 15. 3. 1940, S. 2 f.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Die Hauptaufmerksamkeit der Zeitschrift galt aber ohne Zweifel dem Führungsanspruch Italiens. Die da und dort aufkeimende, vor allem in kleineren Staaten virulente Furcht, die Neue Ordnung werde primär auf militärischer Stärke gründen, brachte die Redaktion von *Primato* im November 1941 dazu, den zivilisatorischen und kulturellen Aspekt der faschistischen Europaidee noch einmal in den Vordergrund zu rücken. Dass ein Gefühl der Solidarität innerhalb Europas dabei nicht von heute auf morgen entstehe, darüber machten die Redakteure sich und ihren Lesern keine Illusionen[21]. Was in ihren Augen aber prinzipiell fehlte, war eine Leitidee, die der Neuen Ordnung Halt und Orientierung geben konnte. Werte wie Unabhängigkeit und Freiheit der Völker, auf die sich das 19. Jahrhundert habe berufen können, müssten heute durch andere Leitvorstellungen ersetzt werden. Im „Fluss der Ereignisse" den „Leitfaden" wieder zu finden, hielt man deswegen für eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben der Intellektuellen[22].

Während also die Zeitschrift *Primato* dazu aufrief, der neuen politischen und sozialen Ordnung auf der Basis von Literatur, Philosophie und Geschichte einen neuen Geist einzuhauchen[23], machten sich in *Geopolitica* Intellektuelle mit vorrangig naturwissenschaftlicher und technischer Ausbildung Gedanken über die geographische wie politisch-wirtschaftliche Neuordnung der riesigen Territorien, die künftig Teil des italienischen Imperiums sein sollten. Zwar blieb die Geographie die publizistische Leitdisziplin des Organs. Die Publikationen berücksichtigten jedoch explizit auch den Konnex zwischen „Boden und Politik". Aus „geographisch und historisch ausgerichteten Untersuchungen über das Zusammenwirken politischer, sozialer und ökonomischer Faktoren" sollten sogenannte „Leitlinien des politischen Lebens" gewonnen werden, die den Staaten als normativer Maßstab des politischen Handelns dienen sollten. Damit kamen die Methoden der Geographie auch außerhalb der tradierten Fachgrenzen zur Anwendung. Indem die damit befassten Wissenschaftler und Publizisten den Bogen zwischen „den geographischen Lebensbedingungen und der politischen Entwicklung der Staaten" schlugen und auf diese Weise die vermeintlich „geographischen Grundlagen politischer Probleme" in den Vordergrund rückten, wurden Politik und Wissenschaft aufs engste verzahnt[24].

[21] Senso della civiltà [Editorial], in: Primato vom 15. 11. 1941.

[22] Una guerra mondiale [Editorial], in: Primato vom 1. 1. 1942.

[23] Vgl. Mangoni (Hrsg.), Premessa, in: „Primato" 1940–1943, S. 13–16; Emilio Gentile, Il mito dello Stato nuovo. Dal radicalismo nazionale al fascismo, Rom/Bari 1999, S. 233 f.; Ruth Ben-Ghiat, La cultura fascista, Bologna 2000, S. 280 f. u. S. 293–300.

[24] Roletto/Massi, Per una geopolitica italiana, S. 7 u. S. 9. Die Disziplin Geopolitik hatte sich in Deutschland gegen Ende des 19. Jahrhunderts ausgebildet und unter dem Nationalsozialismus eine erhebliche Ausdehnung erfahren. Die führende Figur war Karl Haushofer, der die „Zeitschrift für Geopolitik" herausbrachte. Vgl. Michel Korinman, Quand l'Allemagne pensait le monde. Grandeur et décadence d'une géopolitique, Paris 1990, S. 261–315. In Italien setzte diese Entwicklung erst später ein und wurde stark vom deutschen Vorbild geprägt. Zur Bedeutung Haushofers für die von Bottai herausgegebene Zeitschrift „Geopolitica" siehe den Aufsatz von Karl Haushofer, „Die italienische ‚Geopolitik' als Dank und Gruß!" in der ersten Ausgabe (S. 12–15). Anlässlich dessen 70. Geburtstags widmete die Zeitschrift 1939 Haushofer eine Nummer in „Verehrung und Wertschätzung": Epigrafe a Karl Haus-

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Die Grundlinien der neuen kontinentalen Ordnung, wie man sie in Italien propagierte, fußten auf einer Großraumidee bzw. der Vorstellung von großen homogenen wirtschaftlichen und territorialen Blöcken[25]. Abgesehen vom Mittelmeer, für das Italien unter Berufung auf die römische Antike ohnehin eine Führungsrolle beanspruchte, bezog der italienische Plan auch den afrikanischen Kontinent ein, so dass hier das geopolitische Konzept von „Eurafrika" entstand[26].

In scharfem Gegensatz zum Vertragswerk von Versailles und zur Leitidee des Völkerbunds, der vergeblich versucht hatte, ein auf der Einheit von Nation und Staat und der Gleichberechtigung der Völker basierendes internationales Gleichgewicht herzustellen, propagierte man in Italien eine stark hierarchische internationale Ordnung. Eine Koalition der Großmächte sollte sich zu diesem Zweck verständigen und so „legitimiert" gegebenenfalls auch Zwang auf die übrigen Staaten ausüben. Dort, wo ethnische Minderheiten eine „vernachlässigbare Größe" darstellten, galt es, „das durch Versailles überstrapazierte Nationalitätenprinzip" aufzuheben und die minoritären Volksgruppen in größeren Staaten – teilweise allerdings mit der Garantie regionaler Autonomie – aufgehen zu lassen[27].

Dieser hier in seinen Grundzügen skizzierte „Lebensraum" überließ den beiden „führenden Nationen" Deutschland und Italien die Neuordnung des „Achsen"-Imperiums nach einem abgestuften System der den einzelnen Nationen zugedachten territorialen Souveränität. Die deutsch-italienische Vorherrschaft wurde dabei aber nicht nur durch das solidarische Bündnis begründet, das beide Staaten angesichts des als „Krise" apostrophierten Zweiten Weltkriegs eingegangen waren[28]. Herausgehoben wurden auch die beiderseitigen „demographischen Kapazitäten" und die Idee der Arbeit, in der sich Deutschland und Italien einig wüssten. Andere Nationalitäten seien demgegenüber bloß „künstliche ethnische Konstrukte", ließen jedwede „soziale Funktion" vermissen und kämen insgesamt „ihrer europäischen Aufgabe nicht nach". Solcherart diskreditiert schien es nur

hofer, Geopolitica del Patto Anticomintern, in: Geopolitica vom Juli/August 1939, S. 398. Vgl. darüber hinaus Elio Migliorini, Geopolitica, in: Dizionario di politica, Bd. 2, S. 250 f., sowie Fulvio Attinà, Geopolitica, in: Dizionario di politica, hrsg. v. Norberto Bobbio, Nicola Matteucci und Gianfranco Pasquino, Mailand 1990, S. 437 f.

[25] Vgl. Benito Mussolini, Al Consiglio nazionale del PNF, 25 ottobre 1938, in: Opera omnia, Bd. 29, S. 185–196, und ders., Rapporto sui problemi di politica estera letto il 4 febbraio 1939 al supremo consesso del Regime, in: Ebenda, Bd. 37, S. 151–157.

[26] Siehe hierzu Rodogno, Il nuovo ordine mediterraneo, S. 71–80.

[27] Renzo Sertoli Salis, Considerazioni geopolitiche inattuali, in: Geopolitica vom 30. 4. 1940, S. 164 u. S. 166. Zum Begriff Imperium vgl. Carl Schmitt, Il concetto imperiale di Stato. Per il nuovo diritto internazionale, in: Lo Stato 11 (1940), S. 309–321. Darin erklärte Schmitt, dass Imperium und Großraum inhaltlich nicht zusammenfielen. Ein Imperium habe vielmehr seinen „Großraum". Es gehe deshalb über den Nationalstaat mit seinen fest definierten Grenzen hinaus. Es sei aber auch nicht identisch mit dem Land, das einem Volk gehöre; vgl. ebenda, S. 314.

[28] Siehe Renzo Sertoli Salis, Razza e nazionalità nella pace d'Europa, in: Geopolitica vom 31. 1. 1940, S. 17.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

konsequent, diese Staaten mit stark beschnittenen Souveränitätsrechten in das europäische System der „Achse" einzugliedern[29].

Diskutiert wurde in diesem Kontext bereits auch die völkerrechtliche Ausgestaltung des künftigen Staatengebildes. Zur Debatte standen insbesondere die Bildung eines Protektorats oder einer Staatenunion, freilich nicht auf paritätischer Basis. Herrschte über die Präferenzen auf diesem Gebiet aber noch Uneinigkeit, hatte man hinsichtlich des Prinzips der „Supranationalität", das die Beziehungen innerhalb des „Lebensraums" regeln sollte, sehr klare Vorstellungen: Geeint durch gemeinsame geistige Bande, sollten die führenden Nationen gegenüber den nachgeordneten Staaten sowohl politisch als auch wirtschaftlich den Ton angeben und so das Selbstbestimmungsrecht der Völker außer Kraft setzen. Die liberalen Traditionen entspringende Überzeugung einer prinzipiellen Gleichheit aller Staaten lehnte man mit dem Hinweis auf das vermeintliche Mehr an „Zivilisation, historischen Traditionen und Organisationsfähigkeit" in totalitären Regimen ab. Das Postulat einer vermeintlich „natürlichen" Rangordnung der Staaten zog das Streben nach einer Überwindung des Nationalstaatenprinzips unweigerlich nach sich. Die „überlegenen" Staaten, so die unmissverständliche Formulierung, seien in der Lage, „Autorität und ein Einheitsprinzip durchzusetzen, das nicht einfach mehr nur die Nationen umfasst, sondern diese hinter sich lässt". Faschistische und nationalsozialistische Staatsinterpretationen lieferten in dieser Sichtweise die einzigen Lösungsansätze zur Verwirklichung der „Lebensraum- und Großraumidee"[30]. „Großraum" wurde dabei definiert als ein ausreichend großes, wirtschaftlich autarkes Territorium, das über genügend Rohstoffe und Nahrungsmittel verfüge, um „den darin lebenden Völkern Schutz vor Unterwerfung und der Abhängigkeit von einer anderen Großmacht zu bieten". Da die Welt nur begrenzten Lebensraum aufweise, sei der so verstandene Großraum Garant der Überlebensfähigkeit und Souveränität des Neuen Europa[31].

Zu dieser neuen europäischen Einheit[32] zählte man auch Afrika, dessen Anbindung an den europäischen Großraum über das Mittelmeer erfolgen sollte[33]. Die in dem Neologismus „Eurafrika" Ausdruck findende Vision war Gegenstand zahlreicher Studien und Konferenzen, so nicht zuletzt des Instituts für Faschistische Kultur[34]. „Eurafrika" bildete eine italienische Alternative zur deutschen Ostexpansion, noch 1943, als die afrikanischen Kolonien schon verloren waren, hielt

[29] Ebenda, S. 18.
[30] Livio Chersi, Considerazioni geopolitiche sul nuovo ordine internazionale, in: Geopolitica vom 30. 4. 1941, S. 206 f.
[31] Ebenda, S. 209.
[32] Vgl. Grandi gruppi economici e ricostruzione europea, in: Relazioni internazionali vom 21. 3. 1942, S. 317 f.
[33] Vgl. Lodovico Magugliani, Il Mediterraneo centro geopolitico del blocco continentale Euro-Asio-Africano, in: Geopolitica vom 30. 11. 1942, S. 495–503.
[34] Ein deutsch-italienischer Kongress zu Kolonialfragen fand am 22. 3. 1941 in Neapel statt: Paolo D'Agostino Orsini, La nuova Eurafrica e l'Asia, in: Geopolitica vom 30. 4. 1941, S. 225–228.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

man in Rom am Schwarzen Kontinent als Siedlungsland fest[35]. Der hochrangige Diplomat und ehemalige Leiter des Spanienbüros Luca Pietromarchi, der nach dem Kriegseintritt Vorsitzender des *Gabinetto Armistizio e Pace* und in dieser Eigenschaft verantwortlich für die Besatzungsherrschaft in Jugoslawien und Griechenland war, hielt bereits am 12. Mai 1939 in seinem Tagebuch fest: Zwei Kontinenten gelte es, „einen europäischen Stempel aufzudrücken und dort für die Verbreitung der Kultur des Kontinents zu sorgen: Afrika und Asien. Zwar haben sich die europäischen Staaten der afrikanischen Territorien bemächtigt; ihr Einfluss blieb aber zunächst oberflächlich." Erfüllen könne sich das „Schicksal des jungfräulichen Landes" erst, wenn es „neues Blut" erhalte. Eine reine Verwaltungsstruktur, wie sie etwa Frankreich, England und Belgien etabliert hätten, lehnte Pietromarchi als für Afrika unzureichend ab. Für ihn gab es „in Europa nur eine Macht, die Afrika kolonisieren bzw. ihr ein neues demographisches Gepräge verleihen kann". Nur Italien sei in der Lage, dort europäische Städte zu bauen, Industrie anzusiedeln und dem Leben und den Institutionen europäische Zivilisation einzuhauchen[36]. Was Pietromarchi mit dem Schlagwort eines „humanitären Imperialismus" mehr recht als schlecht bemäntelte, waren knallharte politische und wirtschaftliche Interessen: Der Schwarze Kontinent stellte mit seinem riesigen Territorium, den reichhaltigen Rohstoffvorkommen und Landwirtschaftsprodukten für die expansionistischen Mächte eine überaus wertvolle Quelle und potenzielle Reserve dar. Vor diesem Hintergrund schien es umso wichtiger zu betonen, dass allein die „Achse" die Garantie dafür biete, dass „ganz Afrika ganz Europa dient"[37].

Da parallel zu Deutschland und Italien auch das verbündete Japan immer stärker zu expandieren begann, eröffnete sich nach Meinung der geopolitischen Strategen sogar die Möglichkeit einer Zusammenarbeit zwischen „Eurafrika" und Asien[38]. Diese zwei Blöcke galten den Experten als wirtschaftlich kompatibel und politisch homogen. Der Großraum „Eurasiafrika"[39], hieß es deswegen, stelle für die neuen Imperien eine riesige Chance dar. Er werde künftig von drei autori-

[35] Siehe hierzu die von Raffaele Guariglia in den Räumlichkeiten des Instituts für Faschistische Kultur ausgerichtete Afrikakonferenz vom 10. 2. 1943 und die von Roberto Cantalupo organisierte Tagung zu Amerika und Eurafrika am 26. 2. 1943, beide erwähnt bei Luca Pietromarchi, Diari. Diario 1933–1940, in: Fondazione Einaudi, Bestand Luca Pietromarchi, LP1 Diari, Einträge vom 10. 2. und 26. 2. 1943.

[36] Pietromarchi, Diario 1933–1940, Eintrag vom 12. 5. 1939, jetzt in: I diari e le agende di Luca Pietromarchi (1938–1940). Politica estera del fascismo e vita quotidiana di un diplomatico romano del '900, hrsg. v. Ruth Nattermann, Rom 2009, S. 297. Zu Pietromarchi siehe auch Piero Soddu, Luca Pietromarchi, Pagine inedite dal Diario, in: Annali della Fondazione Luigi Einaudi XXXI-1997, S. 477–479, und Ruth Nattermann, Die Tagebücher des Diplomaten Luca Pietromarchi (1938–1940), in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 86 (2006), S. 434–464.

[37] D'Agostino Orsini, La nuova Eurafrica e l'Asia, S. 226 u. S. 228.

[38] Vgl. Aldo Festa, Lineamenti del grande spazio dell'Asia Orientale, in: Geopolitica vom 31. 7. 1942, S. 334–343, sowie Antonio Giordano, Il problema della collaborazione tra lo spazio economico europeo e lo spazio economico dell'Asia Orientale, in: Geopolitica vom August/September 1942, S. 391–393.

[39] Vgl. Magugliani, Il Mediterraneo centro, S. 498.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

tären Regimen regiert werden, von denen jeweils mehrere andere Staaten abhängig seien, die im Inneren die illiberalen und autoritären Strukturen der Großen reproduzieren sollten. Die Imperialmächte Großbritannien und Frankreich waren in dieser Sichtweise die eigentlichen Schuldigen an dieser Entwicklung, hatten sie doch als „Sieger von Versailles" arme, aber junge aufstrebende Nationen wie Italien und Deutschland unterdrückt und so deren Gegenreaktion provoziert. Im Krieg sahen die italienischen Ideologen einen Ausweg aus dieser „Krise" des liberalen Systems, der zu einem Diktat neuer Werte durch die „revolutionären Mächte" führen sollte[40]. Den „Anschluss" des Jahres 1938 interpretierte man in diesem Sinne als Vorwegnahme der Politik der Großräume und entkräftigte damit zugleich argumentativ den Vorwurf, die Annexion Österreichs sei zu Lasten Italiens gegangen[41]. Das Ende des „unnützen staatlichen Appendix Österreich" erschien hier als erste Etappe in einem komplexen Prozess der Reorganisation Osteuropas. Italien sollte dabei eine Hauptrolle zukommen: „Der revolutionäre Faschismus und Nationalsozialismus, die Achse Rom–Berlin, der Dreimächtepakt, die Annexion Österreichs durch Deutschland [...] transformieren den Donauraum. Es wird ein neuer organischerer und dauerhafterer geopolitischer Plan entworfen."[42]

Welche Faszination von dieser Vision für die Zeitgenossen ausging, zeigt auch der Sinneswandel mancher politischer Beobachter. Der Diplomat Pietromarchi etwa, der sich 1934 noch vehement gegen den „Anschluss" ausgesprochen hatte[43], schrieb im Mai 1939 ganz im Gegensatz zu seiner bis dahin gehegten Überzeugung: „Dass die kleinen Staaten sich mit der Rolle von Satelliten zufrieden geben müssen, ist eine Tatsache, die den kleinen Mächten bereits bewusst geworden ist. In einer Welt, in der die militärischen, wirtschaftlichen und sogar kulturellen Verhältnisse von den großen Organismen entschieden werden, [...] besteht die Unabhängigkeit, an der sich diese kleinen Staaten berauschen, nur mehr auf dem Papier. Ihre weitere Existenz können sie sich nur über den Anschluss an größere Mächte und den Willen zur Zusammenarbeit sichern."[44]

Ein ähnliches Schicksal dachten die faschistischen Ideologen auch den Anrainerstaaten des Mittelmeeres zu. Spanien, Griechenland und die Länder

[40] Italia e Germania: realtà, in: Relazioni internazionali vom 18. 1. 1941, S. 69.

[41] Zu den wirtschaftlichen Rückwirkungen des „Anschlusses" siehe Ernesto Norbedo, Le conseguenze economiche dell'Anschluss sul movimento ferroviario di Trieste, in: Geopolitica vom 31. 3. 1939, S. 162–176, bes. S. 171–175.

[42] Geostoricus, La parabola d'un impero: l'Austria-Ungheria, in: Ebenda, S. 340 f. Die Kehrtwendung Mussolinis in der Donaufrage versuchte Ciano in seinen Tagebüchern zu rechtfertigen; vgl. Galeazzo Ciano, Diario 1937–1943, hrsg. v. Renzo De Felice, Mailand 1990, Eintrag vom 13. 3. 1938, S. 112.

[43] „Italien darf den Anschluss niemals zulassen. Es handelt sich um eine Frage von Leben oder Tod. [...] Wir müssen Österreich in seinem Recht auf Unabhängigkeit unterstützen." Pietromarchi, Diario 1933–1940, Eintrag vom November 1934. Vgl. Eintrag vom 15. 3. 1938, in: Nattermann (Hrsg.), I diari e le agende di Luca Pietromarchi, S. 102 u. S. 104.

[44] Ebenda, Eintrag vom 12. 5. 1939, S. 295.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Nordafrikas sollten in einem „Mittelmeerblock" aufgehen, der von Italien angeführt wurde[45].

Diesen Plan, der auf das römische Imperium und den Mythos des Mare Nostrum zurückging, hatte Mussolini seit den frühen 1930er Jahren verfolgt und mit dem Abessinienkrieg bereits teilweise realisiert[46]. So utopisch er auch anmutete: Der Plan wurde auch Gegenstand von Konsultationen zwischen Italien und Deutschland. Die „Achsen"-Partner bekundeten jedenfalls bei mehreren Gelegenheiten ihren grundlegenden Konsens in dieser Frage. Während einer Besprechung Cianos mit Hitler im Oktober 1936 in Berchtesgaden erklärte der „Führer" das Mittelmeer kurzerhand zu einem italienischen Meer. „Jedwede künftige Änderung des Gleichgewichts im Mittelmeer", ließ er weiter verlauten, „muss zu Gunsten Italiens gehen." Und anlässlich des Besuchs Pietromarchis bei Außenminister Joachim von Ribbentrop am 13. August 1940 bekannte der Wirtschaftsfachmann und Diplomat Carl August Clodius gegenüber dem hochrangigen italienischen Diplomaten: „Deutschland betrachtet die skandinavischen Länder, Dänemark, Belgien und Holland als seine Einflusssphäre. [...] Das Mittelmeer gehört Italien. Der Balkan dient Deutschland wie Italien."[47]

Die Anerkennung der italienischen Vorherrschaft über das Mare Nostrum durch den NS-Staat galt jedoch keineswegs uneingeschränkt. Wie weit die Akzeptanz des italienischen Machtanspruchs tatsächlich ging, hing wesentlich von den deutschen Interessen ab. Im Jahr 1934 waren die italienischen Expansionsabsichten im Mittelmeerraum ausgesprochen wohlwollend aufgenommen worden, weil man darin eine Störung der internationalen Beziehungen erblickte. Das fiel

[45] Il nuovo ordine economico e il „senso continentale europeo", in: Geopolitica vom 1. 1. 1942, S. 50–52. Der Aufsatz stellte einen Auszug aus den „Quaderni di Documentazione" dar, die die Confederazione fascista dei commercianti herausgab. Den Faschistischen Kaufmannsverband interessierten vor allem die wirtschaftlichen Vorteile, die die Neue Ordnung Italien brachten. In „Geopolitica" wurde das Thema immer wieder aufgegriffen. Siehe neben der Rubrik „Problemi geopolitici del Mediterraneo e Problemi mediterranei" vor allem die Aufsätze: Livio Chersi, Ambiente Mediterraneo e diritti italiani, und A. Palumbo, Mediterraneo in guerra visto da Parigi, in: Geopolitica vom 31. 5. 1940, S. 214 f. u. S. 216–221; Ernesto Massi, Problemi Mediterranei sowie Daniele Cametti Aspri, Equilibrio economico nell'elisse mediterranea, in: Geopolitica vom 31. 12. 1940, S. 531–540 u. S. 541–555; Antonio Renato Toniolo, L'unità economica e politica del Mediterraneo, und Gaspare Ambrosini, Le ragioni per cui spetta all'Italia la funzione direttiva del Mediterraneo, beide in: Geopolitica vom 31. 3. 1941, S. 170–172.

[46] Rede Benito Mussolinis in Mailand am 1. 11. 1936, in: Opera omnia, Bd. 28, Florenz 1959, S. 67–72. Siehe auch Enzo Collotti, Fascismo e politica di potenza. Politica estera 1922–1939, Mailand 2000, S. 175–278, und Elena Aga Rossi, La politica estera e l'Impero, in: Storia d'Italia, Bd. 4: Guerre e fascismo 1914–1943, Rom/Bari 1998, S. 259–271.

[47] Documenti diplomatici italiani, (DDI), Serie VIII (1935–1939), Bd. 5: 1 settembre1931–dicembre 1936, Rom 1994, S. 317, Niederschrift über die Besprechung Außenminister Cianos mit Reichskanzler Hitler in Berchtesgaden vom 24. 10. 1936; Pietromarchi, Diario, Eintrag vom 13. 8. 1940. Zur Begegnung vgl. DDI, Serie IX (1939–1943), Bd. 5: 11 giugno–28 ottobre 1940, Rom 1965, S. 390, Schreiben des italienischen Botschafters in Berlin, Alfieri, an Außenminister Ciano vom 13. 8. 1940. Siehe auch L'Asse economico, in: Relazioni internazionali vom 1. 11. 1941, S. 1382. Clodius war stellvertretender Leiter der Handelspolitischen Abteilung im Auswärtigen Amt.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

umso leichter, als das italienische Ausgreifen nicht mit den deutschen Expansionsplänen kollidierte[48]. Wie eine 1940 erschienene Publikation des Leiters des Presseamts im Auswärtigen Amt, Paul Schmidt, deutlich macht, hatte sich diese Haltung bereits wenige Jahre später grundlegend gewandelt. In dem Sammelband, der unter dem Titel „Revolution im Mittelmeer. Der Kampf um den italienischen Lebensraum" erschien, 1942 ins Italienische übersetzt und vom Mailänder Istituto per gli Studi di Politica Internazionale auf den Markt geworfen wurde, erkannte Schmidt zwar weiterhin an, dass „die Ufer des Mittelmeers ein genuines Element der kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Evolution des Impero Romano" und damit auch des faschistischen Italien seien. Zugleich unterstrich Schmidt aber unverhohlen ein deutsches Interesse: „Nach der Bildung eines mächtigen Zentraleuropa wird das Mittelmeer künftig im Zentrum des Welthandels stehen, der an Deutschland nicht vorbeigehen kann", begründete er die deutsche Sichtweise. „Wenn Deutschland Kolonien besitzt, gewinnt auch das Mittelmeer an Bedeutung. Der Kampf, den Italien um seine Vorherrschaft führt, tangiert mithin auch die deutschen Interessen."[49] Ganz ähnlich äußerte sich Ernst Wilhelm Eschmann: „Der Aufstieg Italiens zu einer Mittelmeermacht" dürfe sich nur in einem größeren Zusammenhang vollziehen, wobei Eschmann auf den Kampf „der europäischen Mittelmächte gegen die Atlantikstaaten" anspielte. Italien als Seemacht und kontinentaleuropäischer Staat bedürfe hierzu der deutschen Hilfe[50], denn auch wenn es dem Land gelungen sei, das Mittelmeer von der „englischen Tyrannei" zu befreien, habe Deutschland wesentlich dazu beigetragen, den Weg zu den italienischen Überseebesitzungen in Afrika freizumachen. Der Mittelmeerraum sei so integraler Bestandteil der Neuen Ordnung geworden, die den europäischen mit dem afrikanischen Kontinent vereine. „Die eigentliche Freiheit des Mittelmeers wird sich unter der Ägide der Neuordnung Europas vollziehen", hieß es jetzt apodiktisch[51]. Damit wurde nicht nur die Bedeutung Italiens im Mittelmeer erheblich relativiert. Das faschistische Regime musste gleichzeitig seine Beziehung zu dem künftigen Europa neu definieren.

Zu diesem Zweck organisierte man in Italien gleich mehrere Konferenzen, auch einschlägige Studien wurden publiziert[52]. Diese Initiativen richteten sich

[48] Vgl. Philipp Hiltebrandt, Grundzüge der italienischen Außenpolitik, in: Erwachendes Europa. Monatschrift für nationalsozialistische Weltanschauung, Außenpolitik und Auslandskunde (1934), H. 5, S. 129–140, bes. S. 131–135 u. S. 139 f.

[49] Rivoluzione nel Mediterraneo. La lotta per lo spazio vitale dell'Italia, hrsg. v. Paul Schmidt, Mailand ²1942, S. 14.

[50] Ernst Wilhelm Eschmann, L'Italia nel Mediterraneo, in: Ebenda, S. 117. Eschmann (geb. 1904), Schriftsteller, Journalist und Mitglied der Reichsschrifttumskammer, war Autor und Herausgeber zahlreicher Schriften zum Neuen Europa. Vgl. ders., Der deutsche und italienische Staatsgedanke, in: Deutschland, Italien und das neue Europa, Berlin 1943, S. 78–92, und Europa und die Welt, Berlin 1944.

[51] Albrecht Fürst von Urach, Conclusione. Fine del dispotismo inglese nel Mediterraneo, in: Schmidt (Hrsg.) Rivoluzione nel Mediterraneo, S. 286 f.

[52] So die Konferenz über Wirtschaftsfragen der Neuen Ordnung vom 18.–23. 5. 1942 in Pisa, sowie der vom Institut für Faschistische Kultur organisierte Kongress zum Thema „L'idea dell'Europa", der am 23. und 24. 11. 1942 in Rom abgehalten wurde. Vgl. Scuola di perfezio-

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

nicht zuletzt an die „gebildete Jugend", die als künftige Führungselite angesehen wurde. Im Januar 1942 erschien die Zeitschrift *Giovane Europa*, das Organ der „kämpfenden Universitätsjugend Europas", auch auf Italienisch, nachdem sie bereits ein Jahr zuvor auf Deutsch unter dem Titel „Junges Europa" herausgebracht worden war. Die zweisprachige Ausgabe, die Beiträge deutscher wie italienischer Autoren versammelte, erlaubte es den beiden „Achsen"-Partnern, sich über Ton und Inhalt der jeweiligen Europakonzeptionen zu verständigen. Dabei versuchte die Zeitschrift, ihre Zielgruppen – „Soldaten der Ostfront, Freiwillige in den Legionen und geistige Kämpfer in Universitäten und Höheren Schulen" – auf „die Verteidigung der traditionellen europäischen Zivilisation und den Kampf der jungen Völker um die neuen Ideen" als Hauptkriegsziel einzuschwören. Gleichzeitig skizzierten die Artikel aber auch die wirtschaftlichen und politischen Grundlinien der Nachkriegsordnung[53].

Die Zeitschrift *Giovanissima*, die 1929 von Cesare Ferri und Luigi Pinti gegründete Rundschau für faschistische Erziehung, änderte im März 1941 ihren Namen in „Europa Fascista". Damit wollte man zwar lediglich die „europäische und faschistische Dimension" des Krieges unterstreichen. Für den deutschen Verbündeten stellte das jedoch eine regelrechte Herausforderung dar. Man kämpfe für „ein Europa", hieß es in einem Artikel der Redaktion, „aber für ein faschistisches Europa. [...] Die Neuordnung Europas hat Mussolini, der DUCE, entworfen und zukunftsfähig gemacht. [...] Aber der Faschismus ist Italien. Und Italien ist ein Imperium. Zwar wird Italien seine Stellung im Rahmen der Völker mit dem Deutschen Reich teilen. [...] Man darf jedoch nicht die politische Arbeit mit der geistigen verwechseln. Was die politische Arbeit anbelangt, sind wir für eine gerechte Aufteilung der Aufgaben zwischen uns und dem mächtigen Verbündeten. Die geistige Mission ist jedoch unteilbar. Wenn die Einheit Europas ideelle Geschlossenheit bedeutet, dann müssen auch die Ideen aus einer Quelle hervorgehen." Es sei deswegen notwendig, hieß es abschließend, das großartige Prinzip Europa auch außerhalb Italiens zu propagieren[54].

Auch die *Gioventù universitaria fascista* (GUF), der faschistische Studentenverband, wurde dazu angehalten, sich mit der Neuordnung Europas zu befassen. Der nationale Kongress der GUF, der zwischen dem 8. und 11. Februar 1942 in Padua stattfand, war der „imperialen faschistischen Gemeinschaft" im Neuen Europa gewidmet. Auf der Tagesordnung standen „Probleme der Rassenpolitik"

namento nelle discipline corporative, Regia Università di Pisa, Convegno per lo studio dei problemi economici dell'ordine nuovo, Bd. 1–2, Pisa 1942–1943; Gisella Longo (Hrsg.), Il fascismo e l'Idea d'Europa. Il convegno dell'Istituto nazionale di cultura fascista (1942), Rom 2000. Zur Konferenz siehe Carlo Costamagna, L'idea dell'Europa e la guerra, in: Lo Stato 15 (1943), H. 3, S. 65–78.

[53] Siehe die Nummern 1 und 2 von Giovane Europa vom Januar 1942, sowie Gli elementi dell'Unità europea, in: Ebenda (1942), H. 3. Die Zeitschrift wurde in der Ausgabe von Geopolitica vom 30. 6. 1942, S. 291, stark beworben. Vgl. auch Birgit Kletzin, Europa aus Rasse und Raum. Die nationalsozialistische Idee der Neuen Ordnung, Münster 2002, S. 152 f.

[54] Perché Europa Fascista, in: Europa Fascista, Giovanissima. Rassegna di Politica vom 23. 3. 1941, S. 2 f.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

sowie „Wirtschafts- und kulturelle Fragen“[55]. Die Themen waren den Veranstaltern von der faschistischen Partei vorgegeben worden[56]. Der Vortrag von Giuseppe Solaro, dem Sekretär der GUF in Turin, behandelte wirtschaftliche Themen und wurde später von der Zeitschrift *Geopolitica* abgedruckt. Zwar machte die Redaktion ihre Leser vorsichtshalber darauf aufmerksam, dass die sehr weitgehenden Positionen des Autors nicht die offizielle politische Position widerspiegelten. Gleichwohl hielt man seinen Beitrag für eine gute Diskussionsgrundlage[57]. Solaro sah im Neuen Europa eine „Römische Gemeinschaft, die aus der Führungsmacht Italien sowie der Schweiz, Kroatien, Albanien, Griechenland, Ägypten, Tunesien, Libyen, Palästina, Syrien, dem Irak und den italienischen Kolonialbesitzungen in Ostafrika besteht“[58]. Damit ging die „imperiale faschistische Gemeinschaft“, von der Solaro träumte, weit über das Mittelmeergebiet hinaus.

Der deutsche „Achsen“-Partner verfolgte die Äußerungen Solaros mit großer Aufmerksamkeit, vermutete man doch nicht ganz zu Unrecht, dass der Sekretär der GUF Rückendeckung aus Rom erhalten hatte. Der Verantwortliche im Presseamt der Gauleitung von Tirol-Vorarlberg, Wolfgang Steinacker, sandte deshalb am 25. März 1942 eine Zusammenfassung des Vortrags an Gauhauptamtsleiter Helmut Triska vom Auswärtigen Amt. In seinem Begleitschreiben machte er nicht nur darauf aufmerksam, dass die Zeitschrift *Geopolitica* den Vortrag bereitwillig abgedruckt habe. Steinacker unterstrich auch, dass die Einbeziehung der Schweiz als Hauptziel der italienischen Außenpolitik gelten müsse[59]. Nach der Konferenz von Padua war man in Deutschland gewarnt, man verfolgte nun immer aufmerksamer, was in Italien zum Thema veröffentlicht wurde[60].

---

[55] Archivio dell'Università di Padova (künftig: AUPD), Atti del Rettorato, A.A. 1941–42, b. 401, f. 107, Congressi e convegni nazionali ed internazionali, sf. Il convegno interuniversitario – Padova 1942. Vgl. Il convegno interuniversitario, in: Il Veneto vom 14. 1. 1942. Siehe auch Simone Duranti, Lo spirito gregario. I gruppi universitari fascisti tra politica e propaganda (1930–1940), Rom 2008, S. 363–382.

[56] AUPD, Senato Accademico, II, dal 18 aprile 1941 al 24 ottobre 1942, Adunanza del l4 novembre 1941, ore 18.

[57] Siehe die Konferenznotiz in: Geopolitica vom 28. 2. 1942, S. 92. Zum Vortrag: Giuseppe Solaro, La comunità imperiale fascista della nuova Europa. Motivi sociali e politici della rivoluzione nel quadro della ricostruzione europea e mondiale (sottotemi di carattere economico), in: Ebenda, S. 93–98.

[58] Solaro, La comunità imperiale, S. 96.

[59] Politisches Archiv des Auswärtigen Amts (künftig: PA/AA), „Friedensfrage“, Bd. 1, Juli 1940–Mai 1943, Telegramm, Gauleitung Tirol-Vorarlberg, an das Auswärtige Amt, zu Hd. Gauhauptamtsleiter Triska, vom 25. 3. 1942. Tatsächlich sollte die Schweiz dem italienischen Lebensraum zugeschlagen werden, besaß in den Planungen aber nicht höchste Priorität. Zu den propagandistischen Bemühungen des Dritten Reichs vgl. Peter Longerich, Propagandisten im Krieg. Die Presseabteilung des Auswärtigen Amtes unter Ribbentrop, München 1987, bes. S. 85–108. Biographische Informationen zu den Beamten des Ministeriums in: Biographisches Handbuch des Deutschen Auswärtigen Dienstes 1871–1945, (BHDAD), Bd. 1 (A-F) – 3 (L-R), Paderborn u. a. 2000–2008.

[60] Vgl. Ingo Haar/Michael Fahlbusch (Hrsg.), German scholars and ethnic cleansing, 1919–1945, New York, S. 125 f.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Zwar spielte Italien nach den verheerenden Niederlagen in den ersten Kriegsmonaten im Gefüge der „Achse“ nur mehr eine untergeordnete Rolle. Die italienischen Zeitschriften nahmen davon jedoch allem Anschein nach kaum Notiz. Im Gegenteil: Die öffentlichen Debatten um Europa wurden nun sogar sehr viel lebhafter als in Deutschland geführt. Nördlich der Alpen hielt man sich mit eigenen Zukunftsentwürfen zu einer europäischen Ordnung zwar auffallend zurück, das Auswärtige Amt in Berlin beobachtete aber die in den besetzten Staaten angestellten Überlegungen zur Neuen Ordnung sehr genau[61]. Nach den noch etwas vagen offiziellen Verlautbarungen beider Parteien im Umfeld des Dreimächtevertrags von 1940[62] äußerte sich auch SS-Gruppenführer Gottlob Berger in einem geheimen Schreiben an den Chef der Militärverwaltung in Belgien und Nordfrankreich vom Oktober 1941 nicht sehr viel konkreter: Es sei „noch nicht die Zeit gekommen […], klare Richtlinien für den Aufbau Europas geben zu können“; momentan gehe es vielmehr darum, „sich instinktmäßig vor[zu]tasten, ohne die Dinge vorzeitig“ zu entscheiden.

Allerdings verlieh Berger auch seiner festen Überzeugung Ausdruck, dass Italien innerhalb der Neuen Ordnung keine Hegemonialstellung einnehmen werde: Für ihn war „eine Neuordnung des germanischen Raumes und damit Europas auf keiner anderen Grundlage zu sehen als auf der Grundlage des großgermanischen Denkens“. Der Aufbau eines solchen Europas konnte folglich „nur mit Hilfe der Träger des großgermanischen bzw. großdeutschen Gedankens“ vonstatten gehen. Den „Nationalisten, die […] sich hinter Rom verschanzen, um klaren Entscheidungen auszuweichen“, war von deutscher Seite dabei keine wesentliche Rolle zugedacht[63].

[61] PA/AA, „Friedensfrage“, Bd. 1, Ausarbeitung „Die Einstellung der skandinavischen Staaten zur Neuordnung Europas“, gez. Grundherr, vom 19. 3. 1942, und „Stellungnahme verschiedener europäischer Staaten zur wirtschaftlichen Neuordnung Europas“, gez. Trützschler, vom 30. 3. 1942. In dieser Stellungnahme wurde auf einen Artikel Solaros Bezug genommen (S. 4), der „besonders aufschlussreich hinsichtlich der italienischen Erwartungen“ war. Zu Werner von Grundherr zu Altenthann und Weiherhaus vgl. BHDAD, Bd. 2, S. 124 f.

[62] Bundesarchiv Berlin (künftig: BA), NS 43, 387, Eigentum des Deutschen Nachrichtenbüros (DNB), Rohmaterial – nicht zur Veröffentlichung, vom 9. 7. 1940. Siehe auch „Der Aufgabenkreis der Achsenmächte“, in: Frankfurter Zeitung vom 29. 9. 1940, sowie Virginio Gayda, Per l'ordine nuovo, in: Il Giornale d'Italia vom 29. 9. 1940.

[63] BA, NS 19/1548, Schreiben SS-Gruppenführer Berger an Militärverwaltungschef Brigadeführer Reeder vom 7. 10. 1941, S. 2 f. Der Text enthielt Pläne für die Zeit nach Kriegsende. Allerdings hatten die Deutschen bereits vor Kriegsbeginn Überlegungen zur wirtschaftlichen Ausbeutung vieler europäischer Staaten angestellt, zu denen auch Italien zählte. Vgl. Istituto Nazionale per la Storia del Movimento di Liberazione in Italia, (künftig: Insmli), Microfilm National Archives Washington (künftig: NA), T. 84, roll. 222: „Die wehrwirtschaftliche Bedeutung Jugoslawiens“ vom Reichsamt für wehrwirtschaftliche Planung vom August 1938, und „Die Rohstoffversorgung Italiens“ vom August 1939, wo ausdrücklich von einem Großdeutschen Wirtschaftsraum die Rede ist. Vgl. hierzu Ariane Leendertz, Ordnung schaffen. Deutsche Raumplanung im 20. Jahrhundert, Göttingen 2008, S. 107–162.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

3. Die geistige Vorherrschaft Italiens im Neuen Europa

Für Italien war diese Entwicklung natürlich alles andere als beruhigend. Den Ernst der Lage erkennend, vertraute Mussolini seinem Schwiegersohn Ciano am 13. Oktober 1941 an: „Künftig wird Deutschland Europa dominieren. Die besiegten Staaten wird man zu Kolonien degradieren. Auch die verbündeten Staaten werden nur den Status von konföderierten Provinzen haben, von denen Italien allerdings die wichtigste sein wird. Wir müssen diese Entwicklung akzeptieren, da wir mit jedem Versuch, daran etwas zu ändern, vom Status einer konföderierten Provinz auf den schlechteren einer Kolonie absinken würden. Selbst wenn die Deutschen morgen entschieden, Triest dem deutschen Lebensraum zuzuschlagen, müssten wir uns beugen."[64]

Angesichts der deutschen Besatzungsmethoden in Europa und der vollständigen Marginalisierung, die Italien im Bündnis mit dem Dritten Reich zu befürchten hatte, begannen sich 1942 die italienischen Überlegungen zur Nachkriegsordnung zu verändern. Den eigenen Konzeptionen verlieh man nun eine besondere italienische Note und setzte ganz auf Geist und Kultur[65]. Ziel dabei war, sich nicht „germanisieren" zu lassen. „Wir haben damals den Kampf aufgenommen", schrieb Pietromarchi am 26. März 1942 in sein Tagebuch, „um uns aus dem Gefängnis, das das Mittelmeer für uns darstellte, zu befreien." Jetzt sei man unter deutsche Kontrolle geraten, und die eigene Freiheit, Unabhängigkeit und Souveränität stünden auf dem Spiel. „Die deutsche Führung lässt uns über ihre Absichten zwar im Unklaren. Die Andeutungen, die uns ab und zu zu Ohren kommen, [...] und vor allem das Überlegenheitsgehabe, das Politiker, Militärs und Wirtschaftsführer an den Tag legen, sind jedoch zutiefst beunruhigend." Voller Erbitterung fasste Pietromarchi seine Eindrücke zusammen: „Es ist augenscheinlich, dass Berlin eine wirtschaftliche, politische sowie kulturelle und soziale Einheit für den europäischen Kontinent anstrebt. Ob sich unter dieser Einheit regionale Autonomie bewahren lässt oder die Interessen der Einzelstaaten ganz denen Deutschlands untergeordnet werden, d. h. Europa germanisiert wird, weiß bislang noch niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Wahrscheinlich wissen das nicht einmal die Deutschen selbst, weil es sich um eine sukzessive fortschreitende Entwicklung handelt, die, einmal eingeleitet, nicht aufzuhalten ist. Auf deutscher Seite besteht der Wille zur Einheit. In allen zivilisierten Völkern besteht dagegen der Wille, sich nicht germanisieren zu lassen."[66]

Zum „Gegenangriff" blies im Januar 1942 die führende Parteizeitschrift *Gerarchia*, die, 1921 von Mussolini selbst gegründet, so etwas wie das persönliche Sprachrohr des „Duce" darstellte. Darin veröffentlichte der Philosoph Francesco

[64] Ciano, Diario 1937–1943, Eintrag vom 13. 10. 1941, S. 544 f.

[65] Vgl. Woodruff D. Smith, The Ideological Origins of Nazi Imperialism, New York/Oxford 1986, S. 251–258, bes. S. 257 f.

[66] Pietromarchi, Diario 15 gennaio 1941–20 dicembre 1942, Eintrag vom 26. 3. 1942, abgedruckt in: Renzo De Felice, Mussolini l'alleato, Teil 1, Bd. 1, S. 447 f.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Orestano, seit 1931 Präsident der *Società Filosofica Italiana*[67], einen langen Artikel mit dem Titel *Nuovo ordine europeo*, dem im Dezember des gleichen Jahres ein Beitrag zur *Vita religiosa nella nuova Europa* folgte. Nach dem Sieg der „Achse", schrieb Orestano darin, werde zweifelsohne eine neue europäische Ordnung entstehen, die man als „lebendiges, durch unterschiedliche Vorstellungen geprägtes System" begreifen müsse. Sehr deutlich stellte er dabei heraus, dass diese Vorstellungen nicht mit Waffengewalt oder durch politischen oder wirtschaftlichen Druck auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden könnten, sondern allein durch die einigende Kraft von Ideen. Der „romantischen Vorstellung von der Nation" und der „Absolutheit der Staatsidee" müsse man den Gedanken einer „geistigen Einheit Europas" entgegenstellen, in der alle hier lebendigen ethnischen, historischen und kulturellen Faktoren aufgehen und ein homogenes Ganzes bilden könnten. Die Homogenität dieser neuen Einheit sah Orestano schon allein deswegen gegeben, weil „alle Völker Europas der gleichen weißen Rasse angehören". Zudem teilten sie „seit Jahrtausenden ähnliche Lebensbedingungen" und unterlägen – was Institutionen und Rechtsordnung anbelangte – den gleichen Traditionen. Vor allem aber seien sie „seit Tausenden von Jahren christlich geprägt".

Nun stellte allein schon die Berufung auf christliche Wurzeln für die Deutschen eine ungeheure Provokation dar. Mehr noch dürften sie sich allerdings durch eine andere Aussage Orestanos vor den Kopf gestoßen gefühlt haben: „Mit einer Superrasse, mit Hypernationalismus, mit einem neuen Überstaat" lasse sich „keine Neuordnung in Europa begründen". Den italienischen Vorstellungen zufolge sollten in der Neuen Ordnung unterschiedlichste geistige Strömungen zusammenfließen; zudem sollte die Unterscheidung zwischen wenig und hoch entwickelten Völkern aufgegeben werden. Italien ging es jetzt um eine Synthese aus *Latinità* und Germanentum, aus Okzident und Orient, weshalb Berlin und Rom als Kraftzentren das neue System gemeinsam garantieren sollten.

Dass solche Vorstellungen der nationalsozialistischen Besatzungspolitik diametral widersprachen, wusste Orestano genau. Trotzdem scheute er nicht davor zurück, Hitlers rassische und kulturelle Definition von Europa[68] in Frage zu stellen: „Sicherlich kann man Europa so definieren", meinte Orestano, „aber doch nicht nur." Ließe man sich nämlich auf eine solche eingeschränkte Sichtweise ein,

[67] Zu Francesco Orestano (1873–1945), Dozent für Moralphilosophie und für Philosophiegeschichte an der Universität Palermo, siehe Eugenio Garin, Cronache di filosofia italiana (1900–1943), Bari 1955, S. 150–164; Renzo De Felice, Mussolini l'alleato, Teil I, Bd. 2, S. 780–782. Orestano war auch deshalb bekannt geworden, weil er bei der Volta-Konferenz von 1932 die Abschlussrede gehalten hatte. Vgl. Francesco Orestano, Riassunto generale e conclusioni del Convegno Volta: discorso di chiusura, Reale Accademia d'Italia, Rom 1932. Vgl. auch Bernd Sösemann, „L'idea dell'Europa". Die faschistische Volta-Konferenz von 1932 und der nationalsozialistische Kongress von 1941 im Kontext der Europa-Konzeptionen des 20. Jahrhunderts, in: Villa Vigoni, Comunicazioni/Mitteilungen (im Druck). Ich danke dem Autor für die Überlassung des Textes. Zur Volta-Konferenz vgl. fernet Michael A. Ledeen, L'Internazionale fascista, Rom/Bari 1973, S. 111–114.

[68] Am 11. 12. 1941 erklärte Hitler im Reichstag, dass sich Deutschland im Kriegszustand mit den Vereinigten Staaten von Amerika betrachtet; vgl. Max Domarus, Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945, Bd. 2, Untergang (1939–1945), München 1963, S. 1796 f. u. S. 1809.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

müsse man nicht nur die Vorstellungen von „Lebensraum" und „Großwirtschaftsraum" aufgeben, sondern auch die Völker anderer Rassen und Kulturen vollständig unterwerfen[69]. In einem Europa, prophezeite Orestano, das durch einen solchen rigiden deutschen Rassen- und Kulturbegriff zusammengehalten werde, müsse Italien zwangsläufig eine untergeordnete Stellung einnehmen. Schließlich habe das Land im Krieg deutlich unter Beweis gestellt, dass es nicht in der Lage sei, echte Machtpolitik zu betreiben. Mit dieser Argumentation verfolgte Orestano vor allem eine Absicht: Indem er die Bedeutung von *Latinità* und Christentum, deren Wiege ja in Italien stand, als Bindekräfte für das Neue Europa unterstrich, machte er gleichzeitig einen Vorrang des Geistigen vor dem Militärischen geltend. Das damit verbundene Bekenntnis zur ethnischen, historischen und nationalen Vielfalt stellte die Idee einer Herrenrasse und eines Superstaates massiv in Frage.

Bis Dezember 1942 verschlechterte sich die militärische Lage für die Italiener weiter. Diese Entwicklung vor Augen, betonte Orestano in seinem Artikel über die *Vita religiosa nella nuova Europa* die vermeintlichen Unterschiede zwischen dem Deutschen Reich und dem Rest Europas besonders stark. Gestützt auf eine wissenschaftliche Auswertung verschiedener deutscher Publikationen zu philosophischen Themen, glaubte Orestano beweisen zu können, dass das Land als „sezessionistisch", „ungläubig und antichristlich" gelten müsse. Den Rest Europas hingegen stilisierte er als zutiefst religiös und durch zwei Jahrtausende Christentum geeint. „Ein künftiges religiöses Europa" sei das unverzichtbare Fundament für das Zusammenleben der Völker und könne allein durch Italien als Land mit der „stärksten religiösen Einheit" garantiert werden. Deutschland hingegen müsse, um ein Neues Europa aufzubauen, „nicht nur den Krieg gewinnen, sondern auch sich selbst überwinden". Der Autor versuchte mit dieser Argumentation ganz offensichtlich, die militärische Bedeutung Deutschlands herunterzuspielen. Außerdem bemühte er sich, die Kluft zwischen Europa und Deutschland so groß wie irgend möglich erscheinen zu lassen, was schließlich in den Sätzen gipfelte: „Deutschland mag sich zwar für fähig halten, seinen Weg allein zu gehen, und empfindet deswegen die Autorität Roms bisweilen als Belastung. [...] Gleichzeitig konfrontiert Rom Deutschland aber auch mit dem höchsten Maß menschlicher Universalität." Der Sinn und das Geheimnis des Katholizismus sei „gelebte Universalität, organisierte menschliche Universalität, aktive Organisation der Universalität". Der „Genius Roms", der die „Katholizität des Rechts und der Kirche" ebenso begründet habe wie den Humanismus und die modernen Wissenschaften, sei dazu bestimmt, alle Partikularismen zu überwinden und zu einem „spirituell Höheren" zusammenzuführen[70].

[69] Francesco Orestano, Nuovo ordine europeo, in: Gerarchia vom 1. 1. 1942, S. 3–9.

[70] Ders., Vita religiosa nella nuova Europa, in: Gerarchia vom 12. 12. 1942, S. 476–484. Am 1. Oktober hielt Marchesi in Perugia einen Vortrag über Tacitus. Darin grenzte dieser die Jahrtausend alte Römische Zivilisation scharf gegen die germanische Kultur ab; vgl. Concetto Marchesi, Tacito, in: Ders., Voci di antichi, Rom 1946, S. 139–141. Der Ton war derart antideutsch, dass der Rektor der Universität von Perugia, Paolo Orano, ein fanatischer Antisemit und Deutschlandfreund, ostentativ den Saal verließ. Vgl. Ezio Franceschini, Concetto

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Die deutsche Führungsriege reagierte auf diese Attacken umgehend[71]. Propagandachef Joseph Goebbels etwa vertraute seinem Tagebuch an: „Offenbar versuchen die Italiener zuerst auf dem Wege über ihre Zeitschriften sich eine geistige Führung Europas anzumaßen, da ihnen die militärische und machtpolitische Führung offenbar gänzlich aus den Händen geglitten ist. Ich lasse auch diesen Artikel in unseren Nachrichtenmitteln gänzlich unbeachtet. Es hat keinen Zweck auf solche Anzapfungen einzugehen, da wir im Augenblick ja nicht in der Lage sind, alle Argumente vorzubringen, die hier vorgebracht werden könnten. Man muß schon auf eine günstigere Gelegenheit warten, um wahrscheinlich erst nach dem Kriege die Kirchenfrage in einer offenen Aussprache zu klären."[72]

Der deutsche Botschafter in Rom, Hans Georg von Mackensen, schickte Orestanos zweiten Artikel sogar persönlich und mit einem längeren Begleitschreiben versehen an das Außenministerium in Berlin. Darin machte er seinen Dienstherren darauf aufmerksam, dass der besagte Aufsatz in der katholischen Presse ein enormes Echo gefunden habe und die Ausgabe der Zeitschrift schnell vergriffen gewesen sei. Als Grund dafür nannte Mackensen die Tatsache, dass die von Mussolini gegründete und nun vom Stellvertretenden Generalsekretär der PNF herausgegebene *Gerarchia* als Sprachrohr der faschistischen Führungsriege angesehen werde. Der Faschismus habe sich durch die scharfe Profilierung seines ethisch-religiösen Weltbildes offensichtlich von Deutschland distanzieren wollen. Mackensen zweifelte allerdings an der Wichtigkeit solcher ideeller Fragen. Da der Krieg seiner Meinung nach vorrangig um Getreide, Öl und Kohle geführt wurde, gelte es, so Mackensen, hier nicht überzureagieren[73].

Trotz dieser Beschwichtigungen versetzte die Meldung aus Rom die Führung in Berlin in Alarmbereitschaft. Am 12. Januar 1943 entwarf Außenminister Joachim von Ribbentrop nach Absprache mit seinem Staatssekretär Ernst Freiherr von Weizsäcker eine Notiz, in der er Orestanos Beitrag schlicht als „Hetzartikel" bezeichnete. Dieser Artikel sei Ausdruck der offen antideutschen Gesinnung des Autors und stelle einen Angriff auf das Reich dar, der selbst von den Briten an Schärfe kaum übertroffen werden könne. Da der Aufsatz in der Zeitschrift des „Duce" erschienen sei, sollte Mackensen umgehend bei den italienischen Behörden vorstellig werden und eine Protestnote überreichen. Unterbleibe eine derartige Reaktion, prophezeite der Außenminister, könne das nicht nur gegen Deutschland ausgelegt werden. Gleichzeitig würde man damit auch den Katholi-

Marchesi. Linee per l'interpretazione di un uomo inquieto, Padua 1978, S. 30 u. S. 273–274; Piero Calamandrei, Diario 1939–1945, hrsg. von Giorgio Agosti, Bd. 2, Florenz 1997, S. 72.

[71] Hierzu bereits De Felice, Mussolini l'alleato, Teil 1, Bd. 2, S. 780.

[72] Die Tagebücher von Joseph Goebbels, im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und mit Unterstützung des Staatlichen Archivdienstes Rußlands, hrsg. von Elke Fröhlich, Teil II: Diktate 1941–1945, Bd. 6: Oktober–Dezember 1942, München 1996, Eintrag vom 18. 12. 1942, S. 466.

[73] PA/AA, Inland I/D, 7.10/18. und 19.8 (1941–44), „Italien Kirche" 6, Pressebericht Deutsche Botschaft Rom an das Auswärtige Amt betr. Polemik um den Katholizismus vom 30. 12. 1942, S. 1–8, bes. S. 6 f. Zu Botschafter Hans Georg von Mackensen siehe BHDAD, Bd. 3, S. 159 f.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

zismus und die Feindpropaganda ermutigen, schärfere Attacken gegen das Reich zu führen[74].

Tatsächlich hatte Orestanos Aufsatz für die Alliierten einen nicht zu unterschätzenden propagandistischen Wert. Radio London etwa strahlte auf Italienisch, Spanisch und Rumänisch Meldungen über Orestanos Artikel aus. Die italienischen Sendungen drehten sich dabei um ein fiktives Gespräch, das ein Faschist mit einem Nationalsozialisten über den Aufsatz Orestanos führte. Der Italiener äußerte zwar seine Meinung nicht offen, ließ aber keinen Zweifel darüber aufkommen, dass dem Deutschen die Überlegungen Orestanos nicht gefallen dürften. Der Nationalsozialist hingegen bezeichnete den Aufsatz als einen „gefährlichen Angriff auf die deutschen Theorien, [...] auf den Nationalsozialismus und auf die vom Führer ausgerufene Neue Ordnung". Auf den Einwand des Italieners, dass man dieses Thema doch von mehreren Standpunkten aus betrachten könne und eine offene Diskussion immer möglich sein müsse, antwortete der Deutsche mit einem apodiktischen „Nein!". Allerdings musste auch er dann einräumen, dass das Reich inzwischen tatsächlich eine atheistische und antichristliche Haltung einnehme. Die einzige „Verteidigung", die die „Feindpropaganda" dem Nationalsozialisten gestattete, war der fast lächerlich anmutende Vorwurf an die Adresse seines italienischen Gesprächspartners, „gemeine Propaganda gegen die Achse" zu betreiben, der zudem mit dem Hinweis auf die tiefe Gläubigkeit der Italiener erneut Orestanos Thesen in die Hände spielte[75].

Wie sehr die britische Propaganda bemüht war, die kulturellen und religiösen Unterschiede innerhalb des faschistischen „Achsen"-Bündnisses herauszustellen, wird vor allem in der rumänischen Fassung der Radiosendung deutlich. Hier sprach man sogar davon, dass „sich das Italien Mussolinis von der antichristlichen Religion Hitlers zu befreien" suche. Auch wies man in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die Publikation von Orestanos Aufsatz zeitlich mit den deutschen Niederlagen in Russland und Afrika zusammengefallen sei. Weiter hieß es an die Adresse italienischer und rumänischer Katholiken gewandt: „Das faschistische Regime versucht sich des Rückhalts der Heimat für den Fall zu versichern, dass man sich von Deutschland abwenden sollte."[76] Noch deutlicher wurde die spanische Radioübertragung: „Nach der Besetzung Nordafrikas durch die Alliierten hat Italien deutlich vor Augen geführt bekommen, dass Deutschland keine Invasion abwenden kann. Deswegen will Mussolini nun jede Mitverantwortung für die politischen Verbrechen seines Freundes Hitler abstreiten. England ist je-

[74] PA/AA, Inland I/D, 7.10/18. und 19.8 (1941–44), „Italien Kirche" 6, Ribbentrop, Vortragsnotiz zu D XII – 10/43 vom 12. 1. 1943. Zur alliierten Propaganda gegen die deutschen Pläne siehe Stephanie Seul, Europa im Wettstreit der Propagandisten: Entwürfe für ein besseres Nachkriegseuropa in der britischen Deutschlandpropaganda als Antwort auf Hitlers „Neuordnung Europas" 1940–1941, in: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 8 (2006), S. 108–161.

[75] PA/AA, Inland I/D, 7.10/18. und 19.8 (1941–44), „Italien Kirche" 6, Sonderdienst Seehaus, London, vom 13. 1. 1943, Geheim!, italienisch, 16.30–17.00 Uhr, Kurzwelle.

[76] Ebenda, 6. 1. 1943, Geheim!, rumänisch, 20.45 Uhr, Kurzwelle.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

doch entschlossen, kein Abkommen mit dem derzeitigen italienischen Regime zu treffen."[77]

Auch der Aufsatz, den der Präfekt von Arezzo und Piacenza, Giovanni Selvi, über die Grundlagen der Neuen Ordnung in der April- und Mainummer von *Gerarchia* veröffentlichte, erreichte Ribbentrop. Der Autor proklamierte darin als unabdingbare Voraussetzung für eine politische Einheit eine „ideologische Geschlossenheit". In der faschistischen Doktrin seien „alle fundamentalen Prinzipien vereinigt, die sich auf verschiedene europäische Länder mit dem gleichen oder einem ähnlichen Grad an Zivilisation anwenden lassen. [...] Es ist eine alte Redewendung, dass neue Ideen mit den Spitzen von Bajonetten durchgesetzt werden [...], aber die Neue Ordnung und der kommende Friede gründen nach unserer Ansicht mehr auf Ideen als auf der Macht der Waffen."[78]

Der Artikel wurde – wie viele andere Texte auch – Legationsrat Walter Büttner von der Abteilung Deutschland im Auswärtigen Amt zur Prüfung vorgelegt. Der Beitrag vertrete, hieß es im Prüfungsergebnis, die „kulturpropagandistischen Thesen Italiens" und dürfe nicht unerwidert bleiben. Die Gravamina, die Büttner Punkt für Punkt auflistete, betrafen die vermeintliche Herabwürdigung der deutschen Frömmigkeit bei gleichzeitiger Überbewertung der christlichen Moral und der römisch-katholischen Ordnung sowie die Berufung auf das Imperium Romanum als einziges historisches Beispiel für die Einheit Europas und als Modell für die Zukunft. Die germanische und indogermanische Einheit, für die der Nationalsozialismus eintrete, habe demgegenüber überhaupt keine Erwähnung gefunden, kritisierte Büttner. Dafür sei die bolschewistische Ideologie auf die gleiche Ebene gestellt worden wie die nationalsozialistische Doktrin. Zugleich habe der Artikel den Faschismus als einzig mögliches ethisches Fundament für das Neue Europa bezeichnet[79].

Als sich das Auswärtige Amt dann doch dafür entschied, den Artikel Selvis in der Zeitschrift „Reich Volksordnung Lebensraum", dem Organ der Internationalen Akademie für Verwaltungswissenschaften[80], zu veröffentlichen, geschah das vor allem in der Absicht, die darin aufgestellten Behauptungen zu widerlegen. Dem Aufsatz Selvis wurde deshalb der Beitrag eines deutschen Autors vorangestellt, der den nationalsozialistischen Standpunkt klar herausstellte[81]. Darüber hinaus kürzte die Redaktion den italienischen Text für die deutsche Veröffentli-

[77] Ebenda, 13. 1. 1943, Geheim!, spanisch, 22.30 Uhr, Kurzwelle.

[78] Giovanni Selvi, Le Basi dell'ordine nuovo, in: Gerarchia vom April 1942, S. 160–165, und ders., Le Basi dell'ordine nuovo, in: Gerarchia vom Mai 1942, S. 205–208, Zitate S. 164 u. S. 208. Vgl. Kletzin, Europa aus Rasse und Raum, S. 141, S. 144 u. S. 156–159. Selvi war auch Stellvertretender Vorsitzender des Provinzialrates der Korporativwirtschaft in Piacenza und Autor mehrerer Bücher, darunter Delenda Britania, Rom 1940.

[79] PA/AA, Inland I/D, 7.10/18. und 19.8 (1941–44), „Italien Kirche" 6, Aufzeichnung Büttners vom 10. 9. 1942 mit dem Vermerk Zitissime.

[80] Vgl. Selvi, Die Grundlagen der Neuen Ordnung, in: Reich Volksordnung Lebensraum, Zeitschrift für völkische Verfassung und Verwaltung, III. Band (1942), S. 9–33.

[81] PA/AA, Inland I/D, 7.10/18. und 19.8 (1941–44), „Italien Kirche" 6, Aufzeichnung Büttners vom 10. 9. 1942. Vgl. Werner Best, Herrenschicht oder Führungsvolk? In: Reich Volksordnung Lebensraum, III. Band (1942) S. 122–141. Zu Best, siehe Ulrich Herbert, Best. Biogra-

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de
Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

chung und schwächte vor allem die problematischen Aussagen deutlich ab. Die Streichung ganzer Textpassagen, der auch der Absatz über den Bolschewismus zum Opfer fiel[82], erfolgte auf Vorschlag Büttners. Schließlich ersetzte man kurzerhand einige „unbequeme" Begriffe durch harmlosere und veränderte damit den Sinngehalt des Textes ganz massiv. Indem die Editoren etwa das Adjektiv „international" gegen das Wort „irrational" eintauschten, las sich der Satz „Dies ist ein Revolutionskrieg gegen die internationale Ordnung" unter völliger Verkehrung des Sinns in der Neufassung so: „dieser Krieg revolutioniert die irrationale Ordnung". Beinahe noch gravierender war, dass im deutschen Text die „faschistische Doktrin" zur „Doktrin der Achsenmächte" mutierte[83]. So bereinigt, wurde der Text der deutschen Leserschaft als wichtiger Beitrag des Faschismus zur Frage der Großraumpolitik präsentiert[84].

Eine vergleichbare Textmanipulation hatten 1938 faschistische Publikationslenker an der italienischen Übersetzung eines deutschen Aufsatzes vorgenommen. In dem Band „Die Achse im Denken der beiden Völker", der von Paolo Orano, dem Rektor der Universität Perugia und Professor für die Geschichte des Journalismus, herausgegeben wurde, hatte man den Beitrag von Werner A. Eicke über die Ideologie der „Achse" im Gegensatz zu den anderen Aufsätzen stark gekürzt[85]. Eliminiert hatten die italienischen Bandverantwortlichen vor allem die Überlegungen Eickes zur „europäische[n] Qualität" des faschistischen Bündnisses. Dem Autor zufolge war diese in der „Mystik des arischen – mittelländischen und germanischen – Europas, eines Europas der Ordnung, des Gesetzes, der Hierarchie, der Autorität, der Geschichte, des Rechtes" zu suchen und stand in diametralem Gegensatz zu den „mystischen Prinzipien von 1789"[86].

Damit unterschied sich die nationalsozialistische Europakonzeption bereits von Beginn an von den entsprechenden faschistischen Vorstellungen. Das betraf vor allem die deutsche Idee, dass das Neue Europa „arisch" zu sein habe. Pikant ist das vor allem deswegen, weil zu dieser Zeit die italienischen Rassengesetze noch nicht erlassen waren. Um das noch junge deutsch-italienische Bündnis nicht zu belasten, hatte das Regime in Rom derart heikle Äußerungen zunächst unterdrückt.

Im Jahr 1942 tauchten dann in Literaturzeitschriften und wissenschaftlichen Publikationen immer mehr inkriminierende Artikel auf. Vor allem mit Blick auf den Kriegsverlauf machte sich in der italienischen Presse Pessimismus breit. So

phische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903–1989, Bonn 1996, S. 275–298 und bes. S. 284–289.

82 Vgl. Selvi, Die Grundlagen, S. 12, S. 25 u. S. 29.

83 Zur deutschen Übersetzung siehe Selvi, Die Grundlagen, S. 29 f.

84 Siehe Redaktionsnotiz in: Selvi, Die Grundlagen, S. 9, Anm. 1.

85 Sogar die Achsenlyrik Giorgio Umanis wurde vollständig ins Deutsche übersetzt. Vgl. ders., L'Asse nel pensiero dei due popoli. Die Achse im Denken der beiden Völker, hrsg. von Paolo Orano, Rom 1938, S. 169. Siehe darüber hinaus Paolo Simoncelli, Theodor Wolff da Mussolini. Sorprese politico-filologiche di una traduzione del 1930, in: Nuova Storia Contemporanea 11 (September–Oktober 2007), S. 145–156.

86 Werner A. Eicke, Artikel ohne Titel, in: Orano (Hrsg.), L'Asse, S. 84 f.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

bezweifelte etwa Aldo Airoldi in der Zeitschrift *Primato* rundheraus, dass aus dem Krieg tatsächlich ein Neues Europa mit einer gemeinsamen Politik und Weltanschauung hervorgehen könne. Nicht nur stellten für ihn die partikularen Interessen der einzelnen Staaten schlicht eine „historische Konstante" dar. Er vermisste auch eine „gemeinsame Vision bzw. einen ideellen Gleichklang", die in seinen Augen unabdingbare Voraussetzungen für jedes zwischenstaatliche Bündnis waren. Vollkommen unklar sei etwa, konstatierte Airoldi, was mit den schwächeren Nationen und solchen Staaten zu geschehen habe, die weniger Bodenschätze besäßen. Bislang habe man sich viel zu sehr auf Macht und Gewalt berufen und damit auch alle politischen Probleme zu lösen versucht[87].

Wolfgang Steinacker, Leiter des Publikationsstelle in Innsbruck, einer Einrichtung der Alpenländischen Forschungsgemeinschaft, die als Wissenschaftszusammenschluss vom Auswärtigen Amt finanziert wurde[88], zeigte sich im Sommer 1942 höchst alarmiert über die Zunahme abfälliger Äußerungen in italienischen Zeitschriften. Bereits ein kurzer Blick in die Wissenschaftsjournale, die sich mit dem Osten beschäftigten, zeige, wie viel Kritik der deutsche Standpunkt inzwischen erfahre. Renzo Montini beispielsweise habe kürzlich in der Zeitschrift *Europa Orientale* Polen als „Bollwerk der Christenheit" bezeichnet und darauf verwiesen, dass man die katholische und romanische Vergangenheit Polens auch in einem Neuen Europa niemals vergessen werde. Im Gegenteil habe man sich – des eigenen „slawischen Bluts" ungeachtet – bereits auf eine „geistige Einheit mit den lateinischen Ländern" eingeschworen. Aber auch die *Studi Baltici*, das Fachblatt des Italienischen Instituts für Osteuropa, ergriffen ganz offen Position gegen Deutschland und suchten den Schulterschluss mit polnischen Gelehrten. Diese konnten Aufsätze in der italienischen Zeitschrift publizieren. Sogar jüdische Wissenschaftler lasse man jetzt zu Wort kommen. All diesen Beiträgen sei eine starke Polemik gegen die Thesen deutscher Wissenschaftler gemeinsam, meldete Steinacker resümierend nach Berlin[89].

---

[87] Aldo Airoldi, I pensieri segreti, in: Primato vom 1. 8. 1942, wiederabgedruckt in: Mangoni, „Primato" 1940–1943, S. 296–298.

[88] Vgl. Michael Wedekind, Nationalsozialistische Besatzungs- und Annexionspolitik in Norditalien 1943 bis 1945, München 2003, S. 347 f.; Michael Fahlbusch, Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften" von 1931–1945, Baden-Baden 1999.

[89] PA/AA, Inland I/D, 7.10/18. und 19.8 (1941–44), „Italien Kirche" 6, Schreiben Steinackers an die Publikationsstelle Berlin betr. Behandlung der polnischen Frage im italienischen politischen Schrifttum vom 10. 7. 1942, S. 1 f. Das Schreiben ging nachrichtlich auch an das Legationsmitglied Triska vom Außenministerium und an den Mitarbeiter des Innenministeriums, Hoffmann. Es handelte sich um einen Bericht, den Steinacker am 17.6. an die Propagandaabteilung des Generalgouvernements (Jaenicke) geschickt hatte. Gegenstand war ein Artikel von R. U. Montini, Polonia, l'antemurale della Cristianità, in: Europa Orientale XXII, 1, 2 (Jan/Febr 1942), S. 14–31, und die Studi Baltici VII (1941). Die Verfasser der Artikel waren die Polen J. Kuryzowicz und Z. Rysiewicz sowie der deutschjüdische Wissenschaftler und ehemalige Professor für ausländische Literatur an der Universität Hamburg, Ernst Israel Fraenkel.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Auch die Publikation „Polonia, frontiera d'Europa" von Arnaldo Frateili erregte Steinackers Aufmerksamkeit. Darin sei die Behauptung aufgestellt worden, ließ er seine Vorgesetzten in Berlin wissen, dass eine Stärkung Polens den italienischen Interessen entgegenkomme. Beide Staaten könnten das Gravitationszentrum für die verbliebenen unabhängigen Kleinstaaten in Nord- und Osteuropa werden[90]. Zwar war das Buch bereits 1938 veröffentlicht worden. Steinacker betonte jedoch, dass es an Aktualität nichts eingebüßt habe, denn seiner Meinung nach gab es nach wie vor viele Italiener, die der Idee einer starken „polnischen Gemeinschaft" als Gegengewicht zu Deutschland anhingen. Diese Haltung sei natürlich für die „Beziehungen zwischen polnischem Volk und den italienischen Militärbehörden im Osten" von grundlegender politischer Bedeutung. Seiner Ansicht nach versuchte die italienische Politik angesichts der überwältigenden wirtschaftlichen und militärischen Übermacht Deutschlands, mit Hilfe der kleinen Mächte ein Gegengewicht zum Deutschen Reich in Europa zu etablieren. Dieses übergeordnete Ziel erkläre auch, warum Italien vermehrt in der Schweiz, in Ungarn, in Schweden und Finnland tätig werde. Was Polen betreffe, schloss Steinacker in seinem Bericht nach Berlin, liege das italienische Interesse an dem katholischen Land ganz auf einer Linie mit der jüngst zu beobachtenden Anbiederung des Faschismus an die katholische Kirche[91].

4. Der Niedergang der „Achse" und das „Europa der Nationen"

Das Jahr 1943 läutete eine dritte Phase ein, in der sich die italienischen Neuordnungskonzeptionen für Europa noch einmal veränderten. Mehr noch als zuvor stilisierte sich Italien nun als Schutzmacht für die in Europa verbliebenen Kleinstaaten und als Garant eines „Europas der Nationen". Enorme politische Virulenz erhielten diese Diskussionen durch die sich rapide verschlechternden Kriegsaussichten der „Achsen"-Mächte nach den katastrophalen Niederlagen in Europa und Nordafrika: Zumindest im Bereich der Propaganda führte das dazu, dass Italien seine Beziehungen zu den kleineren „Achsen"-Mächten und den besetzten Staaten überdachte. Vorbei waren nun die hochfliegenden Träume von einem italienischen Großreich, denen man sich – den leichten Sieg vor Augen – hingegeben hatte. Als trügerisch erwiesen sich nun aber auch die Hoffnungen, im „Achsen"-Bündnis zumindest die geistige Führung übernehmen zu können. Die Kleinstaaten, die man in der ersten Phase des Krieges zu unterwerfen gedacht hatte, erfuhren jetzt eine erhebliche Aufwertung. Nun konzentrierte man sich in Rom auf Kontinentaleuropa, während man die früheren Konzeptionen von „Eurafrika" oder dem „eurasischen Raum" über Bord zu werfen begann.

[90] Vgl. Arnaldo Frateili, Polonia, frontiera d'Europa, Mailand 1938, S. 319.

[91] PA-AA, Inland I/D, 7.10/18. und 19.8 (1941–44), „Italien Kirche" 6, Schreiben Steinackers an die Publikationsstelle Berlin, vom 10. 7. 1942, S. 3. Zum Italienbild der Deutschen siehe Jens Petersen, Italianisierung Deutschlands? „Germanizzazione dell'Italia?" Das Bild des anderen in der jeweiligen Selbstperzeption, in: Parallele Geschichte? Italien und Deutschland 1945–2000, hrsg. v. Gian Enrico Rusconi und Hans Woller, Berlin 2006, S. 55–69.

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Auch in anderen Fragen ruderte man nun zurück. In dem Sammelband „Dopo vent'anni. Il fascismo e l'Europa", der 1943 von der faschistischen Partei herausgegeben wurde, erklärte Ezio M. Gray, dass die imperialen Bestrebungen, die zum Kriegseintritt Italiens im Juni 1940 geführt hätten, mitnichten Ausdruck rein „territorialer oder militärischer" Ambitionen gewesen seien, sondern einen geistigen und moralischen Hintergrund gehabt hätten. Mit Imperium sei in der Theorie des Faschismus nur gemeint, dass eine Nation andere Nationen anführe; „territoriale Konfrontation" spiele in diesem Kontext so gut wie keine Rolle, versuchte man die Dinge zu verschleiern[92].

In das gleiche Horn stieß Carlo Morandi, der sich in der Zeitschrift *Primato* mit Giuseppe Mazzini und dem Risorgimento befasste. Morandi gab nicht nur zu bedenken, dass von der italienischen Einigungsbewegung und der von ihr aufgeworfenen „nationalen Frage" wichtige Impulse für alle Völker des Kontinents ausgegangen seien. Ihr Anführer Mazzini wurde gar als der „europäischste aller Italiener" bezeichnet, dessen ethische Prinzipien als Grundlage für das Europa von heute dienen könnten. Der in diesen Ideen verbürgte „hohe moralische Gehalt", schrieb Morandi, könne „unseren Europäismus" in eine ideelle Macht transformieren, die die „Grenzen der Nationen resolut" überwinde[93].

Ganz ähnlich äußerte sich auch Bildungsminister Bottai in einem Editorial des *Primato* im Juli 1943. Die vorliegenden italienischen Studien zur Neuen Ordnung, hieß es darin abwiegelnd, seien nicht wissenschaftlich fundiert und zumeist für rein propagandistische Zwecke ausgearbeitet worden. Demgegenüber sei die europäische Frage ein „historisch ganz konkretes Problem", das durch die Krise der Nationen und die Herausforderungen durch Wirtschaft und Technik bestimmt werde. Vor allem aber sähen sich die Staaten Europas mit dem „Entstehen riesiger Weltmächte" konfrontiert. Um demgegenüber zu bestehen, sei ein „Minimum an Einheit und Zusammenarbeit" innerhalb Europas notwendig. Aufgabe des faschistischen Italiens sei es, eine Ordnung zu entwerfen, die eine „organisierte Zusammenarbeit" möglich mache. Man dürfe nämlich nicht bei einem „voluntaristischen" Miteinander der Nationen stehen bleiben. Bottai räumte zwar ein, dass sowohl die Konferenz zur Europaidee, die das Institut für Faschistische Kultur im November 1942 organisiert hatte, als auch die Begegnung der Führer der „Achse" in Salzburg im April 1943 zu einer kritischen Neubewertung der Neuordnung Europas geführt hatten; Gewalt als Mittel der Politik werde nun zumindest als Problem wahrgenommen. Ungeachtet dessen war nach Bottais Meinung

[92] Ezio M. Gray, Dopo vent'anni. Il fascismo e l'Europa, Rom 1943, S. 104 f. Der Autor stützte sich dabei auf einen Auszug aus dem Eintrag „Fascismo" in: Enciclopedia italiana, Mailand 1932, S. 851.

[93] Carlo Morandi, Mazzini e l'unità d'Europa, in: Primato vom 15. 1. 1943, wiederabgedruckt in: Mangoni, (Hrsg.), „Primato", S. 451–456. Wie sehr sich die Einstellung gegenüber den Kleinstaaten und damit gegenüber früheren Äußerungen verändert hatte, belegt die Einleitung Morandis in: Ders. (Hrsg.), La critica a Versailles, Mailand/Messina 1940, S. V–XIII, bes. S. XII f. Zum Konzept des Risorgimento vgl. Carlo Morandi, Aspetti del Risorgimento come problema politico europeo, in: Ders., Problemi storici italiani ed europei del XVIII e XIX secolo, Mailand 1937, S. 104–144.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

der Faschismus zum Stillstand gekommen; seine „geistigen Fermente", die einst die Kritik an „Versailles" genährt hätten, seien nicht zur vollen Entwicklung gereift[94].

Wie die Bezugnahme auf das Treffen in Salzburg zeigt, trieb nun auch die politische Führung Italiens die Debatte um die Neuordnung Europas energisch voran. Die Diskussion wurde nicht mehr nur unter geopolitischen oder wirtschaftlichen Vorzeichen in Fachzeitschriften geführt, sie hatte die politische und diplomatische Arena erreicht, was auch zeigte, welche Bedeutung Italien den neuen Plänen für ein künftiges Europa in den internationalen Beziehungen zumindest bis Sommer 1943 zumaß[95]. Bereits 1942 hatten sowohl der italienische Botschafter in Berlin, Dino Alfieri, als auch der italienische Bevollmächtigte in Budapest, Filippo Anfuso, Außenminister Ciano dazu gedrängt, Ribbentrop endlich zu bitten, die Generallinien der europäischen Neuordnung zu klären[96]. Die beiden hochrangigen Diplomaten waren zutiefst besorgt, schienen doch die sich unter den kleineren Staaten ausbreitende Unruhe, das deutsche Schweigen und die rücksichtslose Ausbeutungspolitik des Reichs in den besetzten Gebieten denkbar Schlechtes anzukündigen[97]. Die Mahnungen Alfieris und Anfusos fanden jedoch bei Ciano kein Gehör[98].

Erst nach Cianos Ablösung als Außenminister brachte Giuseppe Bastianini, seit Februar 1943 Unterstaatssekretär im Außenministerium, die Angelegenheit gegenüber den Deutschen zur Sprache[99]. Vor dem Treffen mit Hitler in Klessheim bei Salzburg formulierte Bastianini für Mussolini am 6. April 1943 Leitlinien für eine deutsch-italienische Erklärung. Er forderte darin u. a. die Anerkennung des Nationalitätenprinzips, die vollständige Souveränität und Unabhängigkeit der europäischen Staaten sowie deren Recht, direkt an der Verteilung der wirtschaftlichen Ressourcen beteiligt zu werden. Mussolini änderte das Papier jedoch ab. Zwar akzeptierte auch der „Duce" das Nationalitätenprinzip, er strich jedoch die Bestimmung über die Unabhängigkeit der Staaten. Dafür fügte er einen Passus ein, demzufolge die Zusammenarbeit zwischen den Staaten auf dem „Bewusstsein von der moralischen Einheit Europas" fußen sollte. Die „Achsen"-Mächte

[94] Studi sull'ordine nuovo [Editorial], in: Primato vom 1. 7. 1943, wiederabgedruckt in: Mangoni (Hrsg.), „Primato", S. 462–465. Zur Konferenz des Instituts für Faschistische Kultur vgl. Anm. 52. Zu Bottai vgl. De Felice, Mussolini il duce, Teil 1, Bd. 2, S. 731.

[95] Vgl. im Überblick De Felice, Mussolini l'alleato, Teil I, Bd. 1, S. 447–452.

[96] Vgl. Filippo Anfuso, Roma Berlino Salò (1936–1945), Mailand 1950, S. 302–306, und ders., Da Palazzo Venezia al Lago di Garda (1936–1945), Rom 1996. Zu Alfieri siehe Dino Alfieri, Due dittatori di fronte, Mailand 1948.

[97] Vgl. DDI, Serie IX (1939–1943), Bd. 8: 12 dicembre 1941–20 luglio 1942, Rom 1988, Dok. Nr. 490, S. 539–540, Schreiben des italienischen Botschafters in Berlin, Alfieri, an Ciano vom 29. 4. 1942; ebenda, Bd. 9: 21 luglio 1942–6 febbraio 1943, Rom 1989, Dok. Nr. 14, S. 13–17, Schreiben des Gesandten in Budapest, Anfuso, an Ciano vom 3. 8. 1942; vgl. ebenda, Dok. Nr. 232, S. 241–244, Schreiben des italienischen Gesandten in Berlin, Alfieri, an Ciano vom 16. 10. 1942.

[98] Vgl. De Felice, Mussolini l'alleato, Teil I, Bd. 1, S. 440–469 u. Bd. 2, S. 1208–1219.

[99] Vgl. Giuseppe Bastianini, Volevo fermare Mussolini. Memorie di un diplomatico fascista, Mailand 2005, S. 96–98, S. 304 f. u. S. 383–389.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

schickten sich nämlich an, erklärte Mussolini seine dahinter stehende Absicht, Europa in eine friedvolle Zukunft zu führen[100]. Das Kommuniqué, das nach dem Spitzentreffen veröffentlicht wurde, griff diesen Gedanken allerdings nicht auf. Der Text erwähnte die europäische Neuordnung lediglich am Rande und enthielt nur den Hinweis, dass nach dem Sieg des Dreimächtepakts Frieden in Europa Einzug halten werde. Dadurch garantiere man eine „Zusammenarbeit aller Völker auf der Grundlage ihrer gemeinsamen Interessen" und trage Sorge für eine gerechte Verteilung der ökonomischen Ressourcen der Welt[101].

Ungeachtet dieser vagen Aussagen war das Kommuniqué aber schon insofern als Fortschritt zu verbuchen, als es das Schweigen brach, das lange Zeit zwischen den „Achsen"-Mächten geherrscht hatte. Entsprechend groß war das Echo in der europäischen Presse. Die Schweizer Zeitschrift *Die Tat* widmete der deutsch-italienischen Verlautbarung noch am 12. April einen langen Artikel unter der Überschrift „‚Europa-Charta' der Achse. Rom wünscht Entgegenkommen gegenüber den Kleinstaaten". Wie dem Schriftverkehr des Reichsführers-SS zu entnehmen ist, war man auf deutscher Seite mit der Schweizer Pressemitteilung alles andere als glücklich[102]. Das lag vor allem daran, dass das Magazin einen grundlegenden Unterschied in der Haltung Italiens und Deutschlands zur Europafrage konstatierte, der den Deutschen keineswegs zum Vorteil gereichte: Während man Italien zugute hielt, dass sich das faschistische Regime zumindest der Frage stelle, wie die Beziehungen zu den kleinen Staaten in Europa künftig zu gestalten seien, hülle sich das Deutsche Reich in beredtes Schweigen, kritisierte das Schweizer Journal.

Die internationale Aufmerksamkeit für Italien versuchte Bastianini umgehend zu nutzen und gegen Deutschland auszuspielen. Am 21. April bat er Außenminister Ribbentrop deswegen darum, die „bereits im Salzburger Kommuniqué entwickelten Konzepte zu präzisieren und eine echte ‚Europacharta' zu formulieren", die dann in einer feierlichen Zusammenkunft aller faschistischen Führer proklamiert werden sollte. Indem man den europäischen Staaten größere Sicherheit vermittle, eröffne man zugleich den Weg für eine effektivere Zusammenarbeit, versuchte Bastianini den deutschen Außenminister von seinem Ansinnen zu überzeugen. Um mögliche Einwände Ribbentrops im Keim zu ersticken, wies Bastianini am Schluss seines Schreibens auf den Standpunkt Mussolinis hin: „Als alter Kämpfer bleibt der Duce in seinen Positionen zwar immer hart. Er ist jedoch auch überzeugt davon, dass die Politik den Waffengang begleiten muss, beson-

[100] Vgl. DDI, Serie IX (1939–1943), Bd. 10: 7 febbraio–8 settembre 1943, Rom 1990, Dok. Nr. 198, S. 253 f., Schreiben des Unterstaatssekretärs im italienischen Außenministerium, Bastianini, an den Regierungschef und Außenminister Mussolini vom 6. 4. 1943.

[101] Ebenda, Dok. Nr. 219, S. 286 f., „Vermerk" Bastianini, für den Chef des Ministerpräsidentenbüros, Francesco Babuscio Rizzo, vom 12. 4. 1943. Das Dokument ist bekannt geworden als „Salzburger Kommuniqué".

[102] BA, NS 19/1880, Schreiben an den Reichsführer-SS Persönlicher Stab, z. Hd. SS-Obersturmbannführer Dr. Brandt, vom 22. 4. 1943.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

ders dann, wenn die Waffen keine mathematische Gewähr dafür bieten, alle Probleme auch wirklich zu lösen."[103]

Als Ribbentrop nicht antwortete, bat Bastianini den deutschen Außenminister während einer weiteren Besprechung in Klessheim am 29. April erneut, in dieser Angelegenheit tätig zu werden. Zwischenzeitlich hatte sich jedoch offenbar Hitler gegen eine solche Initiative ausgesprochen. Der „Führer" habe ihm bedeutet, erklärte Ribbentrop seinem italienischen Gesprächspartner, dass „in der aktuellen militärischen Situation derartige Initiativen, die als Zeichen der Schwäche ausgelegt werden könnten", unterbleiben müssten. In einem günstigeren Moment könne man die Idee jedoch noch einmal aufgreifen[104].

Bastianini gab sich damit nicht geschlagen. „Politica europea" titelte am 29. Mai 1943 die Zeitschrift *Relazioni internazionali* und spielte damit auf die Rede an, die der Unterstaatssekretär kurz zuvor anlässlich der Verabschiedung des Haushalts gehalten hatte. In scharfem Gegensatz zu der Erklärung des faschistischen Regimes zu Beginn des Kriegs, die kleineren Nationen würden zwangsläufig ihre Unabhängigkeit verlieren und müssten in größeren Staaten aufgehen, hieß es nun, dass die „italienische und damit die Politik der Achse nicht beabsichtigt, die Völker zu unterjochen". Italien wolle vielmehr für den Schutz der Nationalitäten sorgen und den Bestand der Kleinstaaten garantieren. Es liege im „allgemeinen Interesse Europas", dass ihre freie Entfaltung gewährleistet sei. Das entspreche auch den „politischen und geistigen Traditionen Italiens seit der Gründung des Königreichs"[105]. Während der Zusammenkunft in Salzburg war in Bastianinis Augen ein Prinzip klar zutage getreten: „das Prinzip, dass die Achsenmächte nicht beabsichtigen, Europa ein Unterdrückungsregime aufzuerlegen. Noch viel weniger wollen sie die nationalen Eigenheiten der kleineren Staaten beseitigen oder deren Entwicklung behindern. Im Gegenteil: Die Achsenmächte haben beschlossen, diese Eigenheiten zu schätzen und zu verteidigen, die freie Entwicklung der Nationen zu garantieren und sich ihrer freiwilligen Zusammenarbeit zu versichern. [...] Im Verlauf unserer nationalen Einigung haben wir niemals die Unterdrückung der europäischen Völker zum Ziel unserer Politik gemacht [...], sondern das Nationalitätenprinzip stets verteidigt." Dem „Zwangs- und Unterdrückungssystem, das einst in Genf" geherrscht habe, hätten Italien und Deutschland in Salzburg eine Politik entgegengesetzt, die darauf abziele, Fragen der politischen Freiheit und der internationalen Wirtschaft „auf gerechte Weise" zu lösen[106].

Die deutsche Seite war aber nach wie vor zu keinen derartigen Konzessionen bereit. Das zeigte sich in aller Deutlichkeit, als Alfieri und Ribbentrop am 10. Juni im österreichischen Fuschl zusammenkamen. Der deutsche Außenminister wies

[103] DDI, Serie IX, Bd. 10, Dok. Nr. 252, S. 326 f., Schreiben Bastianini an Ribbentrop vom 21. 4. 1943.

[104] Ebenda, Dok. Nr. 273, S. 363–265, Zitat S. 365, Aufzeichnung über die Unterredung des Unterstaatssekretärs im italienischen Außenministerium, Bastianini, mit dem deutschen Außenminister Ribbentrop in Klessheim vom 29. 4. 1943.

[105] Vgl. Politica europea, in: Relazioni internazionali vom 29. 5. 1943, S. 469.

[106] Ebenda, S. 479 f.

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

den italienischen Vorschlag, eine Antwort auf die Atlantikcharta der Alliierten zu formulieren, forsch zurück. Das einzige Terrain, auf dem man derzeit operieren dürfe, sei der militärische Bereich, meinte Ribbentrop. Nach dem Sieg werde man Europa mit einem einzigen Federstrich neu ordnen. „Macht und Gewalt allein", erklärte Ribbentrop, seien derzeit in Europa gefragt.

Demgegenüber wies Anfuso vergeblich darauf hin, dass es insbesondere im Hinblick auf die mögliche Unterstützung durch neutrale Staaten nützlich sei, die zwischen der „Achse" und den Einzelstaaten bestehenden gemeinsamen Interessen in den Vordergrund zu stellen. Für Ribbentrop ging aber bereits das Kommuniqué von Salzburg viel zu weit. Der beste Beweis für die Gefahr, dass das Papier als „Zeichen der Schwäche" ausgelegt werden könne, war für den Außenminister die Tatsache, dass die Führungsriege in Ungarn und Rumänien Kapital aus dem Papier geschlagen hatte und sich weiterhin an der Macht hielt[107].

Tatsächlich stellte Antonescus und Miklos Kallays Machtkonsolidierung in Rumänien und Ungarn einen Erfolg für die „Europapolitik" Bastianinis dar, der sich hierin von Anfuso, Alfieri und seinem Bürochef, Francesco Babuscio Rizzo, unterstützt sah. Um ihrer Idee von einem „Europa der Nationen" Rückhalt zu verleihen, hatten sie sich ganz bewusst an die politischen Führer in Ungarn und Rumänien gewandt und ihnen ein neues Bündnis vorgeschlagen, das ganz im Interesse Italiens lag. Wie Rizzo in einer diplomatischen Note vom 12. Mai 1943 erklärte, sei es angesichts der derzeitigen deutsch-italienischen Beziehungen unabdingbar, „unsere politische Position gegenüber Ungarn und Rumänien zu stärken". In diesem Zusammenhang biete es sich schon allein deswegen an, die Macht Kallays und Antonescus zu konsolidieren, weil sich beide Länder „aufgrund ihrer politischen Traditionen, der gemeinsamen Interessen und ihres Vertrauens in die stets weitsichtige Politik Mussolinis" am besten als Verbündete Italiens eigneten. Auf keinen Fall, schloss die Notiz, dürfe sich Italien, wenn es darum gehe, die eigene Position im Krieg neu zu bestimmen, nur auf eine Option festlegen. Die balkanische Längsachse Budapest–Bukarest könne „wirklich Substanz" besitzen und vielleicht sogar den Feind interessieren, weil sie die deutsche Position schwächen würde. Das gelte vor allem für den Fall, dass sich in der „deutschen Gruppe Auflösungserscheinungen" zeigen sollten[108]. Offensichtlich hatte die „europäische Wende" in der italienischen Diplomatie also nicht nur eine funktionale Komponente, sich der Unterstützung der kleineren Staaten zu versichern. Italien ging damit auch gegenüber dem deutschen Achsenpartner auf Distanz und setzte sich nun sogar mit den Interessen der Alliierten auseinander.

[107] DDI, Serie IX, Bd. 10, Dok. Nr. 416 S. 546–552, Zitat S. 550 f., Schreiben des italienischen Botschafters in Berlin, Alfieri, an Regierungschef Mussolini vom 11. 6. 1943; Aufzeichnung über das Gespräch, in: PA/AA, Büro Reichsminister, Handakten Dolmetscher Schmidt, Akten betreffend: 1943 (Teil II), vom Mai 1943 bis Dezember 1943, S. 25–40. Die Zusammenfassung entspricht im Wesentlichen der Alfieris, ist aber ausführlicher.

[108] DDI, Serie IX, Bd. 10, Dok. Nr. 315, S. 413–419, Zitate S. 414 u. S. 417 f., Schreiben des Ministerbürochefs Rizzo an den Staatssekretär im Außenministerium Bastianini vom 12. 5. 1943; vgl. Bastianini, Volevo fermare Mussolini, S. 353 f.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Während sich Alfieri und Ribbentrop in Fuschl trafen, schienen sich die Beziehungen zwischen Italien und Ungarn weiter zu konsolidieren. Er glaube, schrieb Botschafter Anfuso aus Budapest, dass Ungarn derzeit zwar nicht völlig vom „deutschen Faktor" absehen könne. In Zukunft werde aber die italienische Solidarität für das Land immer wichtiger werden. Ungarn ziele auf die Verteidigung des Landes und des christlichen Europas vor dem Bolschewismus und strebe eine europäische Ordnung auf der Grundlage von Freiheit und Sicherheit für die kleineren Nationen an[109]. Da diese Ziele mit den Absichten des Deutschen Reichs mitnichten deckungsgleich seien, bat Bastianini Mussolini, das bereits bestehende freundschaftliche Verhältnis zu den Donaustaaten Ungarn und Rumänien zu stärken und darüber hinaus mit Bulgarien möglichst enge Verbindungen aufzubauen. Auf diese Weise lasse sich eine „Donau-Balkan-Achse" etablieren[110], die im „hypothetischen Ernstfall" „Italien beste politische Konditionen" verschaffen könne[111].

Dass das Projekt einer „Europacharta der Achse" eine antideutsche Stoßrichtung besaß, entging den Verantwortlichen in Berlin natürlich nicht. Ribbentrop wusste von den seit Sommer 1943 zwischen Italien und Ungarn, Rumänien und Bulgarien laufenden Gesprächen ebenso wie von den italienisch-japanischen Konsultationen. Wie aus einer geheimen Ausarbeitung von Unterstaatssekretär Andor Hencke für Ribbentrop hervorgeht, war man sich in Berlin sogar darüber im Klaren, dass Japan und Italien gegen die Fortführung des Kriegs gegen die Sowjetunion waren und stattdessen für eine Stärkung der Mittelmeerfront plädierten. Hierüber habe eine ganze Serie von Gesprächen zwischen Tokio und Rom stattgefunden. Beide Mächte seien nicht nur übereingekommen, Deutschland zu einem Separatfrieden mit der UdSSR zu drängen. Man wolle in Berlin auch größere Konzessionen gegenüber den kleinen Staaten in Europa erwirken. Der japanische Botschafter Horikiri in Rom habe am 8. Juni mitgeteilt, dass der japanische Botschafter in Berlin, Hiroshi Oshima, gegenüber Ribbentrop eine entsprechende Politik befürwortet habe[112].

Diese Ratschläge lehnte die deutsche Führung jedoch nicht nur deshalb kategorisch ab, weil sie der eigenen rassisch begründeten Besatzungspolitik wider-

[109] DDI, Serie IX, Bd. 10, Dok. Nr. 417, S. 552–555, Zitate S. 553 f., Schreiben des italienischen Gesandten in Budapest, Anfuso, an den Staatssekretär im Außenministerium Bastianini vom 11. 6. 1943.

[110] Vgl. ebenda, Dok. Nr. 420, S. 556 f., Schreiben Bastianini an Regierungschef Mussolini vom 14. 6. 1943.

[111] Ebenda, Nr. 315, S. 414, Schreiben des Ministerbürochefs Rizzo an Bastianini.

[112] PA/AA, Büro des Staatssekretärs, Bd. 18, Schreiben des Unterstaatssekretärs Hencke an den Reichsaußenminister mit dem Vermerk: Geheime Reichssache vom 21. 10. 1943, S. 3. Horikiri war gegenüber Deutschland kritisch eingestellt. Seiner Meinung nach habe das Land „die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit der kleineren Staaten noch nicht wiederhergestellt", wie das Japan in Ostasien inzwischen getan habe. Zur Haltung Japans vgl. auch Anfuso, Roma Berlino Salò, S. 321. Zu Andor Hencke, Leiter der Politischen Abteilung im AA, siehe BHDAD, Bd. 2, S. 263–265.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

sprachen[113]. Vor allem der antideutsche Charakter des Vorstoßes machte jede weitere Diskussion überflüssig und unmöglich. Bezeichnenderweise wurde die Frage der Neuordnung Europas auf deutscher Seite im Sommer 1943 lediglich von Botschafter Rudolf Rahn aufgeworfen. Rahn hatte längere Zeit in Tunesien verbracht und verfügte über keine engeren Kontakte zur Führung des Reichs. In einem Telegramm stellte der künftige Bevollmächtigte des Großdeutschen Reichs in Italien folgende Überlegungen an: „Die Anhänger einer europäischen Ordnung unter deutscher Führung verlieren den Glauben an den deutschen Sieg. Durch das Ausbleiben eines konstruktiven politischen Programms verlieren ihre Organisationen die werbenden Kraft. [...] Unsere Freunde wie unsere Feinde stellen – die einen beunruhigt, die anderen zufrieden – fest, daß wir seit langer Zeit auf die politische Initiative verzichten. Die unerhörte geistige und propagandistische Stoßkraft der NSDAP aus der ersten Kampfzeit, in der ebensoviel echte wie vorübergehende und zweckgebundene Bündnisse abgeschlossen und die ideologischen Kampfmittel ebenso rasch und scharf einkalkuliert und eingesetzt wurden wie die handgreiflichen und realen Machtfaktoren, scheint heute in unserer Außenpolitik und vor allem in unserer Politik gegenüber den besetzten Gebieten aufgegeben zu sein. [...] Schöne Gesten sind billig und können äußerst wirksam sein. Warum wenden wir sie nicht an? Warum stellen wir nicht auch Zukunftsprogramme auf, die beruhigen, verführen oder doch wenigstens neutralisieren? [...] Ganz abgesehen von allen Spielregeln der Staatskunst müßten uns unsere militärpolitischen, polizeilichen und propagandistischen Interessen veranlassen, nach außen und innen, vor allem aber in den besetzten Gebieten, die höchsten menschlichen und sittlichen Werte für uns in Anspruch zu nehmen [...]. Dies hat mit Sentimentalität nichts zu tun, sondern ist eine politische und propagandistische Taktik, die Blut spart, eigenes und fremdes. Jeder Norweger, Kroate, Franzose, Pole oder Grieche, den wir dahin bringen, in uns die Vertreter einer besseren und gerechteren Zukunft zu sehen, wird zunächst nicht auf unsere Männer schießen und keine Sabotageakte begehen – womit schon viel gewonnen ist – sondern in vielen Fällen darüber hinaus sogar aus Überzeugung für uns arbeiten und bei seinem Volksgenossen für dieselbe Überzeugung werben. [...] Es ist eine echte und glaubhafte politische Konzeption nötig, die kühn und großzügig genug ist, um die europäischen Völker zu überzeugen und mitzureißen [...]. Jedenfalls ist es sinnlos, bei militärischen Rückschlägen zu sagen: jetzt können wir keine europäische Politik machen, weil dies als Schwäche ausgelegt würde; und im Augenblick der Stärke zu verkünden; jetzt haben wir es nicht mehr nötig. Wir werden diese Politik immer nötig haben, sei es jetzt, um Gefahren vorzubeugen und vorübergehende Schwächepositionen auszugleichen, sei es später, um den Sieg und den Bestand des Reiches ohne weiteres Blutopfer zu sichern."[114]

[113] Siehe kontrastierend hierzu die Überlegungen des ehemaligen Deutschen Botschafters in Rom, von Hassell, in: Ulrich von Hassell, Diario segreto 1938–1944, Mailand 1948, Eintrag vom März 1942, S. 179.

[114] ADAP, Serie E, Bd. 6: 1. Mai bis 30. September 1943, Dok. 235, S. 413–416, Aufzeichnung des Gesandten I. Klasse Rahn vom 19. 8. 1943.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Rahns Vorschläge fanden jedoch kein Gehör. Während Generaloberst Alfred Jodl erklärte, sich in politische Angelegenheiten nicht einmischen zu können, erwiderte Ribbentrop dem Diplomaten barsch, er möge „diese Dinge ihm und dem Führer überlassen“[115]. Schon zuvor hatte sich die internationale Mächtekonstellation fundamental gewandelt: Mussolini war gestürzt und dann in Salò auf geschmälerten Basis reinthronisiert worden. Deutschland stand nun in Europa weitgehend allein. Aber auch im letzten Kapitel der Beziehungen zwischen dem Reich und dem Salò-Faschismus war die Neuordnung Europas nichts anderes als ein Projekt unter deutscher Ägide. Nach wie vor beruhte das Konzept auf dem Dogma der Überlegenheit der germanischen Rasse und stand damit der Idee einer Einheit der europäischen Nationen diametral entgegen[116].

Übersetzt von Anne Rohstock und Patrick Bernhard

[115] Rudolf Rahn, Ruheloses Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen, Düsseldorf 1949, S. 225.

[116] Vgl. Marino Viganò, Il Ministero degli affari esteri e le relazioni internazionali della Repubblica sociale italiana 1943–1945, Mailand 1991, S. 66–73; Collotti, Europa nazista, S. 429–431.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Genau wusste es keiner, aber viele hatten eine Meinung dazu. Vor allem zahlreiche interessierte Journalisten redeten sich und anderen nach 1945 ein, dass es im Dritten Reich durchaus möglich gewesen sei, auf subtile Weise seine Meinung zu äußern – und dass sie das in ihren Zeitungen auch getan hätten. Der Historiker Konrad Dussel, seit langem auf diesem Feld profiliert, geht den Dingen auf den Grund: Er untersucht die Presseanweisungen des Regimes und deren Umsetzung in der journalistischen Alltagspraxis in einer ambitionierten Fallstudie. Das Ergebnis ist bestürzend: Die Anweisungen wurden eins zu eins umgesetzt, dissidente Stimmen gab es nicht.

Konrad Dussel

Wie erfolgreich war die nationalsozialistische Presselenkung?

Das Bild, das im Zuge der schon früh einsetzenden, sehr intensiven Erforschung der nationalsozialistischen Presselenkung erarbeitet worden ist, weist noch immer beträchtliche Unschärfen auf[1]. Einerseits ist der Anspruch von Propagandaminister Joseph Goebbels unübersehbar, die deutsche Presse zu einem willfährigen Instrument umzuformen. Andererseits darf aber nicht ignoriert werden, dass sich der scheinbar so mächtige Minister mit einer ganzen Reihe von Konkurrenten auseinanderzusetzen hatte – an erster Stelle mit Reichspressechef Otto Dietrich, aber auch mit Max Amann und seit 1939 mit der Wehrmacht und dem Außenministerium[2]. Doch selbst wenn man diese Differenzen als für die Öffentlichkeit wenig relevant – weil zeitgenössisch nur begrenzt wahrnehmbar – betrachtet, muss irritieren, dass ein doppelt gelenkter Apparat noch einer dritten Zurichtung unterworfen war: neben Organverboten und Redakteursüberwachung schien eine immer stärker ausufernde Flut von inhaltlichen Anweisungen unverzichtbar. Fast ist man geneigt, an die schon während des Krieges getroffene Feststellung Hans Speiers zu denken: „If Goebbels were entirely successful, Himmler would be unemployed."[3]

Selbstverständlich wird man nun bei der Frage nach dem Erfolg der nationalsozialistischen Lenkung der Zeitungsinhalte nicht so weit gehen dürfen, als

[1] Vgl. Presse in Fesseln. Eine Schilderung des NS-Pressetrusts, Berlin o.J. [1947]; Walter Hagemann, Publizistik im Dritten Reich. Ein Beitrag zur Methodik der Massenführung, Hamburg 1948; Oron J. Hale, Presse in der Zwangsjacke 1933–1945, Düsseldorf 1965; Ernest K. Bramsted, Goebbels und die nationalsozialistische Propaganda 1925–1945, Frankfurt a.M. 1971; Karl-Dietrich Abel, Presselenkung im NS-Staat. Eine Studie zur Geschichte der Publizistik in der nationalsozialistischen Zeit, Berlin 1968; Jürgen Hagemann, Die Presselenkung im Dritten Reich, Bonn 1970.

[2] Vgl. Michael Balfour, Propaganda in War 1939–1945. Organisations, Policies and Publics in Britain and Germany, London u.a. 1979.

[3] Hans Speier, Nazi Propaganda and its Decline, in: Social Research 10 (1943), S. 376.

VfZ 4/2010 © Oldenbourg 2010 DOI 10.1524/vfzg.2010.0026
Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Antwort darauf die Artikulation grundsätzlicher Resistenz oder gar Renitenz zu erwarten – von offenem Widerstand ganz zu schweigen[4]. Dazu wurden die Zeitungen von zu vielen Stellen zu genau beobachtet, dazu war das Personal zu konsequent ausgewählt. Immerhin ist aber denkbar, dass es durchaus gewisse Nachlässigkeiten gegeben haben könnte oder gegen die Vorgaben der Berliner Zentrale unempfindliche regionale oder lokale Eigenwilligkeiten, die sich im Ergebnis doch zu merklichen Differenzen zwischen den Anweisungen und der Berichterstattung summierten. Andererseits ist nicht von vornherein auszuschließen, dass es den Nationalsozialisten doch gelang, die Presse tatsächlich „so fein" zu organisieren, „daß sie in der Hand der Regierung sozusagen ein Klavier ist, auf dem die Regierung spielen kann, daß sie ein ungeheuer wichtiges und bedeutsames Massenbeeinflussungsinstrument ist, dessen sich die Regierung in ihrer verantwortlichen Arbeit bedienen kann", wie der gerade ernannte Propagandaminister Goebbels schon Mitte März 1933 der Presse verkündete[5]. Beide Alternativen sind möglich. Über die tatsächlichen Gegebenheiten kann deshalb nur eine empirische Untersuchung Auskunft geben.

Die Schwierigkeiten dieser Aufgabe sind jedoch beträchtlich: Einer riesigen Zahl von Anweisungen steht eine letztlich unüberschaubare Zahl von Zeitungen und Zeitungsausgaben gegenüber, so dass es kaum möglich sein dürfte, die Umsetzung jeder einzelnen Anweisung in allen damaligen Zeitungen zu überprüfen (das Problem lückenhafter Überlieferung, weil verloren gegangener Zeitungsausgaben, einmal völlig vernachlässigt). Wie in vielen anderen Fällen auch dürfte es jedoch ausreichend sein, mittels einer überlegten Stichprobe zu verallgemeinerungsfähigen Ergebnissen zu gelangen. Genauer gesagt sind zwei Stichproben erforderlich: zum einen aus den Anweisungen, zum anderen aus den Zeitungen.

Die Begrenzung der Anweisungen

Die wichtigste Voraussetzung für die Untersuchung der nationalsozialistischen Lenkung der Zeitungsinhalte zumindest der Vorkriegsjahre wurde in den letzten Jahren durch das Institut für Zeitungsforschung der Stadt Dortmund geschaffen: In mühevoller Kleinarbeit wurden die in verschiedenen Archiven erhaltenen Sammlungen nationalsozialistischer Presseanweisungen zusammengetragen und in einer vielbändigen Publikation der Wissenschaft zur Verfügung gestellt[6].

Der Umfang dieser Sammlung macht jedoch klar, dass nicht ohne weiteres daran gedacht werden kann, die Umsetzung aller erlassenen Anweisungen zu

[4] So auch die DDR-Forschung; vgl. Heinz Odermann, Die vertraulichen Presseanweisungen aus den Konferenzen des Nazi-Propagandaministeriums, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 13 (1965), S. 1365–1377, hier S. 1367.

[5] Reichsminister Dr. Goebbels über die Aufgaben der Presse in Zeitungsverlag vom 18. 3. 1933, zit. nach Joseph Wulf, Presse und Funk im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Frankfurt a. M. u. a. 1966, Nachdruck als Taschenbuch 1983, S. 64 f.

[6] Vgl. NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit (NSPV). Edition und Dokumentation, hrsg. v. Hans Bohrmann und Gabriele Toepser-Ziegert, 19 Teilbände in 7 Jahresbänden, München 1984–2001.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

untersuchen. Vom Sommer 1933 bis zum Kriegsbeginn wurden rund 15.000 Anweisungen erlassen; in den Kriegsjahren sollen noch einmal 60–80.000 gefolgt sein. Hier muss bereits eine erste Stichprobe gezogen werden. Auf der Basis ihrer Ergebnisse kann später immer noch entschieden werden, ob weitere Stichproben nötig sind oder am Ende gar die Untersuchung der Umsetzung aller Anweisungen zu erfolgen hat.

Die Stichprobe für die folgende Untersuchung wurde zeitlich begrenzt: Aus jedem Kalenderjahr wurden alle im Monat Juni erlassenen Anweisungen in die Untersuchung einbezogen. Der Juni wurde gewählt, weil so schon das Jahr 1933 miteinbezogen werden konnte, kein etwaiges „Sommerloch" zu berücksichtigen und den vielen Feiertagen des Herbstes und Winters auszuweichen war. Die Zahl der jeweils im Juni erlassenen Anweisungen entsprach außerdem ungefähr dem monatlichen Durchschnitt insgesamt:

	NS-Presseanweisungen vom 1.–30. Juni	Monatsdurchschnitt nach Edition[7] (Juni–Dezember)
1933	48	47
1934	62	83
1935	84	125
1936	216	208
1937	341	258
1938	302	312
1939	444	385
Summe	1.497	1.418

Alles in allem wurde durch diese Stichprobe die Zahl der zu untersuchenden Anweisungen um rund 90 Prozent reduziert.

Die Stichprobe auf den Anweisungen eines Kalendermonats aufzubauen (und nicht etwa auf der Basis jeder zehnten Anweisung) war darin begründet, den Aufwand bei der Zeitungsauswertung zu begrenzen. Schließlich war damit zu rechnen, dass für jede Anweisung ein gewisser, über den Tag des Erlasses hinausgehender Umsetzungszeitraum anzusetzen ist, so dass im Extrem die gesamten Jahrgänge der Zeitungen durchzusehen gewesen wären. Die gewählte zeitliche Eingrenzung versprach auch bei den Zeitungen eine Reduzierung des zu bearbeitenden Materials um rund 90 Prozent.

Die Auswahl der Tageszeitungen

Allerdings musste noch eine zweite Begrenzung vorgenommen werden: Noch weniger als bei den Presseanweisungen war bei den Zeitungen daran zu denken, ihre Gesamtheit untersuchen zu wollen. Zur Begründung genügt schon ein

[7] Vgl. NSPV 7/I, S. 13*.

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

kurzer Blick auf die damaligen Verhältnisse. Es ist zwar aussichtslos, genauso eindeutige wie genaue Zahlen präsentieren zu wollen, weil dazu die statistischen Voraussetzungen fehlen, aber Größenordnungen können ohne weiteres abgesteckt werden. Anfang 1933 erschienen im Reich sicher über 4.000 Zeitungen[8], möglicherweise sogar erheblich mehr, denn für 1932 wird von einer Zahl von 4.703 Zeitungen gesprochen[9]. Nach einer ersten Verbotswelle gleich 1933, nach der 1934 nur noch 3.097 Zeitungen (einschließlich 625 Nebenausgaben) übrig blieben[10], folgte 1935/36 ein zweiter Gleichschaltungsschub auf der Basis der sogenannten drei Amann-Verordnungen[11], so dass schon vor Kriegsbeginn die Zahl der deutschen Zeitungen drastisch – um rund die Hälfte – reduziert war. Noch immer erschienen aber mehr als 2.000 Zeitungen.

Ein genauer Wert ist nicht anzugeben, selbst wenn man sich auf ein einzelnes Jahr beschränkt. Allein für das Jahr 1937, das aus verschiedenen Gründen besonderes Interesse verdient, reicht die Spannbreite von 2.208[12] über 2.355[13] bis zu 2.527 Zeitungen (der letztgenannte Wert einschließlich 424 Nebenausgaben)[14]. Obwohl 1938/39 das Reichsgebiet durch die Besetzung Österreichs, des Sudetenlands und des Memellands beträchtlich erweitert wurde, ging die Zahl der Zeitungen tendenziell weiter zurück. An einer Stelle wird sie für 1939 mit 2.288[15] angegeben, an einer anderen mit 2.391[16].

Im Rahmen eines großen Forschungsprojekts wäre diese Fülle unter einer Reihe von Aspekten systematisch so weit zu reduzieren, dass mit vertretbarem Aufwand trotzdem noch verallgemeinerbare Ergebnisse zustande kämen. Drei Überlegungen wären dabei auf jeden Fall zu berücksichtigen, um der Vielfalt des deutschen Zeitungswesens zumindest einigermaßen gerecht zu werden. Ein erstes Kriterium sollte die Auflagenhöhe bilden. Auflagenstarke Zeitungen waren umfangreicher als auflagenschwache Blätter. Das vergrößerte naturgemäß die Chance, gegen Anweisungen zu verstoßen. Andererseits wurden die Kleinen sicher weniger intensiv beobachtet und waren schon ausstattungsmäßig kaum in der Lage, alle Regelungen zu befolgen, selbst wenn sie die Absicht dazu hatten. Als zweites wären etwaige regionale Unterschiede zu berücksichtigen. Möglicherweise waren die Verhältnisse im Raum Berlin ganz andere als in Bayern, dem Ruhrgebiet oder Ostpreußen, am Sitz einer Gauleitung andere als an abgelegeneren Orten. Und schließlich sollten auch der Parteistatus und die Besitzverhältnisse thematisiert werden. Parteizeitungen oder parteioffizielle Blätter mögen

[8] Vgl. Kurt Koszyk, Deutsche Presse 1914–1945, Berlin 1972, S. 369.
[9] Vgl. Heinz Pürer/Johannes Raabe, Presse in Deutschland, 3. völlig überarb. u. erw. Aufl., Konstanz 2007, S. 98.
[10] Vgl. Handbuch der deutschen Tagespresse, Berlin [5]1934, Faltblatt nach S. 22*.
[11] Vgl. Konrad Dussel, Deutsche Tagespresse im 19. und 20. Jahrhundert, Münster 2004, S. 170–176.
[12] Vgl. Koszyk, Deutsche Presse, S. 398.
[13] Vgl. Presse in Fesseln, S. 159.
[14] Vgl. Handbuch der deutschen Tagespresse, Berlin [6]1937, S. XXI.
[15] Vgl. Pürer/Raabe, Presse, S. 98.
[16] Vgl. Presse in Fesseln, S. 159.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

sich strenger an die zentralen Vorgaben gehalten haben als andere – aber möglicherweise war es auch genau umgekehrt, weil sie eine größere Freiheit für sich in Anspruch nahmen. Wie so häufig ist Gegensätzliches gleichermaßen plausibel und kann nur durch empirische Überprüfung bestätigt bzw. verworfen werden.

Wie unter den vorgestellten Kriterien eine angemessene Stichprobe beschaffen sein könnte, um zu weit reichenden, wenn auch in statistischem Sinne kaum verallgemeinerbaren Ergebnissen zu gelangen, sei kurz an den Gegebenheiten des Jahres 1937 veranschaulicht – einem Jahr, in dem es noch keine Gebietserweiterungen des Reiches gab und für das mit der in jenem Jahr erschienenen sechsten Auflage des Handbuchs der deutschen Tagespresse ein detailreicher Überblick vorliegt.

Im einleitenden statistischen Teil des Handbuchs werden die damals gängigen Größenverhältnisse der Zeitungen genannt: 55 Prozent der Zeitungstitel erschienen mit einer Auflage bis zu 3.000 Exemplaren und 25 Prozent bewegten sich zwischen 3- und 8.000 Exemplaren. Nur zwanzig Prozent der Titel übersprangen die 8.000er-Grenze. Hinsichtlich der Leserreichweite ist jedoch sicherlich der jeweilige Anteil an der Gesamtauflage viel aussagekräftiger. Die „kleinen" Zeitungen brachten es nur auf elf Prozent, die „mittleren" auf 33, die „großen" dagegen auf 56 Prozent der Auflage. Damit erscheint es sinnvoller, die Gruppierung nach der Auflagenhöhe vorzunehmen als nach der Zahl der Titel. Die Angaben des Handbuchs lassen keine Drittelung zu; sie ermöglichen aber eine andere, ebenfalls plausible Gliederung: „Große" Zeitungen sind danach jene, die ein Viertel zur Gesamtauflage beisteuern. Laut Handbuch waren dazu nur 1,5 Prozent der Zeitungstitel mit einer Auflage von mehr als 60.000 Stück erforderlich[17]. „Mittlere" Zeitungen sind solche, die die Masse der Leser erreichten – etwa die Hälfte. Diesen Wert sicherten ungefähr (45,1 Prozent) jene 16,8 Prozent der Zeitungstitel, die sich in der Spannbreite zwischen 8- und 60.000 Exemplaren Auflage bewegten. Das letzte Viertel (genau 29,3 Prozent) blieb schließlich für die 81,7 Prozent der Titel, die in maximal 8.000 Exemplaren verteilt wurden[18].

Die Dimension der regionalen Verteilung sollte zwei Aspekten gerecht werden. Zum einen sollte die traditionelle föderale Struktur nicht völlig unberücksichtigt bleiben. 53 Prozent der Titel (1.345) erschienen 1937 in Preußen, 26 Prozent (644) in den vier süddeutschen Ländern Baden, Bayern, Württemberg und dem Saarland und 21 Prozent (538) in den übrigen Ländern Nord- und Mitteldeutschlands. Zum anderen scheint ein zweiter Aspekt aber noch gewichtiger zu sein: Die Reichshauptstadt wäre danach von den Gauhauptstädten und diese von sonstigen Provinzstädten oder -gemeinden zu unterscheiden, weil man jeweils eine unterschiedliche Intensität der Beobachtung der Zeitungen durch verschiedene Parteistellen vermuten kann.

[17] Laut Handbuch der deutschen Tagespresse (1937), S. XXII, wurde dieses Kriterium von genau 34 Zeitungen erfüllt; d.h. die Prozentuierung wurde auf 2.527–424 = 2103 Titel bezogen.

[18] Alle Angaben nach der Grafik auf S. XXIV, in: Ebenda; absolute Zahlen werden dort nicht genannt.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Würde man die beiden Kriterien Auflagenhöhe und regionale Gliederung schematisch miteinander kombinieren, ergäbe sich eine Tafel mit neun Feldern, die allerdings ganz unterschiedlich zu gewichten sind. Von den 1937 in der Reichshauptstadt Berlin erscheinenden 47 Titeln sollten nur große oder mittelgroße Zeitungen einbezogen werden. Neben dem *Völkischen Beobachter* verfügte die NSDAP in Berlin bloß über eine große Zeitung, den *Angriff*. Daneben gab es eine ganze Reihe großer mehr oder minder parteiferner Zeitungen, die größte war auch 1937 noch die *Berliner Morgenpost* mit einer Auflage von über 400.000 Stück. Mittelgroße oder kleine Parteizeitungen waren in Berlin nicht vorhanden. An parteifernen Zeitungen sollte daneben vielleicht noch eine mittlere Zeitung wie der traditionsreiche *Berliner Börsen Courier* (Morgenausgabe 31.291, Abendausgabe 30.252 Stück) miteinbezogen werden. Auf kleine Berliner (Stadtteil-) Zeitungen kann verzichtet werden; derartige Zeitungen sind stattdessen breit gestreut aus dem Reichsgebiet auszuwählen.

Auch in den 32 Gauhauptstädten können kleine Zeitungen unberücksichtigt bleiben, weil sie dort ebenfalls nur Randerscheinungen bildeten. Dafür sollten die großen und mittleren Zeitungen doppelt in die Auswahl eingehen, um so jeweils eine preußische und eine nichtpreußische Zeitung auswerten zu können. Jede Gauhauptstadt hatte ihre Zeitung, und etliche davon waren ziemlich auflagenstark. Außerdem verfügten fast alle über mehrere Nebenausgaben oder weitere abhängige Zeitungen, so dass mit einer Parteizeitung in der Regel gleich ein ganzes Gebiet erfasst würde. Eine der größten regionalen Parteizeitungen war der *Westdeutsche Beobachter*. Die Kölner Ausgabe kam auf 75.800 Exemplare, und mit weiteren zwölf Ausgaben brachte es die Zeitung auf eine Gesamtauflage von 208.000 Stück. Wesentlich kleiner war zum Beispiel die Gau-Zeitung *Bayerische Ostmark* in Bayreuth, wo sie nur mit einer Auflage von 9.500 Stück vertrieben wurde. Dem Gauverlag waren aber schon 1937 insgesamt 31 weitere Zeitungen angeschlossen, so dass eine Gesamtauflage von 161.905 Stück gemeldet wurde. Bürgerliche Zeitungen (bei denen aber noch in jedem Einzelfall die genauen Besitzverhältnisse geklärt werden müssten) verfügten demgegenüber nicht über vergleichbare „Anhänge". Trotzdem brachte es der *Hamburger Anzeiger* 1937 auf eine Auflage von 166.600 Exemplaren, während sich beispielsweise die *Münstersche Zeitung* mit 24.000 begnügen musste.

Mit einiger Mühe wären auflagenstarke Zeitungstitel auch außerhalb der Gauhauptstädte in der Provinz zu finden, etwa die *Leipziger Neuesten Nachrichten* mit einer Auflage von 145.000 Stück. Viel häufiger waren hier jedoch die mittelgroßen und kleinen Zeitungen, die deshalb ebenfalls zwei- oder gar dreifach besetzt in die Auswahl eingehen sollten. Die *Nordschlesische Tageszeitung* käme dabei als mittlere Parteizeitung in Betracht. Sie erschien in Glogau mit 11.301 Exemplaren und im Umland mit weiteren 16.082 Stück. Auch im Segment der kleinen Parteizeitungen würde man fündig, etwa mit dem württembergischen *Enz-Boten* aus Vaihingen, der Tageszeitung für nationalsozialistische Politik/Verkündigungsblatt der NSDAP im Kreis Vaihingen, der mit 2.300 Stück verbreitet wurde. Analog könnte zum *Bochumer Anzeiger* (29.501 Auflage) oder der *Lübbener Zeitung* aus Brandenburg (1.818 Auflage) gegriffen werden, um parteifernere Organe zu erfassen.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

In allen Fällen muss schließlich noch ein letztes, entscheidendes Kriterium erfüllt werden: Es muss ein möglichst vollständiger Bestand an Zeitungsausgaben überliefert sein. Die überzeugendste Systematik wird hinfällig, wenn es am Material fehlt.

Alles in allem kämen auf dieser Basis zusammen: drei Zeitungen aus Berlin (eine große Parteizeitung sowie je eine große und eine mittlere Nicht-Partei-Zeitung), acht Zeitungen aus Gauhauptstädten (je zwei große und zwei mittlere Parteizeitungen sowie je zwei große und zwei mittlere Nicht-Partei-Zeitungen) sowie neun Zeitungen aus der Provinz (je zwei mittlere und zwei kleine Parteizeitungen sowie zwei mittlere und drei kleine Nicht-Partei-Zeitungen).

Zu diesen 20 Zeitungen wären schließlich noch zwei „Referenz"-Zeitungen hinzuzunehmen, die kaum außer Acht gelassen werden können: der *Völkische Beobachter* als nationalsozialistischem Zentralblatt und die *Frankfurter Zeitung* als Aushängeschild für bürgerlichen Journalismus.

Bezogen auf das Kriterium der Größenordnung würde das Sample von acht großen, neun mittleren und fünf kleinen Zeitungen gebildet. Unter dem Aspekt der regionalen Verteilung entstammten drei aus Berlin und neun weitere aus Preußen, dagegen zehn aus nichtpreußischen Gebieten. Und schließlich befänden sich zehn in Parteibesitz (oder hätten offiziellen Parteistatus), während zwölf mehr oder minder parteifern wären (was im Einzelnen noch genauer geprüft werden müsste, um vor allem verdeckten Parteibesitz auszuschließen).

Auf dieser Basis müsste ein umfassendes Bild über die Umsetzung der nationalsozialistischen Presseanweisungen in der deutschen Tagespresse zu zeichnen sein. Die aufwendige Arbeit mit einem derartigen Sample bedarf jedoch der Vorstudien, um Aufwand und Erträge abschätzen zu können. Im Folgenden werden die Ergebnisse einer solchen Vorstudie vorgestellt, die sich aus pragmatischen Gründen auf zwei Mannheimer Zeitungen bezog – die von ihrer Tradition her bürgerliche *Neue Mannheimer Zeitung* (NMZ) und das nationalsozialistische Parteiblatt *Hakenkreuzbanner* (HB)[19]. Nur durch den Vergleich ist es ja möglich, die Ergebnisse angemessen zu interpretieren, überhaupt von etwaigen Abweichungen zu sprechen und die Möglichkeit von Spielräumen zu thematisieren. Im vorgestellten Raster sind die beiden Zeitungen auf dem Feld mittelgroßer Regional- oder Provinz-Zeitungen zu lokalisieren.

Beide Zeitungen liegen für den Untersuchungszeitraum vollständig und mikroverfilmt im Stadtarchiv Mannheim vor. Redaktionsunterlagen sind jedoch überhaupt nicht erhalten, so dass alle weitergehenden Fragen zu den Umständen der konkreten Redaktionsarbeit ohne Antwort bleiben müssen.

Mannheim und seine Zeitungen

Anders als heute gab es in der Weimarer Republik eine Vielzahl von deutschen Städten, die ein breites Spektrum an Tageszeitungen vorzuweisen hatten. Eine

[19] Für eine Vielzahl von Vorarbeiten danke ich Sofie Heilmann.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

von ihnen war Mannheim, das 1928 rund 200.000 Einwohner zählte und über sechs große und sieben kleinere, eher stadtteilbezogene Tageszeitungen verfügte.

Die sechs großen Zeitungen hielten mit ihrer parteipolitischen Position nicht zurück. Die hier untersuchte mit 25.000 Exemplaren auflagenstärkste *Neue Mannheimer Zeitung*, der frühere *Mannheimer General-Anzeiger*, bekannte sich zur DVP. Der mit 24.000 Exemplare fast ebenso starke *Badische General-Anzeiger*, das *Mannheimer Tageblatt*, bezeichnete sich als „bürgerlich parteilos". Die *Volksstimme* mit einer Auflage von 22.500 gehörte der SPD, die *Arbeiterzeitung* (Auflage 18.800) der KPD. Die demokratische *Neue Badische Landeszeitung* und das *Neue Mannheimer Volksblatt* des Zentrums verzichteten auf Auflagenangaben, dürften sich aber auch in einer ähnlichen Größenordnung bewegt haben. Wesentlich kleinere Auflagen hatten die sich durchweg als „parteilos" beschreibenden Stadtteilzeitungen: *die Feudenheimer Zeitung* (2.600), *der Käferthaler Anzeiger* (1.920), *die Neckarauer Zeitung* (2.200) und der *Sandhofener Anzeiger* (1.800). Etwas größer war nur die *Neckar-Zeitung* (4.000). Keine Angaben zur Auflagenhöhe machten die *Rheinauer Zeitung* und der *Stadtanzeiger* (mit dem Untertitel *Amtliche Theater- und Konzertzeitung*).

Aus heutiger Perspektive wird man allerdings auch noch die beiden ebenfalls parteilosen Blätter *Friedrichsfelder Zeitung* (Auflage 1.200) und den Seckenheimer *Neckar-Boten* (1.500) hinzuzählen müssen, die in damals noch selbständigen, mittlerweile aber eingemeindeten Orten erschienen[20].

Bis zum Ende der Republik erlebte dieses Angebot nur eine wichtige Veränderung: Seit dem 1. Januar 1931 wurde das Spektrum durch das nationalsozialistische *Hakenkreuzbanner* erweitert. Viel gravierender waren die Einschränkungen, die nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten zu verzeichnen sind: Schon am 13. Februar 1933 erfolgte das Verbot der kommunistischen *Arbeiterzeitung* und am 9. März das der sozialdemokratischen *Volksstimme*. Die *Neue Badische Landeszeitung* wurde wegen ihres jüdischen Besitzers am 28. Februar 1934 zur Einstellung gezwungen. Das *Neue Mannheimer Volksblatt* musste 1937 mit dem *Mannheimer Tageblatt* zum *Mannheimer Neuen Tageblatt* fusionieren. Aber auch die neue Zeitung bestand nur bis 1939, dann wurde sie von der *Neuen Mannheimer Zeitung* übernommen. Seit 1939 hatten die Leser nur noch die Wahl zwischen zwei großen Mannheimer Zeitungen – dem *Hakenkreuzbanner* und der *Neuen Mannheimer Zeitung*.

Bei den Stadtteilzeitungen war die Situation dagegen wesentlich günstiger. Sie blieben fast alle ungeschoren, mussten jedoch deutliche Auflagenrückgänge hinnehmen. Die einzige Ausnahme bildete die in einem Arbeiter-Stadtteil erschienene, eher linke *Neckar-Zeitung*. Sie musste Mitte der 1930er Jahre aufgeben[21].

[20] Vgl. Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Zeitungskatalog 1928, Berlin o. J., S. 2 u. S. 4 f.

[21] Die Mannheimer Zeitungsgeschichte wurde vor allem von dem Journalisten Udo Leuschner untersucht. Seine Ergebnisse veröffentlichte er als Buch unter dem Titel „Zeitungs-Geschichte. Die Entwicklung einer Tageszeitung über zwei Jahrhunderte. Vom ‚Intelligenzblatt' zum Kabelfernsehprojekt am Beispiel Mannheims", Berlin 1981, sowie im Internet auf seiner Homepage www.udo-leuschner.de/Zeitungsgeschichte. Ziemlich oberflächlich ist die ältere Darstellung von Karl Seyfried, Mannheimer Zeitungen und ihre Geschichte, Mannheim 1969.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Die *Neue Mannheimer Zeitung* gab zwar vor, in der Tradition des 1789 gegründeten *Mannheimer Intelligenzblatts* zu stehen, erreichte dies jedoch nur durch einen Trick: Der 1884 gegründete *General-Anzeiger* hatte 1887 das alte *Mannheimer Journal* übernommen, worüber dann die Verbindung zum *Intelligenzblatt* des 18. Jahrhunderts hergestellt wurde. Der Titel *Neue Mannheimer Zeitung* wurde erst 1924 eingeführt. Und selbst die Verbindung zwischen der NMZ der nationalsozialistischen Jahre zu der der Weimarer Republik war nur recht locker, denn im Juli 1933 wechselte der Besitzer. Das Blatt wurde dem Huck-Konzern von Dr. Fritz Bode und seinem Schwager Hermann Bauser abgekauft. Aber was hatte das zu bedeuten?

Die Bodes waren eine Verleger-Familie in Pforzheim. In der Weimarer Republik war Paul Bode bis zu seinem Tod am 13. Mai 1923 Geschäftsführer des *Pforzheimer Anzeigers*, während sein Bruder Johannes als Chefredakteur fungierte. Nach dessen Tod am 5. Februar 1931 folgte ihm in dieser Position sein Sohn Dr. Paul Bode, ein überzeugter Nationalsozialist, der den *Anzeiger* zum nationalsozialistischen Kampfblatt umgestalten wollte. Allerdings war er darin nicht völlig frei, denn redaktionelle Verantwortung trug auch sein Vetter Dr. Fritz Bode, der Sohn von Paul Bode senior. Es kam zu internen Auseinandersetzungen und im Sommer 1932 sogar zu gerichtlichen Streitigkeiten. Im Frühjahr 1933 konnte sich Fritz Bode in Pforzheim nicht mehr halten. Nach einer Kundgebung inszenierten Volkszorns verließ er den *Anzeiger* gemeinsam mit seinem Schwager Hermann Bauser, der dort die Anzeigenverwaltung innegehabt hatte. Beide gingen nach Mannheim, wo sie die NMZ erwerben konnten[22].

Die NMZ behielt auch nach dem Besitzerwechsel ihren großstädtischen Zuschnitt mit zwölfmaligem Erscheinen pro Woche. Allerdings war die Wirtschaftskrise nicht spurlos an ihr vorbeigegangen. Von ihren werktäglichen zehn Seiten war nur selten mehr als eine Seite mit Anzeigen gefüllt, am Wochenende konnten es von zwölf Seiten auch einmal zwei bis drei sein. Unter diesen Voraussetzungen blieben bis zu 20 Seiten, die täglich redaktionell betreut werden mussten.

Gleichwohl war die Redaktion – wie damals üblich – von bescheidener Größe, sie umfasste nie mehr als sechs oder sieben Mitglieder. Leider sind die Angaben in den Impressen zu lückenhaft, um die personellen Veränderungen Anfang der 1930er Jahre und gerade des Jahres 1933 genau rekonstruieren zu können. Festzustellen ist nur, dass vier von den sieben 1932 beschäftigten Redakteuren auch 1934 noch für die NMZ arbeiteten: Politik-Redakteur Hans Alfred Meißner (der sogar zum Hauptschriftleiter, d. h. Chefredakteur aufgestiegen war), Kurt Ehmer, Richard Schönfelder (Lokales) und Willy Müller (Sport). Ausgeschieden waren Kurt Fischer (der frühere Chefredakteur), Dr. Stefan Kaiser (Feuilleton) und Franz Kircher (Gericht, Übriges). Als neuer Feuilleton-Redakteur amtierte Carl Onno Eisenbart (der nach dem Krieg zum ersten Intendanten des Nationaltheaters Mannheim berufen wurde), für den Bereich Südwestdeutschland war nun Curt Wilhelm Fennel zuständig. Die siebte Redakteursstelle war weggefallen, wahrscheinlich aus Kostengründen.

[22] Vgl. Olaf Schulze, „Zum Nutzen und Bequemlichkeit der Einwohner". Geschichte der Pforzheimer Zeitungen, Ubstadt-Weiher 1999, S. 136 f. u. S. 142 f.

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

In Berlin wurde die NMZ von Dr. Fritz Fillies vertreten, der jedoch auch noch für andere Zeitungen im Reich arbeitete. Nachdem Fillies Ende 1935 zum Chefredakteur der BZ am Mittag avanciert war, hatte er Dr. E. F. Schaffer als Nachfolger. Gleichzeitig verließ auch Chefredakteur Hans Alfred Meißner die NMZ. Der neue Chef Dr. Alois Winbauer hatte diese Position bis zur zwangsweisen Zusammenlegung des Blattes mit dem *Hakenkreuzbanner* am 31. Dezember 1944 inne.

Die NMZ konnte ihre Auflage nach 1933 bis Mitte 1939 bei 21.000 Exemplaren stabil halten. Nachdem sich die Besitzer darauf eingelassen hatten, ihre repräsentativen Räumlichkeiten mit denen des *Hakenkreuzbanners* zu tauschen und das NS-Blatt zur Hälfte an Druckerei und Verlag zu beteiligen, überließ man ihnen im Gegenzug die Abonnenten des *Mannheimer Neuen Tagblatts*, das zum 1. August 1939 sein Erscheinen einstellte. Danach konnte die NMZ ihre Auflage bis auf 40.000 Exemplare steigern, blieb damit jedoch noch immer hinter dem *Hakenkreuzbanner* zurück, das nun mehr als 60.000 Exemplare druckte.

Mit den Erfolgen der Nationalsozialisten war das Mannheimer Parteiblatt rasch gewachsen. Das zu Beginn nur zweimal wöchentliche Erscheinen wurde bereits 1932 aufgegeben. Aber auch die sechs wöchentlichen Ausgaben blieben nur auf ein Jahr beschränkt. Schon 1933 wartete auch das *Hakenkreuzbanner* mit 12 Ausgaben pro Woche auf, die in den Räumen und auf den Maschinen der inzwischen verbotenen *Volksstimme* entstanden. 1934 wurden 36.000 Exemplare gedruckt, und Mitte 1935 waren es mehr als 40.000.

Ansonsten entsprachen die Rahmendaten des HB fast völlig denen der NMZ: Wie dort wurden die zehn Seiten der Werktagsausgaben am Wochenende leicht überschritten, wobei zumeist nur eine bzw. bis zu drei Seiten mit Werbung gefüllt wurden. Für die inhaltliche Arbeit waren zunächst sieben Redakteure zuständig, 1938 oder 1939 kam ein achter hinzu. Fünf der sieben Redakteure hatten ihre Position während der gesamten Vorkriegszeit inne: Hauptschriftleiter Dr. Wilhelm Kattermann, Chef vom Dienst Wilhelm Wüst, Politik-Redakteur Dr. Wilhelm Kicherer, Sportredakteur Julius Etz und Lokalredakteur Friedrich Karl Haas. Kulturredakteur Wilhelm Körbel schied zwischen 1935 und 1936 aus der Redaktion aus. Sein Tätigkeitsfeld wurde zeitweise von Kicherer mitübernommen, bis mit Dr. Karl Brinkmann ein neuer Kulturredakteur eingestellt wurde. Auch Carl Lauer, bis dahin verantwortlich für „Unpolitisches", verließ zwischen 1935 und 1936 die Redaktion. Sein Ressort wurde von Haas mitübernommen, der dafür den Bereich „Wirtschaft und Handel" abgeben konnte. Hierfür wurde mit Wilhelm Ratzel ein eigener Redakteur eingestellt. Die letzte Veränderung ergab sich 1938 oder 1939, als das Feld „Politik" aufgeteilt wurde. Kicherer war danach nur noch für die Außenpolitik zuständig, die Innenpolitik wurde von dem neuen Redakteur Dr. Jürgen Bachmann übernommen.

In der gesamten Vorkriegszeit wurde die „Berliner Schriftleitung" des *Hakenkreuzbanners* von Hans Graf von Reischach geführt. Der hatte am 1. Dezember 1932 einen nach ihm benannten Zeitungsdienst gegründet, der rasch expandierte und bei Kriegsbeginn 25 nationalsozialistische Provinzzeitungen mit Material aus der

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Hauptstadt belieferte[23]. Seit 1936 war auch Dr. Johann von Leers als ständiger Berliner Mitarbeiter für das *Hakenkreuzbanner* tätig.

Die nationalsozialistischen Anweisungen und ihre Befolgung

Im ersten Schritt der Untersuchung wurden alle Anweisungen des Monats Juni der Jahre 1933 bis 1939 nach einem von Jürgen Wilke ausführlich vorgestellten Verfahren systematisch klassifiziert, um einen Überblick über ihre formale Struktur zu erhalten. Aufbauend auf der von John Searle entwickelten Sprechakttheorie beschränkte sich Wilke nicht darauf, lediglich pauschal zwischen Publikationsverboten, Publikationsgeboten und einer Restkategorie zu unterscheiden, wie dies fast gleichzeitig Horst Pöttker vorgeschlagen hatte[24]. Um den Nuancen der Presselenkung in verschiedenen politischen Systemen gerecht zu werden, führte er für die formale Beschreibung der „Sprechakte" insgesamt 23 Kategorien ein. Pöttkers „Publikationsverbote" differenzierte er nicht nur in den engeren Begriff des Publikationsverbots, das Gebot eines Publikationsverzichts und den Wunsch auf Publikationsverzicht, in entsprechender Weise ging er mit den Anweisungen hinsichtlich der Kommentierung um: als Kommentierungsverbot, als Gebot eines Kommentierungsverzichts und als Wunsch auf Kommentierungsverzicht. Analog kann bei Publikationsgeboten vorgegangen werden, wodurch sich zwei Dreierreihen von Publikationsgeboten im engeren Sinne, Publikationswünschen und Publikationserlaubnissen für Nachrichten und Kommentare ergeben[25].

Wollte man sich nur auf diese beiden Hauptgruppen mit ihren jeweils sechs Untergliederungen beschränken, bliebe eine Restkategorie von gewaltigem Umfang. Sie wurde deshalb von Wilke in insgesamt elf Rubriken unterteilt. Zwei davon können als Aufmachungsanweisungen bezeichnet werden: zum einen hinsichtlich der Platzierung und Aufmachung von Texten, zum anderen hinsichtlich von Bildern und ihrer inhaltlichen Auswahl. Als „Tendenzanweisungen" werden jene Anweisungen bezeichnet, die eine Vorgabe dazu enthielten, in welchem Sinn und in welcher Richtung eine eventuelle Veröffentlichung zu geschehen habe, ohne dass diese selbst angeordnet worden wäre. Auch drei weitere Anweisungsformen haben dirigistischen Charakter: die Autorisierungen, die nur die Verbreitung von amtlich autorisierten Meldungen und Berichten zuließen; die Verkündung von Sperrfristen; und die Sprachregelungen, in denen der Presse explizit Vorschriften für den Sprachgebrauch auferlegt wurden. Davon sind fünf Anweisungsformen zu unterscheiden, die letztlich keinen direkt fordernden Charakter hatten: als erstes die Pressemeldungen, die sich auf die Wiedergabe von Fakten beschränkten, ohne dies mit einer weiteren ausdrücklichen Anweisung zu verbinden; zweitens

[23] Vgl. Jürgen Wilke, Presseanweisungen im zwanzigsten Jahrhundert. Erster Weltkrieg, Drittes Reich, DDR, Köln 2007, S. 121 u. S. 123.
[24] Vgl. Horst Pöttker, Journalismus als Politik. Eine explorative Analyse von NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit, in: Publizistik 51(2006), S. 168–182.
[25] Vgl. Wilke, Presseanweisungen, S. 7 ff. (zu Searles Sprechakttheorie), bzw. S. 115 ff. (zu den NS-Presseanweisungen).

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

sogenannte reflexive Anweisungen, die das Anweisungs- und Informationssystem selbst betrafen; drittens Richtigstellungen und Dementis; viertens Rügen oder Missbilligungen konkreter Zeitungsberichte; und entsprechend fünftens auch Lob oder Anerkennung.

Es zeigte sich bei der Untersuchung der konkreten Anweisungsumsetzungen jedoch schnell, dass eine derartige Differenzierung viel zu detailliert war. Es genügte, Wilkes 23 Formen (die in der Praxis auch noch durch eine 24. „Sonstiges"-Kategorie ergänzt werden musste) in sechs Gruppen zusammenzufassen: Die ersten beiden entsprechen Pöttkers Publikationsverboten und Publikationsgeboten. Seine Restkategorie wurde im Sinne Wilkes unterteilt: in Tendenzanweisungen, in Aufmachungsanweisungen (bei Wilke: Aufmachungsanweisungen und optische Anweisungen), in sonstige dirigistische Anweisungen (Autorisierungen, Sperrfristen, Sprachregelungen) und in nicht fordernde Anweisungen (bei Wilke fünffach untergliedert zuzüglich einer Rest-Kategorie).

Die folgende Tabelle zeigt die Verteilung der jeweils im Monat Juni der Jahre 1933 bis 1939 erlassenen Anweisungen auf die genannten sechs Gruppen, wobei die Jahre 1933 bis 1935 wegen ihrer deutlich geringeren Fallzahlen zusammengefasst wurden:

Tab. 1: Die Struktur der nationalsozialistischen Anweisungen

	33–35	1936	1937	1938	1939	Summe
1. Publikationsverbote	67	72	91	98	150	478 (32 %)
2. Publikationsforderungen	25	25	79	63	85	277 (18,5 %)
3. Aufmachungsanweisungen	10	13	10	14	27	74 (5 %)
4. Tendenzanweisungen	28	42	35	25	37	167 (11 %)
5. Sonstige dirigistische Anweisungen	46	28	42	40	52	208 (14 %)
6. Nicht fordernde Anweisungen	18	36	84	62	93	293 (19,5 %)
Summe	194	216	341	302	444	1.497 (100 %)

Deutlich ist zu erkennen, dass nicht nur insgesamt, sondern auch regelmäßig Jahr für Jahr nur ungefähr die Hälfte der nationalsozialistischen Presseanweisungen direkten Publikationsgeboten und – durchweg viel häufiger – Publikationsverboten gewidmet waren, während die zweite Hälfte sich auf eine breite Palette anderer Formen verteilte. Als Bezugsgröße für den folgenden Teil der Untersuchung dient nach dieser Aufschlüsselung nicht die Gesamtzahl der Anweisungen (1.497), sondern die um die nicht fordernden Anweisungen reduzierte Zahl. Die Frage ist damit, in welcher Form diese 1.204 Anweisungen von den beiden Mannheimer Zeitungen umgesetzt wurden.

Im zweiten Schritt der Untersuchung wurden dafür sämtliche Ausgaben der *Neuen Mannheimer Zeitung* und des *Hakenkreuzbanners* der Zeit vom 1. Juni bis einschließlich 15. Juli der Jahre 1933 bis 1939 durchgesehen. Durch diese Ausweitung des Untersuchungszeitraums sollte es möglich werden, auch die Umsetzung der gegen Ende Juni erlassenen Anweisungen zu überprüfen. Eine noch weitere

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Ausdehnung erwies sich aufgrund der Schnelllebigkeit der Zeitungsarbeit als nicht nötig.

Gesucht wurde nach allen Reaktionen auf die im jeweiligen Monat erlassenen Anweisungen. Notiert wurden alle Fundstellen, aber auch jede Fehlanzeige. Eine Reaktion im Sinne der Vorgaben lag vor, wenn Verbote und Forderungen befolgt wurden. Im Falle der Verbote bedarf dies keines größeren Kommentars. Im Juni 1937 beispielsweise wurde mit unterschiedlicher Modulation verboten, die problematische Lebensmittelversorgung, die steigenden Preise und den allgemeinen Rohstoffmangel zu thematisieren[26]. In beiden Mannheimer Zeitungen wurden danach keine diesbezüglichen Artikel veröffentlicht.

Schwieriger gestaltet sich die Lage im Falle der positiven Forderungen. Als am 26. Juni 1936 die Zeitungen angewiesen wurden, bei der Berichterstattung über den von seinem berühmten Boxkampf gegen Joe Louis aus den USA zurückkehrenden Max Schmeling „nicht zu vergessen zu erwähnen, dass das Flugzeug vom Reichspropagandaministerium gestellt worden ist“[27], beschränkten sich beide Mannheimer Zeitungen auf den Nachdruck der amtlichen Mitteilung. Sie enthielt den gewünschten Zusatz, das Sonderflugzeug, mit dem Schmeling in Berlin gelandet war, sei von „Reichspropagandaminister Goebbels zur Verfügung gestellt worden“[28].

Zugegebenermaßen handelte es sich hier um eine nicht sehr bedeutsame Forderung, der man auf unaufwändige Weise genügen konnte. Aber wie sieht es im Falle der Anweisung vom 3. Juni 1937 aus, die Meldung über die Bombardierung des Panzerschiffs „Deutschland“ in „groesster Aufmachung“ zu veröffentlichen[29]? Die im spanischen Bürgerkrieg eingesetzte „Deutschland“ war am 29. Mai 1937 auf der Reede von Ibiza angegriffen worden, wobei es 31 Tote gegeben hatte. Für das NS-Regime war klar, dass es sich bei den Angreifern nur um „sowjetrussische Flieger“ hatte handeln können. Beide Mannheimer Zeitungen befolgten die Auflage in der gleichen Weise, indem sie noch am selben Tag in den Abendausgaben einen vom offiziellen Deutschen Nachrichtenbüro herausgegebenen Bericht über das Ereignis ungekürzt jeweils auf den Titelseiten veröffentlichten.

Wurden diese Artikel in dieser Form aber nur veröffentlicht, weil es vom Propagandaministerium – nach einem gewissen Schwanken[30] – so befohlen worden war, oder hätte man sowieso auf das Agenturmaterial zurückgegriffen? Angesichts des Fehlens jeglicher konkreter Hintergrundinformationen muss diese Frage unbeantwortet bleiben. Das Beispiel gibt jedoch Anlass für den Hinweis, dass auch für den NS-Staat die Befolgung journalistischer Routinen in Rechnung ge-

[26] Vgl. Anweisungen vom 23., 24. und 26.6.1937, in: NSPV 5/II, S. 517, S. 520 u. S. 531 f.
[27] NSPV 4/II, S. 678.
[28] NMZ vom 27. 6. 1936, S. 7; HB vom 28. 6. 1936, S. 1.
[29] NSPV 5/II, S. 443.
[30] Zwei andere Anweisungen hatten zuvor am selben 3. Juni darauf hingewiesen, dass die Meldung zwar „gut herausgebracht“, aber „nicht zu sensationell“ aufgemacht werden sollte, in: Ebenda, S. 440 f.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

stellt werden muss – was in diesem Falle die Reduzierung eigener Arbeit durch Übernahme von Agenturmaterial bedeuten würde[31].

Naheliegenderweise richtete sich das Interesse bei der Untersuchung vor allem auf die Fälle der Nichtbeachtung, also auf Verstöße gegen die Vorgaben im weitesten Sinne. Diese waren in zweierlei Form zu erwarten: Zum einen konnten positive Forderungen ignoriert, zum anderen Verbote übertreten werden. Am 27. Juni 1936 beispielsweise erging die Anweisung, dass eine Berichterstattung über die Inbetriebnahme des Kasseler Werks der Spinnfaser AG „ausnahmsweise [...] in Wort und Bilde" erlaubt sei[32]. Beide Mannheimer Zeitungen verzichteten jedoch darauf, das sehr spezielle Thema zu behandeln. An diesem ziemlich ausgefallenen Beispiel ist zweierlei zu verdeutlichen: Es zeigt, wie weit der Begriff der Publikationsforderung hier gefasst wurde, und es macht deutlich, wie lange man suchen muss, um überhaupt einen Verstoß zu entdecken.

Am bedeutungsvollsten dürften Verbotsübertretungen sein. Am 18. Juni 1934 brachte die NMZ auf ihrer Titelseite unter der Schlagzeile „Papen-Rede von historischer Bedeutung" einen großen Bericht über Papens vor dem Marburger Universitätsbund gehaltener Rede, wobei sich die Zeitung auf das Deutsche Nachrichtenbüro als Quelle berief. Das Propagandaministerium hatte die Veröffentlichung dieser Rede jedoch ausdrücklich verboten. Der an sich klare Verstoß war jedoch keiner. Die Anweisung war nämlich erst auf der Mittagskonferenz des Propagandaministeriums am 18. Juni herausgegeben worden[33], als die Rede schon in der Morgenausgabe der NMZ zu lesen gewesen war.

Summiert man nun als erstes auf die angegebene Weise alle Verstöße der beiden Mannheimer Zeitungen gegen die nationalsozialistischen Anweisungen, so ist das Gesamtergebnis in seiner quantitativen Eindeutigkeit überraschend: Auf mehr als 1.000 redaktionell bearbeiteten Zeitungsseiten wurden nur 44 Verstöße im weitesten Sinne festgestellt, und zwar 26 durch die *Neue Mannheimer Zeitung* und 18 durch das nationalsozialistische *Hakenkreuzbanner*. Bezogen auf die Gesamtzahl von 1.204 Anweisungen ergibt dies eine maximale pauschale Verstoßquote von gerade einmal 2,24 bzw. 1,66 Prozent.

Untersucht man die Verstöße genauer, so ergibt sich folgende Verteilung analog dem Schema von Tabelle 1.

[31] Vgl. dazu auch Doris Kohlmann-Viand, NS-Pressepolitik im Zweiten Weltkrieg. Die „vertraulichen Informationen" als Mittel der Presselenkung, München 1991, v. a. S. 131 ff.
[32] NSPV 4/II, S. 687.
[33] Vgl. NSPV 2, S. 240.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Tab. 2: Die Struktur der Verstöße gegen die nationalsozialistischen Anweisungen (NMZ = Neue Mannheimer Zeitung, HB = Hakenkreuzbanner)

	33–35	1936	1937	1938	1939	Summe
1. Publikationsverbote						
NMZ	4	0	0	0	1	5
HB	1	0	0	1	0	2
2. Publikationsforderungen						
NMZ	2	4	1	4	3	14
HB	1	4	1	2	2	10
3. Aufmachungsanweisungen						
NMZ	2	0	0	2	1	5
HB	0	1	1	2	1	5
4. Tendenzanweisungen						
NMZ	0	0	0	0	0	0
HB	0	0	0	0	0	0
5. Sonst. dirigistische Anweisungen						
NMZ	0	1	0	1	0	2
HB	0	1	0	0	0	1
Summe	10	11	3	12	8	44

Bei der genaueren Analyse der einzelnen Verstöße ist vor allem das bereits angesprochene Problem der zeitlichen Abfolge von Presseanweisung und Zeitungsveröffentlichung zu beachten. Aufgrund des zweimaligen Erscheinens der beiden Mannheimer Zeitungen war nicht auszuschließen, dass manche Artikel bereits vor den immer erst mittags herausgegebenen Anweisungen erschienen waren. Am 28. Juni 1933 beispielsweise druckten sowohl die NMZ als auch das HB die Meldung über den Rücktritt von Wirtschaftsminister Alfred Hugenberg und die Selbstauflösung der DNVP in ihren Früh-Ausgaben. Auf der Mittagskonferenz des Propagandaministeriums am selben Tag wurde diese Nachricht jedoch kurzfristig zurückgezogen – vermutlich, weil die Meldung über den Rücktritt Hugenbergs zusammen mit einem noch nicht vorliegenden Dankschreiben von Reichspräsident Hindenburg an Hugenberg veröffentlicht werden sollte[34].

Derartiges war tatsächlich in neun der 44 Fälle zu beobachten. Sie betrafen fünf der sieben Verstöße gegen Publikationsverbote, eine Sperrfristmissachtung und zwei Verstöße gegen Aufmachungsanweisungen. Letztlich wird man sie nicht als Verstöße im engeren Sinne klassifizieren können. Die Zahl der tatsächlichen Verstöße reduziert sich damit auf 19 bei der NMZ bzw. 16 beim HB, was Quoten von nur noch 1,57 bzw. 1,33 Prozent ergibt.

Zwei weitere Verstöße bilden gar einen interessanten Sonderfall: Am 4. Juni 1936 erging die Anweisung, dass fortan die Begriffe „Olympia“ oder „Olympia-

[34] Vgl. Anweisung vom 28. 6. 1933, in: NSPV 1, S. 42.

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

de“ zu verschwinden hätten und stattdessen nur noch von „Olympischen Spielen“ zu schreiben sei. Beide Mannheimer Zeitungen hielten sich nicht an diese Vorgabe – und machten damit einen objektiven Fehler, der bis heute unausrottbar scheint. Problemlos kann beispielsweise bei Wikipedia nachgelesen werden, dass „‚Olympiade‘ [...] entgegen einem weit verbreiteten Irrtum nicht synonym mit ‚Olympische Spiele‘“ ist, sondern nur den „vierjährigen Zeitraum zwischen zwei Olympischen Spielen“ bezeichnet[35].

Die weitaus meisten tatsächlichen Verstöße sind als Nichtbeachtung von mehr oder minder deutlich formulierten Veröffentlichungsforderungen zu klassifizieren, wobei dies aber schon von vornherein nicht überbewertet werden sollte: Bezogen auf 277 Anweisungen erreichten selbst die 14 Verstöße der *Neuen Mannheimer Zeitung* nur eine Größenordnung von fünf Prozent. Und wirklich gewichtig war keiner von ihnen. Beispielhaft ist dies an den acht Verstößen des Jahres 1936 zu illustrieren, die sich auf vier Fälle reduzieren, weil die Anweisungen jeweils von NMZ und HB gleichermaßen nicht befolgt wurden. Am 20. Juni hatte es geheißen: „Das statistische Reichsamt veröffentlicht eine Mitteilung über die Getreidevorräte zweiter Hand. Die Zeitungen werden gebeten, diese Mitteilung abzudrucken.“[36] Am 22. Juni verlangte das Propagandaministerium die Beachtung eines Erlasses über die Einführung körperlicher Leistungsprüfungen für die Polizei[37]. Am 25. Juni gingen zwei Meldungen des DNB-Sportdienstes über Schmelings früheren Trainer Bülow und ein Verbot von Rennwetten für Sportschriftleiter hinaus, zu denen es ausdrücklich hieß, sie „*müssen* von allen Zeitungen gebracht werden“[38]. Der vierte Fall galt schließlich der bereits erwähnten Inbetriebnahme des Kasseler Werks der Spinnfaser AG, worüber die Berichterstattung „ausnahmsweise“ erlaubt worden war[39].

Über die Jahre verteilt gab es noch sechs Publikationsforderungen, auf die beide Mannheimer Zeitungen nicht reagierten. Gegen vier weitere Anweisungen verstieß die NMZ allein. Bei zwei Fällen ist man dabei jedoch geneigt, ein spezifisches Informationsproblem als Erklärung anzuführen. Am 3. Juni 1938 wurde auf der Pressekonferenz mitgeteilt, die ägyptische Handelskammer in Berlin gebe dem scheidenden ägyptischen Gesandten ein Abschiedsbankett. Hierüber würden Berichte an die größeren Zeitungen verschickt mit der Bitte um Veröffentlichung[40]. Fünf Tage später brachte lediglich das HB eine entsprechende Mitteilung[41] – wahrscheinlich weil es mit einer Auflage von ca. 60.000 zum Kreis der erwähnten größeren Blätter gehört hatte, nicht aber die NMZ, deren Auflage nur bei rund

[35] http://de.wikipedia.org/wiki/olympische_spiele bzw. /olympiade (23. 3. 2009).
[36] NSPV 4/II, S. 653.
[37] Vgl. ebenda, S. 660.
[38] Ebenda, S. 675, Hervorhebung im Original.
[39] Ebenda, S. 687.
[40] Vgl. NSPV 6/II, S. 531.
[41] Vgl. „Abschiedsbankett für Dr. Nachat Pascha. Ein Freund verläßt Berlin“, in: HB vom 7. 6. 1938, S. 2.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

20.000 lag. Ähnlich mag der Fall beim Kommentierungsgebot zur Rückkehr der Legion Condor vom 7. Juni 1939 liegen[42], gegen das die NMZ ebenfalls verstieß.

Jeweils fünfmal verstießen beide Zeitungen gegen Aufmachungsverbote, wovon jeweils ein Fall auf das bereits erwähnte zeitliche Koordinationsproblem zurückzuführen ist. Keiner der verbleibenden Fälle war von nennenswerter politischer Bedeutung.

Dasselbe gilt von jenem einzigen Fall der Nichtbeachtung eines Publikationsverbots, das nicht auf ein zeitliches Koordinationsproblem zurückzuführen ist. Am 4. Juni 1938 wurde auf der Pressekonferenz die Anweisung erlassen, ein Interview des britischen Journalisten Ward Price mit dem tschechoslowakischen Ministerpräsidenten Hodza höchstens in der Form zu bringen, „dass man es irgendwie in einem Kommentar verarbeitet, der eine gewisse Polemik enthalten soll", deren Art detaillierter erläutert wurde[43]. Während die NMZ die Anweisung insofern befolgte, indem sie das ganze Interview ignorierte, griff das HB das Thema auf – allerdings nicht wie gefordert in Form eines polemischen Kommentars, sondern durch die in indirekter Rede gehaltene Wiedergabe des Interviews selbst[44].

Ergebnisse der Vorstudie und Ausblick

Auf der Basis der durchgeführten Untersuchung ist die einleitend formulierte Frage mit erstaunlicher Eindeutigkeit zu beantworten: Die nationalsozialistische Lenkung der Zeitungsinhalte vollzog sich im Mannheim der Vorkriegsjahre im Grunde mit fast hundertprozentiger Präzision. Wo es – aus Systemsicht – am meisten darauf ankam, bei der Unterdrückung unerwünschter Informationen und der Vorgabe bestimmter Darstellungstendenzen, wurde dies ohne nennenswerte Abstriche erreicht. Leichte Abweichungen ergaben sich nur in Randbereichen, bei der Berücksichtigung von Veröffentlichungsforderungen und Aufmachungsanweisungen. Im Detail betrachtet, handelte es sich jedoch durchweg um nebensächliche Themen. Bei den zentralen Anweisungen gab es keine Verstöße.

Auch die Unterschiede zwischen den beiden Mannheimer Zeitungen waren insgesamt betrachtet nur minimal. Wenn man so will, hatte die einst bürgerliche *Neue Mannheimer Zeitung* am Anfang etwas größere Schwierigkeiten, sich auf die NS-Vorgaben einzustellen als das nationalsozialistische *Hakenkreuzbanner*, aber spätestens 1936 war fast absolute Parallelität erreicht. Zudem sollten die wenigen Fälle von Abweichung in den Jahren 1933 bis 1935 auch nicht überbewertet werden.

Wurden die Vorgaben von beiden Zeitungen auch fast hundertprozentig erfüllt, so bestanden doch noch leichte Unterschiede, wie das geschah. Dies sei nur an einem Beispiel etwas ausführlicher erläutert. Am 14. Juni 1937 wurde eine Anweisung erlassen, die sich darauf bezog, dass am 11. Juni acht Generäle der Roten Armee wegen Landesverrats in Moskau vor Gericht gestellt, verurteilt und noch

[42] Vgl. NSPV 7/II, S. 544.
[43] NSPV 6/II, S. 535.
[44] Vgl. HB vom 5./6. 6. 1938, S. 2

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

am selben Tag erschossen worden waren. Wörtlich hieß es dazu: „Die Vorgänge in Sowjetrussland müssen in allergrösster Form nach wie vor behandelt werden, und zwar nicht nur in sachlichen Meldungen und durch Übernahme ausländischer Pressestimmen, sondern auch mit eigenen Kommentaren, Glossen oder Artikeln." Im Anschluss daran wurde auch noch detailliert erläutert, in welchem Sinne solche Kommentare abgefasst werden sollten[45].

In den folgenden Tagen veröffentlichten sowohl das HB als auch die NMZ auf der ersten Seite eigene Berichte zu diesem Thema mit der geforderten antisowjetischen Tendenz[46]. Allerdings war das HB nicht nur schneller als die NMZ, es setzte auch einen etwas anderen Akzent. Das HB konzentrierte sich ganz auf die Widerlegung der angeblich in der Auslandspresse verbreiteten Behauptung, „daß Stalin jetzt mit allen Mitteln daran ginge, den Sowjetapparat zu entjuden". Tatsächlich würden sich die Sowjets, wie es in dem Artikel hieß, davor hüten, „die Kinder Israels vollkommen auszubooten", könne doch der Kommunismus, „die Lehre des Satans, nur wieder von Juden, den Kindern des Satan [...] propagiert und in die Wirklichkeit umgesetzt werden".

Die NMZ dagegen behandelte die Vorgänge aus einer eher militaristischen Perspektive. So hieß es etwa, dass Stalin durch das „Blutgericht an den höchsten Führern der Roten Armee" den „Glauben an die Intaktheit und Brauchbarkeit" der Roten Armee „aufs schwerste" erschüttert habe, antisemitische Hetze fehlte jedoch an dieser wie anderen Stellen.

Weil die NMZ auch von der Aufmachung her weniger reißerisch als das Konkurrenzblatt war, konnte die NMZ von den Lesern durchaus als eine gewisse Alternative zum HB verstanden und ihre Lektüre als bewusste Abgrenzung betrachtet werden. Objektiv wurde damit jedoch nicht der von der nationalsozialistischen Propaganda gezogene Rahmen verlassen. Beide Zeitungen versorgten ihre Leser zunächst einmal nur mit strikt vorgegebenen Informationen. Darüber hinaus war ein gewisser Spielraum bewusst eingebaut, um auch dem Nationalsozialismus ferner stehende Bevölkerungskreise durch weniger parteiliche Darstellungen erreichen zu können.

Dieses Kalkül konnte im Mannheim der Vorkriegszeit perfekt umgesetzt werden. Weitere Zeitungen sind nun zu untersuchen, um festzustellen, ob dies wirklich im ganzen Reich so war. Dazu müsste eine größere Zahl systematisch ausgewählter Organe analysiert werden. Leider ist nicht auszuschließen, dass der damit verbundene Aufwand nur zu einem forschungspsychologisch unbefriedigenden Ergebnis führt: der Bestätigung des Funktionierens der nationalsozialistischen Zeitungskontrolle, zumindest in den Vorkriegsjahren.

Aber auch in den Kriegsjahren dürften sich keine entscheidenden Veränderungen ergeben haben. Berücksichtigt man, dass die Zahl der Anweisungen drastisch zunahm, während gleichzeitig der zur Verfügung stehende Platz in den Zeitungen und die Zahl der Redakteure fast ebenso deutlich zurückgingen, wird

[45] NSPV 5/II, S. 481.

[46] „Die Panikstimmung in Moskau wächst", in: HB vom 15. 6. 1937, S. 1; „Ist das noch Russland?", in: NMZ vom 16. 6. 1937, S. 1 f.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

eine noch perfektere, aber auch noch gleichförmigere Umsetzung zu erwarten sein. In diesem Falle scheint die wesentlich interessantere Frage zu sein, wie das immer stärker reglementierte Zeitungsangebot von den Lesern interpretiert wurde, inwieweit es überhaupt noch seine propagandistische Wirkung entfalten konnte. Die regimeeigene „Meinungsforschung" gab sich in dieser Hinsicht jedenfalls nur wenigen Illusionen hin. Der Sicherheitsdienst meldete im Laufe des Jahres 1943 immer wieder, „daß sich die Bevölkerung ihr Bild der Lage unabhängig von den öffentlichen Führungsmitteln aus für sie erreichbaren ‚Tatsachen' formt"[47] – eine Einschätzung, die in der Literatur schon vor Jahren auch auf die letzte Phase des Krieges ausgedehnt wurde: „[T]he final two years of the war were in general a period of decreasing propaganda effectiveness and culminating sense of failure."[48]

[47] SD-Berichte zu Inlandsfragen vom 21. 10. 1943, in: Heinz Boberach (Hrsg.), Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938–1945. 17 Bde., Herrsching 1984, hier Bd. 15, S. 5904.

[48] Ian Kershaw, How effective was Nazi Propaganda?, in: David Welch (Hrsg.), Nazi-Propaganda: the Power and the Limitations, London 1983, S. 198.

Institut für Zeitgeschichte
München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Abgehört – die Protokolle der Lauschangriffe auf gefangene Wehrmachtsgeneräle im britischen Lager Trent Park haben jüngst für Aufsehen gesorgt. Doch nicht nur Offiziere wurden vernommen und belauscht. Die US-Army schleuste Tausende „einfache" Soldaten durch ihr Vernehmungslager Fort Hunt, unter ihnen den Schriftsteller Alfred Andersch und einige seiner Weggefährten. Die amerikanischen Dossiers geben neue Einblicke in ihre Biographien und Mentalitäten.

Felix Römer

Alfred Andersch abgehört

Kriegsgefangene „Anti-Nazis" im amerikanischen Vernehmungslager Fort Hunt

Mit seinem fiktionalisierten Selbstportrait in den „Kirschen der Freiheit" erreichte Alfred Andersch im Jahre 1952 seinen literarischen Durchbruch, zugleich ordnete er sich im kollektiven Gedächtnis der Nachkriegsgesellschaft als ehemaliger kommunistischer Aktivist, politischer KZ-Häftling und Wehrmachtsdeserteur in eine nonkonformistische Minderheit ein[1]. Erst als die Germanistik nach Anderschs Tod über die Diskrepanzen zwischen Lebensgeschichte und autobiographischem Narrativ des Autors zu debattieren begann, trübte sich das Bild[2]. Der schwerste Vorwurf bestand darin, dass Andersch im Frühjahr 1943 die Scheidung von seiner als „Halbjüdin" stigmatisierten Ehefrau Angelika erwirkt hatte, sich zur Entlassung aus der Wehrmacht 1941 und zur Erheischung von Vorteilen in der US-Gefangenschaft 1944 aber gleichwohl auf diese Ehe berufen hatte. Die eigenen Verfehlungen verarbeitete Andersch in verschlüsselter Form in seinen Romanen und Erzählungen: Noch im Spätwerk ließ sich sein Schuldkomplex daran

[1] Vgl. Alfred Andersch, Gesammelte Werke in zehn Bänden. Kommentierte Ausgabe, hrsg. v. Dieter Lamping, Band 5: Erzählungen, 2. Autobiographische Berichte, Zürich 2004.

[2] Zu den Debatten um Anderschs Biographie vgl. Jörg Döring/Rolf Seubert, „Entlassen aus der Wehrmacht: 12.03.1941. Grund: ‚Jüdischer Mischling' – laut Verfügung". Ein unbekanntes Dokument im Kontext der Andersch-Sebald-Debatte, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 51 (2008), S. 171–184; Markus Joch, Streitkultur Germanistik. Die Andersch-Sebald-Debatte als Beispiel, in: Konrad Ehlich (Hrsg.), Germanistik in und für Europa. Faszination – Wissen, Bielefeld 2006, S. 263–275; Rhys W. Williams, Survival without Compromise? Reconfiguring the Past in the Works of Hans Werner Richter and Alfred Andersch, in: Neil H. Donahue/Doris Kirchner (Hrsg.), Flight of Fantasy. New Perspectives on Inner Emigration in German Literature, 1933–1945, New York 2003, S. 211–222; Dieter Lamping, Erzählen als Sinn-Suche. Formen und Funktionen autobiographischen Erzählens im Werk Alfred Anderschs, in: Rüdiger Zymner (Hrsg.), Erzählte Welt – Welt des Erzählens, Köln 2000, S. 217–229; Volker Wehdeking/Irene Heidelberger-Leonard (Hrsg.), Alfred Andersch. Perspektiven zu Leben und Werk, Opladen 1994; Winfried Stephan, Über die Kirschen der Freiheit von Alfred Andersch, Frankfurt a. M. 1992; Winfried G. Sebald, Between the Devil and the Deep Blue Sea. Alfred Andersch. Das Verschwinden in der Vorsehung, in: Lettre International 20 (1993), S. 80–84; Stephan Reinhardt, Alfred Andersch. Eine Biographie, Zürich 1990; Volker Wehdeking, Alfred Andersch, Stuttgart 1983.

VfZ 4/2010 © Oldenbourg 2010 DOI 10.1524/vfzg.2010.0027
Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

ablesen, wie er den versäumten Widerstand fiktional nachholte. Als Akteur im vergangenheitspolitischen Diskurs der Nachkriegsgesellschaft spielte Andersch damit eine doppelte Rolle als „Repräsentant des deutschen Gewissens, des guten wie des schlechten“[3].

Neue Schlaglichter auf die Erfahrungen des Autors in Diktatur und Weltkrieg wirft nun Anderschs erst jetzt entdeckte Gefangenenakte aus dem US-amerikanischen Verhörlager Fort Hunt in Virginia[4]. In diesem streng abgeschirmten „Interrogation Centre“ vor den Toren Washingtons, das den Decknamen „Post Office Box 1142“ trug, wurde der spätere Romancier im Herbst 1944 kurzzeitig interniert, vernommen und abgehört – eine bislang unbekannte Station auf Anderschs Lebensweg. Nach seiner Desertion bei Rom am 6. Juni 1944 war Andersch Ende August 1944 in den Vereinigten Staaten angelangt. Bevor er in ein reguläres Gefangenenlager weitertransportiert wurde, veranlasste der federführende US-Militärnachrichtendienst, der Military Intelligence Service (MIS) der US-Army, seine Verbringung nach „P.O. Box 1142“[5]. Anderschs Weg führte zunächst in das Zwischenlager Pine Grove Furnace in Pennsylvania, das als „Holding Camp“ und zum „Screening“ von Kandidaten für „P.O. Box 1142“ diente[6]. Von dort aus transportierte der US-Geheimdienst Andersch am 11. September 1944 zusammen mit vierzehn anderen Kriegsgefangenen in einem fensterlosen Bus nach Fort Hunt[7]. Nach einer Woche endete das Zwischenspiel, als Andersch am 19. September 1944 in das Transitlager Fort Meade in Maryland abgeschoben wurde. Drei Tage später begann seine Verlegung in das für „Anti-Nazis“ vorgesehene Camp Ruston

[3] Irene Heidelberger-Leonard, Erschriebener Widerstand? Fragen an Alfed Anderschs Werk und Leben, in: Dies./Wehdeking (Hrsg.), Alfred Andersch, S. 51–61, hier S. 60.

[4] Zu den alliierten Vernehmungslagern und Abhöraktionen vgl. Sönke Neitzel, Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942–1945, Berlin 2005.

[5] Anderschs Weg führte nicht von einem „Vernehmungslager Carlisle“ über Fort Meade nach Ruston, wie sein Biograph auf Grund der bislang verfügbaren Unterlagen fälschlich annehmen musste. Vgl. Reinhardt, Andersch, S. 109. Anderschs am 13. 6. 1944 angelegte Akte aus der US-Kriegsgefangenenverwaltung (Office of the Provost Marshal General) zeigt, dass er am 29. 8. 1944 bei der 3300th Service Unit in Carlisle, Pennsylvania, eintraf, in: US National Archives and Records Administration, College Park/Md. (künftig: NARA), Record Group (RG) 389, Entry 466, Box 7. Bei der 3300th Service Unit handelte es sich um das bei der Ortschaft Carlisle gelegene Lager Pine Grove Furnace, dessen „purpose was the holding of prisoners of war pending their detailed interrogation at Fort Hunt“. Abschlussbericht des MIS, „Report of the Activities of two Agencies of the CPM Branch, MIS, G-2, WDGS“, o. D. (1945), in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 575, hier S. 29.

[6] Abschlussbericht des MIS, „Report of the Activities of two Agencies of the CPM Branch, MIS, G-2, WDGS“, o. D. (1945), in: Ebenda.

[7] Anderschs Verbringung nach Fort Hunt wurde angeordnet mit dem Memorandum from Chief of Captured Personnel and Material Branch/MIS, to Brigadier General B. M. Bryan, v. 9. 9. 1944, in: NARA, RG 389, Entry 452a, Box 1377. Sein Transfer von Fort Hunt nach Fort Meade am 19. 9. 1944 wurde bestätigt mit einem Memorandum v. 19. 9. 1944, in: Ebenda. Für den Hinweis auf diese Dokumente danke ich Daniel Gross, Kensington/Maryland. Der exakte Zeitpunkt des Transfers nach Fort Hunt geht hieraus nicht hervor. Anderschs Kriegsgefangenenakte verzeichnete jedoch unter dem 11. 9. 1944 den Transfer von Carlisle/Pine Grove Furnace nach Ft. Meade, das hier als Tarnbezeichnung für Ft. Hunt fungierte.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

in Louisiana, wo sich die Lücke in der bisher bekannten Andersch-Biographie wieder schließt[8].

Fort Hunt war eines von zwei „Joint Interrogation Centres", welche die US-Militärnachrichtendienste im Jahr 1942 nach britischem Vorbild eingerichtet hatten. Der MIS verfolgte dabei in Kooperation mit dem Office of Naval Intelligence (ONI) der US Navy das Ziel, „Strategic Intelligence" zu gewinnen, was auch die Erkundung der gegnerischen Moral einschloss. Zwischen 1942 und 1945 schleusten MIS und ONI insgesamt mehr als dreitausend deutsche Kriegsgefangene durch Fort Hunt, bei denen es sich überwiegend um gewöhnliche Mannschaftssoldaten, Unteroffiziere und Subalternoffiziere handelte. Zu jedem der Gefangenen fertigte die Bürokratie des Lagers eine Akte an, in der sämtliche Unterlagen gesammelt wurden, die im Laufe ihrer Internierung anfielen. Diese alphabetisch geordnete Aktenserie wuchs schließlich auf einen Gesamtumfang von über 100.000 Seiten an[9]. Die einzelnen Gefangenendossiers enthielten Abhörprotokolle, Vernehmungsberichte zu diversen Themen, Formulare über biographische Daten und lebensgeschichtliche Interviews. Mit etwa 800 Gefangenen führten MIS und ONI auf der Basis des standardisierten „Morale Questionnaire" zudem politische Befragungen nach dem Vorbild der noch jungen Meinungsforschung durch (Dok. 17).

Das Interesse von MIS und ONI an den Befindlichkeiten in der Wehrmacht traf sich mit der weit reichenden Kooperationsbereitschaft der meisten Gefangenen, die sich sowohl in den Vernehmungen als auch in den Zellengesprächen nur wenige Gesprächstabus auferlegten. Zwar war angesichts der regelmäßigen Verhöre in Fort Hunt unübersehbar, dass man sich in einer „Quetschmühle" befand[10]. Dennoch hegten nur wenige Insassen den Verdacht, dass „Mikrophone hier eingebaut" sein könnten[11]. Auch die Warnungen einzelner Mahner verhallten wirkungslos, zu stark war das Bedürfnis zum „exchange of experiences" und der „natural tendency to talk with strangers", wie die amerikanischen Nachrichtendienstoffiziere beobachteten[12]. Sogar in den direkten Vernehmungen beschränkte sich die Selbstzensur der meisten Gefangenen auf einen eng umgrenzten Themenkreis

[8] Seine Kriegsgefangenschaft in den USA 1944/45 beschrieb Andersch in mehreren Erzählungen, am ausführlichsten in: „Amerikaner – erster Eindruck" und „Festschrift für Captain Fleischer", beiläufiger in: „Der Seesack" und „Mein Verschwinden in Providence". Vgl. Andersch, Werke, Bd. 5.

[9] Im Rahmen des von der Fritz Thyssen Stiftung geförderten Projekts „Referenzrahmen des Krieges", das unter der Gesamtleitung von Sönke Neitzel und Harald Welzer steht, wurden diese „201-files" digitalisiert, durch Datenbanken erschlossen und teilweise transkribiert. Für Hinweise und Unterstützung bei der Erschließung dieses Bestands gebührt Timothy Mulligan, Lanham/Maryland, großer Dank.

[10] Vgl. z. B. die Room Conversation Dreher – Wilimzig v. 30. 7. 1944, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 563.

[11] Auf die Äußerung eines Mannschaftssoldaten z. B., er habe „schon geglaubt die haben solche Mikrophone hier eingebaut", erwiderte sein Zellengenosse: „Nee, die giebt's [sic] hier nicht." Room Conversation Knoll – Künzelmann v. 19. 3. 1945, in: Ebenda, Box 499.

[12] Memorandum des Head of OP-16-Z an den Chief of Interrogation Branch, WDGS, G-2, v. 3. 9. 1942, in: NARA, RG 38, OP-16-Z, Day Files, Box 2.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

von harten militärischen Fakten. Quer durch die politischen Lager bestand Konsens, dass man zumindest über Fragen zu Ethos, Kampfmoral und weltanschaulicher Orientierung offen Auskunft geben könne, weil diese Bereiche nicht als „kriegswichtig" galten[13]. In der überwiegenden Zahl der nachprüfbaren Fälle erweist der Abgleich von „Room Conversations" und „Morale Interrogations" daher, dass sich die Wehrmachtsangehörigen in den Verhören zu ihrem Weltbild in der Regel kaum anders äußerten als gegenüber ihren Zellengenossen. Weder in der Wehrmacht noch in der Nachkriegsgesellschaft konnten die Soldaten so unverstellt über ihre Erfahrungen in Krieg und Diktatur sprechen wie in Fort Hunt.

In Anderschs Gefangenendossier sammelten sich insgesamt 27 Seiten an. Neben einem lebensgeschichtlichen Vernehmungsbericht enthält die Akte zwei unterschiedliche Registrierungsformulare über persönliche Daten, eine von Andersch verfasste Denkschrift zum Thema „Deutscher Underground" sowie vierzehn handschriftliche Transkripte über abgehörte „Room Conversations". Diese Abhörprotokolle entstanden zwischen dem 11. und 16. September 1944 und gaben insgesamt neun Gespräche mit drei verschiedenen Zellengenossen wieder[14]. Den einzigen Hinweis, warum der amerikanische Nachrichtendienst den Durchschnittssoldaten Andersch überhaupt für die Verbringung nach Fort Hunt ausgewählt hatte, enthält eines der beiden Registrierungsformulare, das kein Datum trägt, aller Wahrscheinlichkeit nach jedoch beim „Screening" in Pine Grove Furnace während der ersten Septemberhälfte 1944 entstanden ist[15]. Da Andersch etwas dramatisiert zu Protokoll gab, im Jahre 1933 für „6 months"[16] „in Concentration [Camp] Dachau" inhaftiert gewesen zu sein, und er dem Vernehmungsoffizier „talkative, sincere, intelligent" erschien, stufte man ihn sofort als „A[nti].N[azi]." ein, von dem man sich zuverlässige Aussagen über die deutsche Kriegsgesellschaft versprach: „Should be able to give us information conc[erning]. psychological + political conditions in Germany."

Die Einstufung als glaubwürdiger „Anti-Nazi" stützte sich auch auf die Angaben eines Mitgefangenen, der sich offenbar für Andersch verbürgt hatte, wie das Protokoll festhielt: „another PW says he is an AN." Daneben nahm Andersch

[13] Room Conversation Schmitz – Thiemann v. 24.6.1944, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 541. Zur Kooperation im Verhör war die folgende Auffassung typisch: „Z. thinks it is OK to give political opinion but not military information." Room Conversation Zerrweck – Schumacher v. 26.6.1944, in: Ebenda, Box 567. Zu den „Morale Interrogations" vgl. M.I. Gurfein/Morris Janowitz, Trends in Wehrmacht Morale, in: Public Opinion Quarterly 10 (1946), S. 78–84, hier S. 80.

[14] Vgl. Anderschs Gefangenenakte im Bestand: US War Department, General Staff, Assistant Chief of Staff, G-2, Military Intelligence Service, 201-files, folder Andersch, Alfred, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 442.

[15] Auf die Herkunft aus Pine Grove Furnace deutet der verwendete Vordruck hin, auch wenn die Angaben z.T. bis ins Detail Anderschs Schilderungen von seinen ersten Verhören nach der Gefangennahme in Italien entsprechen, die er später literarisch verarbeitete. Vgl. Andersch, Werke, Bd. 5, S. 316 ff.

[16] Nach seiner Verhaftung am 10.3.1933 war Anderschs Einlieferung nach Dachau gegen Ende des gleichen Monats erfolgt, bevor er gegen Ende April 1933 wieder entlassen wurde. Vgl. Reinhardt, Andersch, S. 43–48.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

den Verhöroffizier vor allem mit zwei weiteren Auskünften für sich ein, die seinen Gegensatz zum NS-Regime unüberwindbar erscheinen ließen. Zu Anderschs vorübergehender Entlassung aus der Wehrmacht im Frühjahr 1941 notierte der Offizier: „Had to leave because wife was half-jewish." Mit der gleichen Begründung konnte Andersch die Frage nach einer Mitgliedschaft in der NSDAP von sich weisen: „Could not be party member because of his wife." Auch das Protokoll seiner Vernehmung in Fort Hunt am 16. September 1944 enthält die Auskunft: „Dismissed from the army because he's married to a half-jewess" (Dok. 1). Dass die Präsens-Form dieser Aussage kein sprachliches Missverständnis darstellte, bewies eine knappe Angabe zu Anderschs Familienstand im gleichen Vernehmungsbericht: „P/W is married." Ohne dass dies die bislang bekannte Sachlage grundlegend ändert, bestätigen sowohl die „Screening Form" als auch der „Interrogation Report" aus Fort Hunt, dass Andersch bereits zu einem frühen Zeitpunkt in der Kriegsgefangenschaft auf jene Strategie verfiel, die ihm Kritiker jüngst erneut zum Vorwurf machten[17]: Um sich in der Gefangenschaft Vorteile zu verschaffen, machte er im Verhör die Falschaussage, weiterhin mit seiner früheren Ehefrau Angelika verheiratet zu sein[18].

Dass ihn das Schicksal seiner geschiedenen Ehefrau gleichwohl weiter beschäftigte, deutet sich in einer der abgehörten Unterhaltungen an, als das Gespräch in Anderschs Zelle die NS-Rassenpolitik berührte (Dok. 6). Die Mitschrift des MIS setzte ein, als die Diskussion offensichtlich bereits fortgeschritten war. Wenngleich die geäußerten Auffassungen deutlich auseinandergingen, reflektierten sowohl die Wahrnehmungen Anderschs als auch die seines Zellengenossen Gerhard Schild[19] zumindest in Teilen durchaus intersubjektiv erfahrene Aspekte der Lebenswirklichkeit von „Halbjuden" im nationalsozialistischen Deutschland. Bis zuletzt stellte sich die Situation dieser „Grenzgänger" ebenso ambivalent wie ungewiss dar, weil sich die Machthaber weder zur vollständigen Integration der „Mischlinge ersten Grades" in die „Volksgemeinschaft" noch zu deren Einbeziehung in die Vernichtungspolitik entschließen konnten[20]. Das Schwanken der

[17] Das zweite undatierte Registrierungsformular in Anderschs Gefangenendossier verzeichnet hierzu widersprüchliche Angaben: Feld 17 hält zur Frage „married or single" wahrheitsgemäß „single" fest, doch enthält das Feld 8 zur „No. of dependents and relationship" die Auskunft: „Angelica Andersch (wife)". Zur Frage nach „Name, relationship of nearest relative" gab Andersch seine Mutter an.

[18] Vgl. Döring/Seubert, Entlassen aus der Wehrmacht. Bereits Sebald, Between the Devil, S. 82, hatte empört darauf aufmerksam gemacht, dass Andersch in Camp Ruston der Lagerleitung gegenüber angab, mit einem „mongrel of juish [sic] descent" verheiratet zu sein, um seine konfiszierten Papiere zurückzuerhalten.

[19] Geb. 15.6.1913 in Berlin, evangelisch, Hochschulbildung, im Zivilberuf Kaufmann und Dolmetscher, zuletzt eingesetzt im SS-Pz.Gren.Rgt. 38, gefangen genommen am 29.7.1944 in Frankreich; in Fort Hunt v. 12.9.–16.9.1944. Schilds Gefangenenakte in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 538; Reinhardt, Andersch, S. 109, S. 113f. u. S. 118. Zu Schilds Transfers vgl. die Akten des OPMG, in: NARA, RG 389, Entry 452a, Box 1377.

[20] Vgl. zuletzt Beate Meyer, Erfühlte und erdachte „Volksgemeinschaft". Erfahrungen „jüdischer Mischlinge" zwischen Integration und Ausgrenzung, in: Frank Bajohr/Michael Wildt (Hrsg.), Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus,

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

NS-Rassenpolitik zwischen Indienstnahme und Entrechtung, Inklusion und Exklusion, übersetzte sich in der Wahrnehmung der Zeitgenossen in entsprechend selektive und uneindeutige Bilder von den staatlichen Maßnahmen gegenüber den „Halbjuden".

Offenbar besaß Schild Kenntnis davon, dass Hitler „Halbjuden", die sich in der Wehrmacht durch Tapferkeit besonders bewährt hatten, „nach Abschluss des Krieges" die rechtliche „Gleichstellung" in Aussicht gestellt hatte[21]. In der Wirklichkeit der NS-Rassenpolitik bildete diese Regelung jedoch eine untergeordnete Ausnahmeerscheinung. Denn auf Geheiß Hitlers hatte die Wehrmachtführung bereits im Frühjahr 1940 damit begonnen, den Großteil der „Mischlinge" aus der Wehrmacht zu entfernen, so dass auch eine freiwillige Meldung nicht mehr als Option zur Verfügung stand, wie Schild fälschlich annahm[22]. Sein Gesprächspartner Andersch wäre in der Lage gewesen, diese Fehleinschätzung zu korrigieren, denn schließlich war er mit dem längst erfolgten Ausschluss der „Halbjuden" und ihrer Angehörigen aus der Wehrmacht persönlich in Berührung gekommen[23]. Anders als gegenüber den Verhöroffizieren hielt Andersch dieses Wissen gegenüber seinen Mitgefangenen jedoch offensichtlich zurück.

Von allen denkbaren Deutungen der NS-Rassenpolitik gegenüber den „Halbjuden" hatte sich Andersch die drastischste Interpretation angeeignet. Dass sich Andersch spätestens zu diesem Zeitpunkt der Gefahr mehr als bewusst war, in der die „Halbjuden" schwebten, erschwert die Vorwürfe, die seine späteren Kritiker posthum an ihn richteten, als bekannt wurde, dass er im Frühjahr 1943 seiner Gattin den Schutz der gemeinsamen Ehe entzogen hatte. Es wäre freilich der Einwand denkbar, dass Andersch erst zu einem späteren Zeitpunkt, vielleicht sogar erst in der Kriegsgefangenschaft, zu der Einsicht gelangte, dass das NS-Regime plante, alle „Halbjuden" zu „ermorden"[24]. Nach den Erfahrungen mit der antijüdischen Politik des Nationalsozialismus, die Andersch während seiner „Mischehe" und im Zuge seiner eigenen Diskriminierung durch Institutionen wie die Wehrmacht oder die Reichsschrifttumskammer gemacht hatte, konnte für ihn jedoch kein Zweifel bestehen, dass das Regime entschlossen war, alle „Rassenfremden" aus der „Volksgemeinschaft" auszuschließen. So weit das Wissen um den Holocaust in der deutschen Kriegsgesellschaft auch verbreitet war und wie gut informiert Andersch sich auch zeigte – es ist letztlich nicht mit Gewissheit zu beurteilen, ab

Frankfurt a. M. 2009, S. 144–164; Bryan Mark Rigg, Hitlers jüdische Soldaten, Paderborn u. a. 2003, S. 154 ff.

[21] Meyer, „Volksgemeinschaft", in: Bajohr/Wildt (Hrsg.), Volksgemeinschaft, S. 154.

[22] Vgl. ebenda; Döring/Seubert, Entlassen aus der Wehrmacht, S. 178 f.

[23] Im Frühjahr 1941 hatte Andersch selbst von Hitlers Verfügung über die „Behandlung jüdischer Mischlinge in der Wehrmacht" profitiert, indem er als „deutschblütiger" Ehemann eines „jüdischen Mischlings" vom Militärdienst zunächst ausgeschlossen wurde. Vgl. ebenda, S. 178 ff.

[24] So erhielten die Insassen von Fort Hunt z.T. Aufklärungsschriften, auch Andersch bekam am 11. 9. 1944 ein „newssheet" zu lesen, an dem ihm jedoch nur der „report of shipment of Germans to Russia" bemerkenswert erschien. Danach bestand offenbar wiederum Mangel an Lektüre. Vgl. Dok 2 und Dok. 5.

Jahrgang 58 (2010), Heft 4
Inhaltsverzeichnis: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html
URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_4.pdf
VfZ-Recherche: http://vfz.ifz-muenchen.de

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

wann er davon ausging, dass die NS-Rassenpolitik auf die physische Vernichtung aller europäischen Juden abzielte[25].

Anderschs Bild von der deutschen Kriegsgesellschaft, das sich in seinen Äußerungen aus Fort Hunt abzeichnet, gestaltete sich ambivalent und skeptisch. In einer Diskussion über „Germany's attitude towards modern ideas since 1918", die Andersch am 14. September 1944 mit seinem Zellengenossen Heinz Balcerkiewicz führte, bezeichnete er die Deutschen pauschal als antimodernistisch, „spiessbürgerlich und reaktionär" (Dok. 5). Dass Andersch der deutschen Bevölkerung obendrein kaum eine resistente Haltung gegenüber den Zumutungen des NS-Regimes zutraute, zeigte sich, als das Gespräch in seiner Zelle am darauf folgenden Tag um die Radioansprachen führender Nationalsozialisten kreiste und seine Mitgefangenen abschätzige Bemerkungen über den Redestil Hitlers und Goebbels' machten; hier warf Andersch ein (Dok. 6): „Trotzdem hat jeder doch immer zugehört." Mit dieser Einschätzung korrespondierte, dass Andersch in seiner Denkschrift über den deutschen „Underground" den Rückhalt der „Oppositionsbewegungen gegen den Nationalsozialismus" (Dok. 7) in weiten Teilen der Bevölkerung als gering beurteilte.

Auf der einen Seite erscheint sein Bild von jenen Gesellschaftsgruppen, die er als Träger der Opposition ausmachte, nach heutigem Wissensstand allzu positiv. Die Ansicht, dass „mindestens 80% der Angehörigen der freien + geistigen Berufe oppositionell eingestellt [gewesen seien], besonders stark die Ärzte, Wohlfahrtspfleger, Rechtsanwälte + Juristen, und die studierende Jugend", widerspricht zahlreichen Erkenntnissen über die Rolle der Intellektuellen im „Dritten Reich"[26]. Ähnliches gilt für seine pauschalen Aussagen über die Widerständigkeit der „alte[n] Beamtenschaft + Diplomatie" gegen die Politik des NS-Regimes[27]. Seine Bewertung, dass „weite Offizierskreise Gegner des N.S." gewesen seien, wurde indes schon in Fort Hunt widerlegt. Hier klassifizierten die amerikanischen Vernehmungsoffiziere etwa zwei Drittel aller durchgeschleusten deutschen Offiziere als „Nazis"[28]. Ein ähnlich hoher Prozentsatz von Offizieren bekannte sich noch in den „Morale Interrogations" des letzten Kriegsjahrs zum Nationalsozialismus[29]; ein Meinungsbild, das erst in Anderschs späteren Publikationen beiläufig an-

[25] Vgl. Peter Longerich, „Davon haben wir nichts gewusst!" Die Deutschen und die Judenverfolgung 1944–1945, München ²2006. Anderschs hoher Kenntnisstand fiel Mitgefangenen auf; vgl. die Room Conversation Sundmacher – Suttner v. 15.9.1944, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 552: „Andersch war doch gut unterrichtet."

[26] Vgl. Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949, München 2003, S. 681–683; Ulrich Herbert, Intellektuelle im „Dritten Reich", in: Gangolf Hübinger/Thomas Hertfelder (Hrsg.), Intellektuelle in der deutschen Politik, Stuttgart/München 2000, S. 160–177.

[27] Vgl. Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 725–729.

[28] Abschlussbericht des MIS, „Report of the Activities of two Agencies of the CPM Branch, MIS, G-2, WDGS", o.D. (1945), in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 575, hier S. 51.

[29] Dies ergibt die quantitative Auswertung der aus Fort Hunt überlieferten Morale Questionnaires, die mittlerweile in einer elektronischen Datenbank erfasst wurden.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

klang[30]. Im Unterschied zu seiner Sicht auf die oppositionellen Eliten attestierte Andersch der überwiegenden Bevölkerungsmehrheit eine weitgehend opportunistische Haltung. Wie er in seiner Denkschrift darlegte, bildeten die Oppositionsbewegungen kaum eine ernsthafte Herausforderung für das Regime. Denn nach seiner Auffassung stützte sich die NS-Herrschaft nicht allein auf „Terror + Propaganda", sondern fußte auch „auf der Basis breiter indifferenter oder abwartender Massen und der Jugend, der durch die Aufrüstungs-‚prosperity' grosse berufliche und militärische Möglichkeiten geboten wurden".

Anderschs Wahrnehmung, dass der Konformismus gerade in den jüngeren Alterskohorten die oppositionellen Regungen bei weitem überwog, bildete einen auffallenden Kontrast zu seinen publizistischen Beiträgen aus der Nachkriegszeit. In seinen Artikeln für die Zeitschrift *Der Ruf* räumte er zwar ein, dass das „junge Deutschland" auch und gerade in der Wehrmacht „für eine falsche Sache [...] stand". Nichtsdestoweniger attestierte Andersch der „jungen Generation" uneingeschränkte „Nicht-Verantwortung für Hitler". Der „älteren deutschen Generation" hingegen schrieb er im *Ruf* die Schuld am Aufstieg des Nationalsozialismus zu, während er in Fort Hunt in den bürgerlichen Eliten noch die Träger der Opposition gesehen hatte. Auch seine Behauptung im *Ruf*, dass jeder ehemalige „junge Offizier" auf die Frage nach den Verbrechen, nur mit „einem knappen ‚Ich weiß von nichts!' antworten konnte"[31], widersprach seinen Kenntnissen von den „Greueltaten"[32], über die er bereits im Frühherbst 1944 in Fort Hunt diskutiert hatte[33]. Das „Selbstmitleid, Entschuldungsbegehren und die Verwischung der Unterschiede zwischen Soldaten und Verfolgten des NS-Regimes"[34], welche die Germanistik in seinen späteren Texten ausmachte, erscheint vor diesem Hintergrund vor allem als ein Produkt der Nachkriegszeit[35]. Die Akzentverschiebungen

[30] Vgl. Hans Schwab-Felisch (Hrsg.), Der Ruf. Eine deutsche Nachkriegszeitschrift, München 1962, S. 64 f., S. 67 u. S. 214; Alexander Gallus, „Der Ruf" – Stimme für ein neues Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 25 (2007), S. 32–38.

[31] Zitate aus Anderschs Artikeln im „Ruf" v. 15. 8. und 15. 10. 1946, in: Schwab-Felisch (Hrsg.), Ruf, S. 26 ff. u. S. 65.

[32] Dass Andersch über Kenntnisse von „Greueltaten" verfügte, deutete sich außer in Dok. 6 auch in Dok. 3 an. Sein Mitgefangener Schild besaß zudem detailliertes Wissen über Kriegsverbrechen, das er den Verhöroffizieren weitergab und zumindest auch seinem Zellengenossen Kuftner mitteilte. Aufzeichnungen und Vernehmungsberichte in Schilds Gefangenenakte, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 538. Vgl. die Room Conversation Schild – Kuftner v. 12. 9. 1944, 19.25–22.45 Uhr, in: Ebenda: „S[child] describes how regimental commander had ordered killing of French inhabitants".

[33] Zu den Differenzen zwischen späteren Publikationen und zeitgenössischen Vorstellungen zählte auch Anderschs Plädoyer für die „stärkste Dezentralisierung des Reiches", worunter er offenbar vor allem die Absage an den großdeutschen Pangermanismus und eine föderalistische „Neu-Ordnung im deutschen Raum" verstand (Dok. 7). Dagegen engagierte er sich im „Ruf" später für ein vereintes, zentralisiertes Nachkriegsdeutschland. Vgl. z. B. den Artikel v. 15. 10. 1946, in: Schwab-Felisch (Hrsg.), Ruf, S. 59 ff.

[34] Stephan Braese, Unmittelbar zum Krieg – Alfred Andersch und Franz Fühmann, in: Klaus Naumann (Hrsg.), Nachkrieg in Deutschland, Hamburg 2001, S. 472–497, hier S. 477.

[35] Vgl. auch Axel Dunker, „Du verbreitest Schrecken um dich". Faschismus, Antisemitismus und Gewalt im Werk Alfred Anderschs, in: Robert Weninger (Hrsg.), Gewalt und kulturelles Ge-

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

aus der Zeit nach 1945 lagen in Fort Hunt noch in weiter Ferne. Streng genommen stellten zwar selbst die Akten aus „P.O. Box 1142" retrospektive Quellen dar, weil zwischen Fronteinsatz, Gefangennahme und Internierung in Fort Hunt mehrere Wochen und Monate vergehen konnten. Obwohl die Gefangennahme für viele Soldaten den Anlass bildete, ihre Rolle im Zweiten Weltkrieg zu reflektieren, führte dies jedoch noch nicht zum Ausstieg aus ihren früheren Wahrnehmungen, Einstellungen und Alltagsüberzeugungen. Das Material aus Fort Hunt bildete weiterhin den Referenzrahmen des Krieges ab.

So kritisch sich Andersch noch in Fort Hunt über die deutsche Kriegsgesellschaft auch äußerte, schien er sich von der Identifikation mit seinem Heimatland dennoch nicht vollständig gelöst zu haben. So gehörte es in Anderschs Denkschrift zu den nicht explizierten, selbstverständlichen Prämissen, dass die staatliche Ordnung Deutschlands „einer nationalen Begründung" auf der Basis „deutschen Nationalgefühls" bedurfte (Dok. 7). Genauso schwang die Hoffnung auf den Erhalt der nationalen Einheit mit, als er am 12. September 1944 seinem Zellengenossen Balcerkiewicz mit spürbarer Zustimmung erklärte, dass die Alliierten „anscheinend [...] doch Deutschl[and]. als ein Staat für sich selbst bestehen lassen" wollten (Dok. 3). Umso verstörter zeigte sich Andersch zwei Tage später nach einem Verhör, in dem der Vernehmungsoffizier ihn mit der „idea of splitting Germany into provinces" konfrontiert hatte (Dok. 5). Auch dass Andersch „nichts gutes [...] von Paulus['] u. Seydlitz' Bewegungen" hielt, beruhte möglicherweise auf mehr als nur seiner Ablehnung der stalinistischen Sowjetunion, der er als „absoluter Gegner" gegenüberstand. Neben den patriotischen Anklängen deutete sich in Anderschs Ansichten über die Kampfmoral der deutschen Frontheinheiten, für deren Schwanken er die höhere Führung verantwortlich machte, zugleich eine Identifikation mit militärischen Wertmaßstäben an, die auf ähnlichen Vorannahmen zu beruhen schienen wie seine brieflichen Bekenntnisse „Spaß" daran zu haben, „100%ig Soldat [zu] sein", seine anfängliche Verachtung für die „üble Drückeberger-Atmosphäre" in seiner Einheit sowie sein Vorhaben, „als Reserve-Offiziers-Bewerber anzukommen"[36]. Zumindest belegt das abgehörte Gespräch mit Balcerkiewicz vom 11. September 1944, dass er offensichtlich klare Vorstellungen davon besaß, was gute Kampfmoral ausmachte und eine fähige militärische Führung auszeichnete (Dok. 2).

Anderschs Akte aus Fort Hunt wirft darüber hinaus weitere Schlaglichter auf biographische Details des Autors und den Hintergrund seiner Literaturproduktion. Ein Berührungspunkt zu seinem späteren Werk ergab sich, als das Gespräch mit seinen Mitgefangenen in Fort Hunt am Vormittag des 15. September 1944

dächtnis. Repräsentationsformen von Gewalt in Literatur und Film seit 1945, Tübingen 2005, S. 181–192.

[36] Zitate aus Anderschs Briefen an seine Mutter v. 6. 12. 1943 und 31. 5. 1944, in: Alfred Andersch, „...einmal wirklich leben". Ein Tagebuch in Briefen an Hedwig Andersch 1943 bis 1975, hrsg. v. Winfried Stephan, Zürich 1986, S. 19 f. u. S. 41 f.; vgl. auch Anderschs spätere Auffassungen von den „erstaunlichen Waffentaten junger Deutscher", ihrer „Treue", „Tapferkeit" und „Inbrunst" in seinem Artikel im „Ruf" v. 15. 8. 1946, in: Schwab-Felisch (Hrsg.), Ruf, S. 27 f.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

auf Heinrich Himmler kam, den Anderschs Vater persönlich gekannt hatte und dessen Vater Anderschs Gymnasialdirektor gewesen war[37]. Die Erfahrungen mit Oberstudiendirektor Gebhard Himmler am Münchner Wittelsbacher Gymnasium zwischen 1924 und 1928 verarbeitete Andersch 1979/80 in seiner letzten, viel gelesenen Erzählung „Der Vater eines Mörders"[38]. Im Nachwort zu diesem autobiographischen Text verwahrte sich Andersch zwar dagegen, die Frage beantworten zu können, „wie der Unmensch und der Schulmann miteinander zusammenhängen"[39]. Die Charakterisierung Gebhard Himmlers aus der Perspektive des Schülers Franz Kien, Anderschs erklärtem Alter Ego, fiel dennoch derart düster[40] aus, dass die Literaturkritik die Erzählung als Lehrstück darüber auffasste, wie an der wilhelminischen Schule „der Boden für den NS-Totalitarismus bereitet" worden sei[41].

Während Andersch in seiner Erzählung die Interpretation anbot, dass „der junge Himmler" nur deshalb „ein Hakenkreuzler geworden" sei, „weil ihm der Alte so auf den Kasten ging", hatte er zum Zeitpunkt seiner Internierung in Fort Hunt noch ganz anders über Gebhard Himmler geurteilt[42]. Zu den Äußerungen seiner Zellengenossen über Heinrich Himmler bemerkte er (Dok. 6): „Ja, der kommt von einer ganz gebildeten Familie. Beamte. Sein Vater war ein ganz netter alter Herr mit Spitzbart, der sich nach dem Hitlerputsch mit seinem Sohn verkrachte." Während die Entzweiung in Anderschs Erzählung wiederkehrte, in der Vater und Sohn als „tödlich verfeindet" galten, waren alle „netten" Züge des „alten Himmler" in seinem literarischen Portrait wegretuschiert[43]. Möglicherweise meinte der Autor nur durch diese Komplexitätsreduzierung seiner Erzählung die Wirkung

[37] Vgl. Reinhardt, Andersch, S. 25 u. S. 28.

[38] Zum Text der Erzählung und zu ihrer Rezeption vgl. Andersch, Werke, Bd. 5, S. 227–302 u. S. 518–524.

[39] Ebenda, S. 298 f.

[40] Mit dem Schuldirektor sind durchgängig negative Konnotationen und Attribute verbunden, u.a. wird er als „tückisch", „gefährlich", „bösartig" und „unerbittlich" bezeichnet; ebenda, S. 246, S. 255 f. u. S. 264.

[41] Gunther E. Grimm, Alfred Andersch: Der Vater eines Mörders. Die Maske des Bösen, in: Interpretationen. Erzählungen des 20. Jahrhunderts, Bd. 2, Stuttgart 1996, S. 224–251, hier S. 228 ff.; vgl. auch Rüdiger Heßling, Faschismusanalyse als Literatur. Zu Alfred Anderschs autobiographischer Erzählung „Der Vater eines Mörders", in: Das Wort 6 (1991), S. 259–267.

[42] Andersch, Werke, Bd. 5, S. 260.

[43] Ebenda. Zu den Retuschen zählte auch die Auslassung von Himmlers „Spitzbart". In seiner „Skizze zu einem jungen Mann" von 1941 hatte das Attribut bei Oberstudiendirektor Mächler, dem Vorbild für die spätere Konstitution der Figur Himmlers, noch dazu beigetragen, darüber hinwegzutäuschen, „welch mephistophelischer Geist in dem stattlichen Mann mit dem weißen Spitzbart [...] lebte". Vgl. Wehdeking, Andersch, S. 119; Corinna Hacks, Die „Sorge um Klarheit": Zur Arbeitsweise des Autors am Beispiel der Textgenese des „Vater eines Mörders", in: Heidelberger-Leonard/Wehdeking, Andersch, S. 153–158, hier S. 157. Zu Himmlers Bart vgl. die Photographien bei Longerich, Himmler, S. 62. Die Diskrepanzen zwischen historischer und fiktionaler Figur lösten bereits nach der Veröffentlichung der Erzählung Reaktionen von ehemaligen Mitschülern aus, die „Anderschens Märchen" kritisierten. Vgl. Grimm, Andersch, S. 238 f.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

einer „politische[n] Bombe“ verleihen zu können, die er sich von ihr erwartete[44]. Anderschs Interpretation wurde in der Historiographie häufig aufgegriffen, ging in die Bewertung von Himmlers Werdegang jedoch letztlich nicht ein, da die familiengeschichtlichen Privatquellen belegten, dass trotz großer Strenge im Elternhaus weder von „einer extrem autoritären Erziehung“ noch von „schwerwiegenden politischen Differenzen zwischen Vater und Sohn“ die Rede sein konnte[45]. Anderschs Fiktionalisierung Gebhard Himmlers bietet somit ein weiteres Beispiel dafür, wie weit er sich auch bei der Konstitution seiner Figuren von den historischen Vorbildern löste und damit die „Literarisierung der Autobiographie“[46] betrieb[47].

Anderschs Gesinnungsgenossen: „Anti-Nazis“ zwischen Konformismus und Dissens

Mit einer weiteren Person, die später als fiktionale Figur in seinem Werk wiederkehrte, hatte Andersch in Fort Hunt sogar eine Zelle geteilt: Der Waffen-SS-Soldat und Regimegegner Gerhard Schild war sowohl in „P.O. Box 1142“ als auch in Camp Ruston mit Andersch zusammen interniert und ging später als Maxim Lederer in die Erzählung „Festschrift für Captain Fleischer“ ein[48]. Die Akten aus Fort Hunt belegen, dass Lederers Lebensgeschichte, wie Andersch sie in seiner Erzählung skizzierte, mit der Biographie Schilds in wesentlichen Punkten übereinstimmte, ohne vollständig deckungsgleich zu sein[49]. Ebenso wenig schlugen sich Lederers „fanatische Geschichten aus der Emigration“, die er seinem Schicksalsgenossen Franz Kien erzählte, in Schilds Gefangenenakte aus Fort Hunt nieder; zumindest gingen keine entsprechenden Äußerungen in die beiden überlieferten Abhörprotokolle ein, die Gespräche zwischen Andersch und Schild

[44] Reinhardt, Andersch, S. 624.

[45] Peter Longerich, Heinrich Himmler. Biographie, München 2008, S. 19 f., S. 68 u. S. 112 ff., Zitat S. 759.

[46] Lamping, Erzählen als Sinn-Suche, in: Zymner (Hrsg.), Erzählte Welt, S. 222.

[47] Vgl. Andersch, Werke, Bd. 5, S. 294–301. Im Nachwort problematisierte Andersch das Verhältnis von Fiktion und Realität, betonte jedoch „den Charakter der Erzählung als einer strikt autobiographischen Erinnerung“.

[48] Vgl. die Erzählung in: Ebenda, S. 57–73. Bislang blieb offen, inwieweit Lederer eine Verkörperung Schilds darstellte oder die Züge von Walter Kolbenhoff trug, eines weiteren Weggefährten aus Camp Ruston und der „Gruppe 47“. Vgl. Volker Christian Wehdeking, Der Nullpunkt. Über die Konstituierung der deutschen Nachkriegsliteratur (1945–1948) in den amerikanischen Kriegsgefangenenlagern, Stuttgart 1971, S. 13 f. u. S. 180; Reinhardt, Andersch, S. 109.

[49] Lederers Andeutungen über seine Inhaftierung in NS-Deutschland und seine Prager Emigration deckten sich mit Schilds Selbstauskünften aus Fort Hunt. Während Lederer jedoch direkt „aus Prag nach Deutschland“ zurückgekehrt war, führte Schilds Weg eigenen Angaben zufolge im Sommer 1937 zunächst nach Belgien, wo er nach dem deutschen Einmarsch 1940 erneut inhaftiert wurde. Vgl. Andersch, Werke, Bd. 5, S. 59 u. S. 65; Report on Interrogation of Schild, Gerhard, Fort Hunt, 14. 9. 1944, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 538.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

wiedergaben[50]. Anders als der verbittert wirkende Lederer, dem in Hinblick auf seine ehemaligen politischen Gesinnungsgenossen nur das Verdikt einfiel, dass „die Kommunistische Partei verkommen" sei, rühmte Schild in Fort Hunt die Unbeugsamkeit der kommunistischen Aktivisten in der Gestapo-Haft (Dok. 6). Dass Andersch beipflichtete, „dasselbe" sei „auch der Fall im KZ" gewesen, deckte sich mit seinen Selbstauskünften in den „Kirschen der Freiheit", auch wenn Andersch nicht darauf einging, wie die Einschüchterung durch die Gestapo dazu beigetragen hatte, dass er sich wenig später von der Kommunistischen Partei abwandte[51].

In einer Hinsicht übertraf Schild seine Mitgefangenen jedoch durchaus an Radikalität: Keiner der übrigen „Anti-Nazis" in seiner Umgebung in Fort Hunt schien derart entschieden mit seinem Heimatland gebrochen zu haben wie er. Wie Schild seinem Zellengenossen Kuftner sagte, empfand er es geradezu als „eine Catastrophe [sic], dass wir in diesem Scheissland geboren sind"[52]. Anders als bei vielen Mitgefangenen, stießen selbst die massiven Zerstörungen, die Schild nach alliierten Flächenbombardements in Berlin beobachtet hatte, bei ihm auf Zustimmung (Dok. 8). Seinen Mitgefangenen Kuftner, der zwar dem NS-Regime ebenfalls ablehnend gegenüberstand, aber dennoch seine Identität als „guter Deutscher" zu bewahren suchte und vor allzu weitgehender Kooperation mit den Kriegsgegnern zurückschreckte, wollte er davon überzeugen, im Verhör rückhaltlos auszusagen (Dok. 8). Schild selbst war bereit, den Vernehmungsoffizieren „alles [zu] sagen", „militärische Geheimnisse" eingeschlossen[53]. Schilds oppositionelle Haltung gegenüber dem NS-Regime äußerte sich außerdem in seiner Bemerkung, er „habe jüdischen Freunden geholfen bei [ihrer] Auswanderung"[54].

Umso ambivalenter gestaltete sich Schilds Dienstzeit in der Waffen-SS, in die er nach eigenen Angaben Ende 1943 einberufen wurde[55]. Zwar räumte er ein, dass insbesondere unter den Mannschaftsdienstgraden bei weitem nicht alle Angehörigen der Waffen-SS als „Nazis" anzusehen seien[56]. Für seine Kameraden im Stab des SS-Panzergrenadier-Regiments 38, mit dem er als Teil der 17. SS-Panzergrenadier-Division „Götz von Berlichingen" den Krieg in Frankreich erlebte, brachte Schild dennoch nichts als Verachtung auf, wie er seinem Zellengenossen

[50] Andersch, Werke, Bd. 5, S. 59 u. S. 65; Dok. 6 sowie die nur knappe Room Conversation v. 15. 9. 1944, 13.00–17.00 Uhr, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 442.

[51] Vgl. Reinhardt, Andersch, S. 47–51.

[52] Room Conversation Schild – Kuftner v. 12. 9. 1944, 19.25–22.45 Uhr, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 538.

[53] Ebenda.

[54] Ebenda.

[55] Report on Interrogation of Schild, Gerhard, Fort Hunt, 14. 9. 1944, in: Ebenda. Für den Personalersatz der Waffen-SS galt zu diesem Zeitpunkt zwar noch der Grundsatz der Freiwilligkeit, doch gab es bereits vereinzelte Aushebungen. Vgl. René Rohrkamp, „Weltanschaulich gefestigte Kämpfer". Die Soldaten der Waffen-SS 1933–1945. Organisation, Personal, Sozialstruktur, Paderborn u. a. 2010, S. 378–391.

[56] Vgl. Report on Interrogation of Schild, Gerhard, Fort Hunt, 14. 9. 1944, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 538.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Kuftner in Fort Hunt bekundete: „Ich war beim Stab, ich hasste alle."[57] Während der Operationen an der Westfront wurde Schild überdies Zeuge einer Reihe von Kriegsverbrechen an Zivilisten und Kriegsgefangenen, über die er den Vernehmungsoffizieren in Fort Hunt empört Bericht erstattete[58]. So wenig sich Schild mit seiner militärischen Rolle identifizierte, konnte er sich dem Krieg doch nicht vollständig entziehen. An den Gefechten seines Regiments war er derart aktiv beteiligt, dass er vor seiner Gefangennahme verwundet wurde[59]. In Gefangenschaft geriet er erst am 29. Juli 1944, als die Division „Götz von Berlichingen" in der Normandie zerschlagen wurde[60]. In den Kämpfen hatte er nach eigenem Bekunden sogar mehrere Gegner getötet (Dok. 9): „Ein paar Franzosen habe ich umgelegt. Ich musste, sonst hätten die mich – Aber Amerikaner keine, da habe ich in die Luft geschossen."

Die Konstellation, die Schild als Zwangslage beschrieb, um sein Handeln zu erklären, lässt sich nicht rekonstruieren. Dass selbst Soldaten, die das Regime und seinen Krieg entschieden ablehnten, als Bestandteile der Kriegsmaschine funktionierten, verweist freilich erneut darauf, wie zwingend die sozialen und institutionellen Rahmenbedingungen in der Wehrmacht Konformismus produzierten. Selbst das Schießen „in die Luft" lässt sich nur als Teil einer Anpassungsstrategie verstehen, die Schild verfolgt haben muss, um das Handeln „mit den anderen" zumindest zu simulieren und damit seinem „sozialen Tod" in der militärischen Gruppenkultur vorzubeugen[61]. Ebenso verband ihn seine Fähigkeit zur Rationalisierung des Tötens, das er als Selbstverteidigung einordnete, mit der Mehrheit seiner Kameraden. Schließlich bildete die Gewissheit, über Strategien der nachträglichen Sinnstiftung zu verfügen, die Voraussetzung dafür, überhaupt tödliche Gewalt ausüben zu können[62]. Schilds einschneidende Erfahrungen als Frontsoldat begründeten möglicherweise auch jenen Selbstvorwurf, den er in seiner für „P.O. Box 1142" verfassten Denkschrift als Teil des Selbstverständnisses aller „Nazi-Gegner" beschrieb: das Bewusstsein, von den „Verbrechen der Nazis [...] meist aus eigener Anschauung" Kenntnis besessen, aber die „Politik" der „Nazis" „stillschweigend geduldet" zu haben (Dok. 10).

---

57 Room Conversation Schild – Kuftner v. 12. 9. 1944, 19.25–22.45 Uhr, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 538.

58 Report on Interrogation of Schild, Gerhard, Fort Hunt, 14. 9. 1944, sowie Schilds detaillierten Aufzeichnungen über die entsprechenden Vorfälle, o. D., in: Ebenda. So berichtete er über den SS-Hauptsturmführer Kurt Wahl, dass „im Juni / Juli 1944 [...] auf seinen Befehl französische Häuser geplündert und französische Zivilisten grundlos erschossen (bei Marchesieux)" worden seien.

59 Room Conversation Schild – Kuftner v. 12. 9. 1944, 19.25–22.45 Uhr, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 538.

60 Vgl. Georg Tessin, Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939–1945, Bd. 4, Osnabrück 1980, S. 77.

61 Thomas Kühne, Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert, Göttingen 2006, S. 88, S. 204 u. S. 272.

62 Vgl. Harald Welzer, Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden, Frankfurt a. M. 2006, S. 38–41 u. S. 47.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Neben Schild hinterließen in Fort Hunt noch weitere „Anti-Nazis" ihre Spuren, die zu bekannten Weggefährten aus Anderschs Kriegsgefangenschaft zählten. Der Leutnant Curt Vinz[63] und der Obergefreite Irmfried Wilimzig[64] waren nach ihrer Gefangennahme zwischen Juli und Oktober 1944 durch Fort Hunt geschleust worden, bevor sie im „Anti-Nazi"-Lager von Camp Ruston mit Andersch zusammentrafen und später mit ihm die erste Redaktion des *Ruf* bildeten. Vinz und Wilimzig präsentierten sich in Fort Hunt sowohl den Vernehmungsoffizieren als auch ihren Mitgefangenen als bekennende Gegner des Nationalsozialismus. Wilimzig gab im Verhör zu Protokoll, dass er die Herrschaft und das Parteiprogramm der NSDAP ablehne, selbst wenn er einzelne positive Seiten an Hitler und seinem Regime finden konnte (Dok. 17). Dass sich Wilimzig tatsächlich kaum als „Nazischwein" (Dok. 16) verstand, bewies er auch in den Unterhaltungen mit seinen Mitgefangenen; eine pejorative Konnotation des Nationalsozialismus verband sich nicht zuletzt mit seiner Feststellung, „das[s] es keinen großen Unterschied zwischen Faschismus und Bolschewismus gibt"[65]. Auch Curt Vinz distanzierte sich in den Verhören entschieden vom NS-Regime, betonte, „not party member" gewesen zu sein, und bezeichnete sich als „Democrat"[66]. Unter sich versicherten Vinz und sein Zellengenosse Willi Petri sich gegenseitig ihrer Identität als „outright A[nti-]N[azis]" (Dok. 11). Sowohl Vinz als auch Wilimzig bezogen in den „Room Conversations" überdies eindeutig Stellung gegen die antisemitische Politik des NS-Regimes, über die beide weitreichende Kenntnisse zu besitzen schienen (Dok. 12 und Dok. 16). Im Verhör legte Vinz zudem Wert darauf, für einen ehemaligen Offizierskameraden aus seinem Pariser Stab Fürsprache zu halten, der „repeatedly helped Jews who were arrested by SD, and of whom he learned, getting them out of KZ"[67].

Neben dem Gegensatz zum Nationalsozialismus offenbarten Vinz und Wilimzig zugleich weitreichende Übereinstimmungen mit grundsätzlichen Normen des militärischen Systems. Vinz' ungebrochenes Zugehörigkeitsgefühl zur Wehrmacht drückte sich bereits in seiner Weigerung aus, den Vernehmungsoffizieren

[63] Geb. 12.12.1908 in Lauenstein/Sachsen, wohnhaft in Wien, evangelisch, Abitur, im Zivilberuf Verlagskaufmann, zuletzt eingesetzt im Heereswaffenamt in Paris, dort am 25.8.1944 in Gefangenschaft geraten, in Fort Hunt v. 22.9.–3.10.1944. Vinz' Gefangenenakte aus Fort Hunt, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 557. Zu Vinz' Transfers vgl. die Akten des OPMG, in: NARA, RG 389, Entry 452a, Box 1377. Vinz teilte in Ruston sogar eine Baracke mit Andersch und avancierte nach Kriegsende zum Verleger des „Ruf" in München; vgl. Wehdeking, Nullpunkt, S. 10 f. u. S. 15–21; Reinhardt, Andersch, S. 112, S. 116 f. u. S. 123.

[64] Geb. 8.1.1907 in Breslau, evangelisch, Hochschulbildung, im Zivilberuf Regisseur, zuletzt eingesetzt im Gren.Rgt. 954, am 24.5.1944 in Italien gefangen genommen, in Fort Hunt v. 27.7.–3.8.1944. Wilimzigs Gefangenenakte, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 563; vgl. Wehdeking, Nullpunkt, S. 17; Reinhardt, Andersch, S. 111 u. S. 123. Zu Wilimzigs Transfers vgl. die Akten des OPMG, in: NARA, RG 389, Entry 452a, Box 1377.

[65] Room Conversation Dreher – Wilimzig v. 30.7.1944, 20.00–22.00 Uhr, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 563; vgl. auch Dok. 17.

[66] Report of Interrogation, Vinz, Curt, Fort Hunt, 3.10.1944, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 557.

[67] Ebenda.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

militärisch verwertbare Informationen preiszugeben. Zwar räumte er ein, „that he feels that war is lost for Germany", doch im Unterschied zu Antifaschisten wie Gerhard Schild insistierte Vinz, „that he cannot take it upon himself to give out detailed information of value to the enemy"[68]. In den „Room Conversations" mit seinen Mitgefangenen kam Vinz zu keiner günstigeren Beurteilung der strategischen Lage, die er als „hopeless" einschätzte (Dok. 11). Welche Maßstäbe er dieser Analyse zu Grunde legte, offenbarte eine prinzipielle Bemerkung, mit der er seine Ansicht unterstrich, dass die Fortsetzung des Krieges „vergeben[s]" sei (Dok. 11): „Ich muss irgendwo einen Sinn sehen" – um bereit zu sein weiter zu kämpfen, setzte Vinz bei seinem Zuhörer als gedankliche Ergänzung voraus. Was er hier implizierte, aber nicht aussprach, weil es ihm offensichtlich selbstverständlich erschien, brachte die internalisierten Gewissheiten dieses „Anti-Nazis" über Militär und Krieg umso authentischer zum Ausdruck. Krieg per se wurde nicht grundsätzlich als falsch angesehen. Die Sinnhaftigkeit eines Krieges bestimmte sich nach Vinz' Auffassung in erster Linie danach, inwieweit nach nüchterner Abwägung der militärischen Lage noch Aussichten bestanden, zu einem siegreichen Abschluss zu kommen.

Auf dieser Grundannahme basierte wohl auch sein Bedauern über strategische Missgriffe der deutschen Führung, das er wiederholt erkennen ließ. Den entscheidenden Fehler erblickte Vinz darin, dass das Deutsche Reich nicht bei den Eroberungen von 1939/40 stehen geblieben war: „Germany was foolish to continue war after conquering France, that by so doing the war got too big for Germany to handle."[69] Alle entstehenden Nachteile für die deutsche Kriegführung waren in Vinz' Wahrnehmung – anders als etwa bei Gerhard Schild – mit eindeutig negativen Konnotationen belegt. Dies zeigte sich nicht zuletzt in seinem Kommentar zu den Äußerungen seines Zellengenossen, der die deutsche Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten darauf zurückführte, dass „wir [...] als Verbündeter von Japan" zu diesem Schritt verpflichtet gewesen seien; hierauf entgegnete Vinz (Dok. 13): „Die Achsenpolitik hat uns genug Unheil eingebracht. Denken Sie an Italien." Mit der Exterritorialisierung der Verantwortung für die beklagten Fehlentwicklungen verbanden sich nicht nur in diesem Fall pejorative Assoziationen mit anderen Nationen. Ähnlich konstruiert erschien auch Vinz' Erinnerung an den Untergang der Weimarer Republik (Dok. 11): „Die d[eu]t[sche]. Demokratie scheiterte am Chauvinismus des Franzosen." Eine nationalbewusste Abgrenzung von den Nachbarvölkern sprach außerdem aus seinen Erzählungen über die deutsche Kapitulation in Paris und die französische „Volksmenge", die daraufhin „tobte": „Das hat mich alles sehr erschüttert, dass so was in Paris möglich ist. Ich glaube, in Berlin und Hamburg wäre das nicht möglich, dass die Bestie Mensch so zum Durchbruch kommt."[70]

[68] Ebenda.
[69] Room Conversation Vinz – Petri v. 27. 9. 1944, 7.30–12.00 Uhr, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 557.
[70] Room Conversation Vinz – Eckartsberg v. 23. 9. 1944, 7.30–11.50 Uhr, in: Ebenda.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Die Aneignung militärischer Normen und eine ausgeprägte Identifikation mit der eigenen Nation trat auch in Wilimzigs Selbstthematisierungen in Fort Hunt zu Tage. Wie er in einem seiner Verhöre zu Protokoll gab, hatte er vor dem Zweiten Weltkrieg in Großbritannien gelebt; aus Pflichtbewusstsein sei er jedoch zurückgekehrt (Dok. 17). Genauso wenig wie dieses Bekenntnis verhehlte Wilimzig den Vernehmungsoffizieren seinen Glauben daran, dass das Deutsche Reich noch in der Lage sei, die Fronten zu stabilisieren und die drohende Niederlage abzuwenden. In einem weiteren Verhör erwiderte Wilimzig auf die Frage, ob er sich „freuen [würde], wenn die Alliierten den Krieg gewinnen", ähnlich selbstbewusst: „Ich würde mich nicht darüber freuen, weil ich fürchten müsste, dass Deutschland dann völlig kaputt geht, wenn die Alliierten den Krieg gewinnen."[71] Auf die Aktivitäten des Nationalkomitees Freies Deutschland angesprochen reagierte Wilimzig ablehnend, schließlich „ist doch eine deutsche Regierung da, ich sehe nicht ein, was man bei einer solchen Bewegung machen soll". Gegenüber seinen Mitgefangenen äußerte sich Wilimzig nicht anders. Den aus deutscher Perspektive ungünstigen Kriegsverlauf sah er mit Bedauern, er äußerte seine Zuversicht, dass „Deutschland nicht zusammenklappt", sowie seinen Stolz darüber, „das[s] es nicht so einfach ist um Deutschland zu besiegen" [sic] (Dok. 14). Genauso deckten sich seine Einschätzungen über die operativen Aussichten der Wehrmacht mit seinen Prognosen aus den Verhören, wie eines der Abhörprotokolle zusammenfasste: „Thinks Germans can hold advance of Americans in Normandy the way they want it."[72]

Dass Wilimzig einer Niederlage des nationalsozialistischen Deutschlands kaum etwas abzugewinnen vermochte, und wie weit er davon entfernt schien, den Krieg grundsätzlich in Frage zu stellen, korrespondierte mit seiner unübersehbaren Identifikation mit dem Militär und dessen Wertesystem[73]. Dies klang nicht nur an, als er im Verhör beiläufig den ehernsten Grundsatz des Militärs reproduzierte: „Befehl ist Befehl[,] selbstverständlich, besonders in der Front."[74] Das Bild von der Wehrmacht, das Wilimzig in Fort Hunt vermittelte, gestaltete sich in jeder Hinsicht positiv und systemkonform; die deutschen Truppen rühmte er sogar als „the most daring soldiers" (Dok. 17). Im Gegensatz dazu wusste er von den amerikanischen Soldaten, dass sie als „not [...] too good" galten und sich vor allem auf „masses of material and especially on artillery" verließen. Vor dem Hintergrund, dass Wilimzig die „Fighting Qualities" von Kampftruppen in erster Linie daran maß, inwieweit sie sich als „daring" präsentierten, offenbarten sich die negativen Implikationen in seiner Beschreibung der amerikanischen Taktik. Hinter der Unterstellung, die US-Streitkräfte erzielten ihre Erfolge nicht durch persönlichen Einsatz, sondern durch ihr Aufgebot von Material, verbarg sich der Vorwurf der

[71] Interrogation Wilimzig – Malner, Fort Hunt, 2. 8. 1944, 22.35 Uhr, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 563.

[72] Room Conversation Dreher – Wilimzig v. 28. 7. 1944, 11.55–15.30 Uhr, in: Ebenda.

[73] Vgl. Dok. 17: „He blames the existing hostilities on England's policy of Balance of Power in Europe." (nicht im abgedruckten Dokument)

[74] Interrogation Wilimzig – Malner, Fort Hunt, 2. 8. 1944, 22.35 Uhr, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 563.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Feigheit. Diesem Verdikt lag offensichtlich ein Tapferkeitsideal zu Grunde, das Tatkraft und Wagemut im Kampf als höchste Tugenden weit über Technikbeherrschung stellte. Mit dieser Auffassung korrespondierte, dass Wilimzig noch in der Gefangenschaft die taktischen Entscheidungen seiner Vorgesetzten in Frage stellte, die seine Einheit erst in die Lage manövriert hatten, kapitulieren zu müssen[75]. Neben der Identifikation mit dem Wertesystem von Nation und Militär belegt Wilmizigs Akte aus „P.O. Box 1142", wie weitgehend die Aussagen aus den „Morale Interrogations" mit den Äußerungen aus den „Room Conversations" kongruierten und sich Vernehmungsberichte und Abhörprotokolle wechselseitig in ihrer hohen Aussagefähigkeit bestätigten.

Fazit

Andersch und die „Anti-Nazis" in Fort Hunt repräsentierten ein Segment der Wehrmacht, das zwischen Konformismus und Dissens oszillierte. Von linkssozialistischen Vorstellungen standen sie ähnlich weit entfernt wie von genuin nationalsozialistischen Positionen. Sie hingen weder pazifistischen noch aggressiven bellizistischen Vorstellungen nach. Aktiven Widerstand zu leisten oder sich den Kriegsanstrengungen der Nation zu verweigern, fiel ihnen jedoch ebenso wenig ein, wie sie die Rassen- und Vernichtungspolitik des Regimes unterstützen konnten. So differenziert, wie sich die „Anti-Nazis" in das politische Spektrum der Kriegsgesellschaft zwischen totalitarismuskritischer Linke und liberalem Bürgertum einordneten, verkörperten sie als Soldaten die Heterogenität der Wehrmacht und den Pluralismus der Wahrnehmungen und Sinnkonstruktionen, der in ihr herrschte. Trotz ihrer weitgehenden sozialen Homogenität divergierte selbst unter diesen „Anti-Nazis" die Perzeption von Diktatur und Krieg. Während die einen das NS-Regime zumindest für die Dauer des Krieges weiterhin als „deutsche Regierung" begriffen, sprachen die anderen von „Diktatur", „Nazi-System" und „Barbarei"[76]. Den einen galt die „Jugend" der deutschen Kriegsgesellschaft als Hoffnungsträger der „Nazi-Opposition", während die anderen die „Jugend" zu den Stützen des Regimes zählten[77].

Jenseits solcher reflektierten Zuschreibungen wiesen die „Anti-Nazis" auf einer tiefer liegenden Ebene, die sich vor allem in den unausgesprochenen Prämissen ihrer Selbstthematisierungen artikulierte, zugleich signifikante Übereinstimmungen auf, die sie wohl weit über ihr politisches Lager und ihr sozialmoralisches Milieu hinaus mit breiten Bevölkerungsgruppen verbanden. Trotz aller antifaschistischen Bekenntnisse bewahrten sich viele „Anti-Nazis" ein ausgeprägtes

[75] In Dok. 17 hieß es hierzu: „P/W as well as the whole regimental staff were surprised by American tanks and one of the German officers raised the white flag of surrender when he saw that the situation was apparently hopeless. This officer acted for all of the officers and men who had thus been encircled. P/W believes that they could have avoided capture if they had withdrawn earlier." (nicht im abgedruckten Dokument)

[76] Zu den Formulierungen vgl. die Interrogation Wilimzig – Malner, Fort Hunt, 2. 8. 1944, 22.35 Uhr, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 563, sowie Dok. 15 u. Dok. 10.

[77] Vgl. die Denkschriften Anderschs und Schilds, Dok. 7 u. Dok. 10.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

„deutsches Nationalgefühl“ und das Selbstverständnis als „guter Deutscher“. Hiermit verband sich in nicht wenigen Fällen eine profunde Identifikation mit militärischen Normen. Elementare Kategorien wie „Ehre“, „Pflicht“, „Tapferkeit“ und „Nation“ waren auch für viele „Anti-Nazis“ keine Fremdworte, sondern erschienen vielmehr als selbstverständliche Grundbegriffe ihrer mentalen Rahmungen. Neben institutionellen und sozialen Zwängen gewährleistete wohl vor allem die Internalisierung solcher weithin geteilter Basisüberzeugungen, die älter und abstrakter waren als der Nationalsozialismus, dass selbst „Anti-Nazis“ aus regimefernen Kreisen bereit waren, sich in die Wehrmacht zu integrieren und der Kriegsmaschine des „Dritten Reichs“ zu dienen, obwohl sie Hitlers Herrschaft und seine Ideologie ablehnten. Dies trug wesentlich dazu bei, dass Heterogenität und Konformismus in der Wehrmacht keinen Widerspruch bildeten[78].

Dokumente

Dokument 1

Protokoll über die Vernehmung von Alfred Andersch, Fort Hunt, 16. 9. 1944 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 442):

ANDERSCH, Alfred	16 Sept 44
Obersoldat	Lt. Schneider
20 L Feld Div[79]	P/W: Arndt.

A sincere Anti-Nazi – was for sometime in Dachau – Reliable.

Civilian History:

Born on 4 Feb 1914 in Muenchen. Attended public schools, Humanistisches gymnasium, worked 2 years for a publisher. In Dachau from March to September 1933 because he was a leader of the Youth-Group of the Soz-Demokrat. Gewerbeschaften[80] [sic] in Muenchen. Later worked for the Firma Leonar, Hamburg. P/W is married.

Military History:

1940: Drafted into a Baubattl. in Rastatt and worked in the areas between Rastatt and Breisach. Dismissed from the army because he’s married to a half-jewess; worked with Firma Monsan / Hamburg until Dec 1943.

1943: Recalled into the armed forces and assigned to Inf Ers Kp 9 / Siegen.

[78] Für wichtige Hinweise und Anregungen danke ich Daniel Gross, Johannes Hürter, Timothy Mulligan und Sönke Neitzel.

[79] Zu Dislokation und Einsätzen der 20. Feld-Division (L)/20. Luftwaffen-Sturm-Division (ab 1.6.1944), die Andersch weitgehend zutreffend wiedergab, vgl. Tessin, Truppen, Bd. 4, S. 136 f.

[80] Die Angabe, Andersch habe sich in einer sozialdemokratischen Gewerkschaft engagiert, war unzutreffend, da Anderschs politische Aktivitäten in seiner Funktion als Organisationsleiter des Kommunistischen Jugendverbands in Südbayern bestanden. Vgl. Reinhardt, Andersch, S. 36.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

1944: Transferred to 39 Rgt L Feld Div which was located in area of Hobro / Denmark. P/W is familiar with Esbjak / Mitteljuetland and Aalsburg. In late May 44 the Div. moved to Pisa.

General:
P/W had a furlough in Feb 44 and during that time visited Muenchen. He observed that the bombings caused considerable damage and that the morale of the people is low. He feels that the Catholic population is against the Nazi Regime and make no attempt to hide their feelings. The student-revolt[81] of 1943 may have been temporarily halted but by no means overcome. The Catholic Curch is at present backing a movement known as the "Junge Kirche"[82].

Dr. Hans HAGEMEYER
Dr. Erich LANGENBUCHER) Leiter der Reichstelle zur Foerderung des deutschen Schrifttums in Berlin[83].

Recommendation:
Geographic Section for details on Westwall – Rastatt – Breisach, and Denmark.

Dokument 2
Room Conversation, 11. 9. 1944, 14.00–17.00 Uhr, Andersch – Balcerkiewicz[84], *Monitored by: Pt. Bade, Room: B 24 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 442):*

14.00 B. comes into room and they discuss matters. They wonder why they are here and suspect something phony, amongst others suspect microphones. Wonder whether this camp is in accordance with the Geneva convention.

A. feels that the morale of front line troops in Anzio was not too good due to bad leadership. Further away from the front morale was much better.

15.00 Quiet

[81] Hiermit bezog sich Andersch möglicherweise auf die Aktivitäten des Kreises um die Geschwister Scholl, die bis zu ihrer Verhaftung im Februar 1943 mit Flugblattaktionen zum Widerstand aufriefen, oder um die Studentenproteste anlässlich der 470-Jahrfeier der Münchner Universität am 13. 1. 1943. Vgl. Detlef Bald, Die „Weiße Rose". Von der Front in den Widerstand, Berlin 2003, S. 148 f.

[82] Zum Forschungsstand über das Verhältnis der katholischen Kirche zum NS-Staat vgl. Karl-Joseph Hummel / Michael Kißener (Hrsg.), Die Katholiken und das Dritte Reich. Kontroversen und Debatten, Paderborn u. a. 2009.

[83] Hans Hagemeyer (1899–1993), ab 1933 Leiter der Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums; Erich Langenbucher (geb. 1912), Schriftleiter und Regierungsrat im Propagandaministerium, möglicherweise verwechselt mit: Hellmuth Langenbucher (1905–1980), Mitgründer der Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums und hier Leiter des Gesamtlektorats. Vgl. Jan-Pieter Barbian, Literaturpolitik im „Dritten Reich". Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder, München 1995, S. 270 ff.

[84] Obergefreiter Heinz Balcerkiewicz, geb. 16. 4. 1920 in Berlin, evangelisch, Abitur, im Zivilberuf Student, zuletzt eingesetzt in der 65. Infanteriedivision, gefangen genommen am 5. 6. 1944 bei Rom, ebenfalls eingestuft als „Anti-Nazi"; vgl. NARA, RG 165, Entry 179, Box 444.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Reading the newssheet – seem impressed about the report of shipment of Germans to Russia.
A. thinks there must be a very good reason why they were convoyed to this camp in a closed automobile.
They both express anti nazi opinions and make fun about Goebbels.
16.00 Playing chess.
16.30 Quiet.
17.00 Quiet.

Dokument 3

Room Conversation, 12. 9. 1944, 7.30–12.00 Uhr, Andersch – Balcerkiewicz, Monitored by: Fecht, Room: B 24 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 442):

PsW. Trivial talk about politics –
B. Ich bin froh das[s] ich aus dem ganzen Mist 'raus bin. – Es wäre ja schön wenn wir hier ein Fernsehgerät hätten.
B. Hast Du schon mal ein Fernsehgerät gesehen. Wo ich im Lazarett war da hatten wir eins.
PsW. Trivial talk about home television sets.
0835 I.O. inspecting – (P.W. asks for something to read)
PsW. Talk about actors + stage-plays –
B. out for interr. – 0940 –
B. Repeats interrogation – 1120
B. Ich habe ihm von die [sic] politische + moralische Lage in Deutschl. erzählt.
A. Hast Du die Greueltaten bestätigt.
B. Ja –
B. Es scheint mir als wenn sie die richtigen Urheber der Partei 'raussuchen wollen.
A. Anscheinend wollen sie doch Deutschl. als ein Staat für sich selbst bestehen lassen –
PsW Eating – 1135

Dokument 4

Room Conversation, 13. 9. 1944, 17.00–21.00 Uhr, Andersch – Balcerkiewicz, Monitored by: Pvt. Lachman, Room: B 24 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 442):

17.00 Idle talk; describe buildings in Italy.
A. Der daneben der hat etwas von einem Friedenskomitee gesagt.
B. Der ist vielleicht politisch geschult.
A. Das bin ich auch.
B. Ich hab mich nie politisch betätigt, ausser negativ gegen die Nazis, aber es ist doch alles Seifenblasen; Es ist besser unpolitisch zu bleiben.
A. Ich könnte soviel Gutes in einem politischen Gebiete machen, bin doch geschult und dann braucht man nicht hinter Stacheldraht zu sitzen.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

B. Calls to room 26[85]: Wann gehst du weg, schon morgen? Antwort Ja. Kein Verhör mehr. A: Nein. Gehst du in ein Lager? A: Weiss nicht. Vielleicht nicht.

B. calls to room 22: Bist du schon verhört worden? A: Ja. Hast du etwas wegen Anti-Japanischen Sachen gesagt. A: Nein. Sie waren nur interessiert in [sic] Deutschland. Dann kommst du bald weg? A: Ja.

B. Ich bin wohl der Letzte der verhört wird.

B. calls to room 22. Jung (?)[86] Der der nebenan ist der geht auch schon weg. Hast Du etwas von dem Fräulein, dem Tchechen [sic] gehört? A: Nein.

B. Da ist doch einer schon heute weggekommen, ein Maat mit der einen weissen Mütze. Hoffentlich werde ich morgen verhört und hoffentlich können wir zusammen bleiben.

A. Wenn ich mich an Thomas Mann mit meinen Sachen wänden [sic] würde, könnte er mich [sic] helfen. Ich hab ihn bei Shakespearevorlesungen getroffen, Says he writes poetry himself. Talk about art.

A. says that art and literature "limped behind" in Nazi Germany, being only a sort of "Gewerbekunst" for Nazis. Suffering particularly from being cut off from the world. Says that younger generation doesn't know anything about men like Dostoyevski, Gide or Thomas Wolfe.

B. Says that his father worked in Kabul in Afganistan [sic], working for the Afgan. Gov[ernmen]t; his fortune was confiscated by British.

B. Ich habe ihnen das erzählt; aber es würde Engländer sehr interessieren.

A. Deutschland wird wahrscheinlich in drei Teilen besetzt werden, ich werde mich in das amerikanisch-besetzte Gebiet begeben; die werden am besten regieren.

A. explains Teheran meeting, B. had never heard of it.

B. Wenn Polen zerstückelt wird, wäre das doch zu ungerecht, die haben das doch nicht verdient.

B. They ask such dumb questions: How is the Stimmung in Germany? How do we know.

A. Probably there is no Stimmung!

Dokument 5

Room Conversation, 14. 9. 1944, 7.30–11.45 Uhr, Andersch –Balcerkiewicz, Monitored by: Schidkowsky, Room: B 24 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 442):

7.30 silent

Idle talk, about fashions, women's clothes, etc.

A. mentions P/W Kiery[87]: "Dieser Grosse mit der Brille…". B. also knows him.

[85] Im Raum 26 war zu dieser Zeit der Soldat Gerhard Kiery untergebracht. Vgl. Anm. 87.

[86] Fragezeichen im Original. Ein Gefangener mit dem Namen Jung ist für diese Zeit in Fort Hunt nicht aktenkundig.

[87] Soldat Gerhard Kiery, geb. 3. 10. 1924 in Magdeburg, Berufsschulbildung, im Zivilberuf Handwerker, zuletzt eingesetzt im Sturm-Regiment 853 und nach eigenen Angaben desertiert, ebenfalls eingestuft als „Anti-Nazi". Vgl. seine Schilderungen aus der Room Conversation Huehnerbach – Kiery v. 14. 9. 1944, 7.30–11.45 Uhr, Room B 26, in: NARA, RG 165,

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Both Ps/ws talk a little English, B. better than A.

B. says "To be or not to be, that is the question" – in English
would like to get books.

A. talks about Germany's attitude towards modern ideas, since 1918. He says the Germans were hostile (spiessbürgerlich und reaktionär) against such modern developments as jazz-music, although before 1933 Germany was becoming a leading power in many cultural aspects, such as architecture, art. Wonders if Ps/Ws are put together in rooms according too a certain system.

B. thinks English and French should be introduced into the curriculum of the "Volksschule".

A. comes back from interrogation, says: "Es ist alles o.k., wir kommen wahrscheinlich in e. anderes Gebäude, dort ist es schöner, wir kriegen etwas zu lesen. Wir haben uns unerschöpflich [sic] über alles unterhalten." Repeats some of the statements he made, and I.O.'s answers. Seems to enjoy the prospect of going to a A.N. camp. Says: "Wer nationalsozialistische Tendenzen zeigt wird nach Russland gehen, die anderen bleiben in Amerika".

A. Die haben anscheinlich [sic] e. grosse Angst dass in Deutschland solche Guerillabanden, Partisanen, sich bilden. Ich habe gesagt sie sollten keine Angst haben.

B. Ja, das ist unwahrscheinlich, sie werden zusammengejagt...

A. Er[88] hat e. fantastischen Eindruck von mir bekommen... Hat mir die Hand gedrückt, als ich hereinkam.
Discusses the future government of Germany, repeats I.O.'s statement on this subject, seems very impressed by his idea of splitting Germany into provinces having representatives in a Senate.
"Ich habe kein Hehl davon gemacht [sic] dass ich absoluter Gegner von Russland bin, dass ich nichts gutes halte von Paulus u. Seydlitz' Bewegungen."

A. says: Wenn man gewissen Deutschen Lebensmöglichkeit in Deutschland geben würde...?

B. Ja, es werden sehr grosse Lebensmöglichkeiten in Deutschland nach dem Kriege geben [sic].
prepare to leave.

Entry 179, Box 496: „In Italien wurden eine Menge wegen Fahnenflucht oder Spionage erschossen. Ich war auch zum Tode verurteilt. Am 6. Mai 1944 wurde ein 14-Jähriger erschossen und am 11. Mai ein Pole. Dann wurden wir verladen und sollten nach Rom gebracht werden, wir waren ungefähr 200 Mann, alles Leute vom Feld- oder Kriegsgericht. Vor Rom griffen uns amerik. Flugzeuge an, das haben eine Reihe von Leute[n] von uns benutzt abzuhauen." Andersch und Kiery hatten bei der Fahrt von Pine Grove Furnace nach Fort Hunt am 11. 9. 1944 zusammen im Bus gesessen. Vgl. die Transportliste im Memorandum from Chief of Captured Personnel and Material Branch/MIS, to Brigadier General B. M. Bryan, v. 9. 9. 1944, in: NARA, RG 389, Entry 452a, Box 1377.

[88] Hiermit bezog sich Andersch offenbar auf den Vernehmungsoffizier.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Dokument 6

Room Conversation, 15. 9. 1944, 7.30–11.45 Uhr, Schild – Kuftner – Andersch, Monitored by: k.A., Room: A 1 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 442):

S. Die Halbjuden durften sich ja freiwillig melden und dann wurde ihnen versprochen dass sie sich das Bürgerrecht erwerben können.

A. Na ja das war im letzten Kriege auch so und heutzutage sind die alten jüdischen Frontkämpfer alle zur Seite geworfen worden. Jetzt werden sie ihnen alle die Konzessionen machen und später werden sie [sie], wenn sie sie nicht mehr brauchen, ermorden.

K. Was einem damals erzählt wurde daß die Juden jeden deutschen Mann kastrieren wollen das ist ja alles Witz.

A. In Norwegen wurden ja Soldaten ermutigt Norwegerinnen zu heiraten um die deutsche Rasse aufzunorden

S. Ja aber das hat aufgehört nachdem sich die Führerin der deutschen Frauenschaft beklagt hat daß Deutschen Mädchen dadurch ihr Recht genommen wird.

Die Reden von dem Goebbels das sind doch nicht die Reden eines Staatsmannes... Der Mussolini hat auch immer so gebrüllt.

K. Hitler überschreit sich immer.

A. trotzdem hat jeder doch immer zugehört.

S. Musste man ja. Jeder wußte ja daß soviel davon abhängt.

S. Himmler habe ich mal gehört. Der hat sehr ruhig gesprochen. Das war zur Einweihung der neuen Division Goetz v. Berlichingen[89]. Da wurde gesagt es wird bis zur letzten Patrone bis zum letzten Schuss gekämpft. Ergeben gibt es nicht u.s.w.

Der kam da mit einer ganzen Kompany [sic] an. Schöne Wagen. Wir wußten schon daß er kommt.

Der Inhalt seiner Reden war ja brutal. Der Mann ist ja irgendwie nicht normal. Aber er sprach ganz ruhig u. sachlich und auch in einwandfreiem Deutsch was ja bei den andern oft nicht der Fall ist.

A. Ja der kommt von einer ganz gebildeten Familie. Beamte. Sein Vater war ein ganz netter alter Herr mit Spitzbart, der sich nach dem Hitlerputsch mit seinem Sohn verkrachte.

Hitlers Macht ist praktisch vorbei. Das ist jetzt Himmler und seine Gestapo. Das ganze Programm das Himmler vertritt ist ja heute mehr oder weniger National[-]Politik. Rosenberg ist da vielleicht der einzige der da auch noch Einfluss hat.

S. Wie ich 1933 im Gefängnis war mit 200 andern Leuten da war ich erstaunt wieviele Kommunisten da waren. Und alle so begeistert wie am ersten Tage. Die anders politisch Gesinnten den wars schon schnuppe aber bei den Kommunisten war die Moral sehr hoch ausgezeichnet.

A. Dasselbe war auch der Fall im KZ.

[89] Das Aufstellungsdatum der 17. SS-Panzergrenadier-Division „Götz von Berlichingen" war der 15. 11. 1943; vgl. Tessin, Truppen, Bd. 4, S. 77 ff.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

A. Im KZ hat es mich ja immer etwas verbittert daß diese andern Voelker, die ja immer behaupten daß sie von Anfang an wußten was für ein Verbrecher Hitler war, trotzdem Deutschland nicht angegriffen haben, was ja damals sehr leicht gewesen wäre. Da mußten sie also warten bis wir aufgerüstet hatten ehe sie sich bereit fanden etwas zu unternehmen.

Dokument 7
Hs. Denkschrift Alfred Anderschs aus Fort Hunt, o. D. (NARA, RG 165, Entry 179, Box 442):
Obersoldat Alfred Andersch
PW 81 G-256.993

Deutscher "Underground"

Im Verlauf verschiedener Verhöre über die Möglichkeiten eines deutschen "underground" befragt, fasse ich mein Wissen und meine Ansichten über das Bestehen deutscher Oppositionsbewegungen gegen den Nationalsozialismus nocheinmal zusammen.
Folgende U-Gruppen in Deutschland ständig latent oder offen vorhanden:

1. Die katholische Kirche
2. Teile der evangel. Kirche
3. Reste der kommunistischen Partei
4. Alte Diplomatie + Beamte
5. Unzufriedene Offiziere
6. "Intel[l]ektuelle"

Kampf dieser Gruppen ist stets ein Führungs- und Organisationsproblem gewesen. Die anfängliche Richtungslosigkeit der einzelnen Gruppen, ihr mangelnder Kontakt untereinander, gab der Gestapo den entscheidenden Vorsprung. Terror + Propaganda auf der Basis breiter indifferenter oder abwartender Massen und der Jugend, der durch die Aufrüstungs-"prosperity" grosse berufliche und militärische Möglichkeiten geboten wurden.

Analyse der einzelnen U-Gruppen:
1. Die katholische Kirche ist die bedeutendste + geschlossenste Bewegung gegen NS. in Deutschland. Von Anfang an kein Millimeter Zugeständnis an die NS-Ideologie durch eigene wissenschaftliche und dogmatische Fundierung. (Kampf gegen Rassengesetze, Sterilisierung, literarische Angriffe gegen Rosenbergs "Mythos"). Innere Erneuerungs-Bewegung gegen Saturierungs-Erscheinungen innerhalb der Kirche durch Bewegung "Junge Kirche", geführt von den Jesuiten und den Resten der katholischen Jugendbewegung (Romano Guardini[90], Theodor

[90] Kath. Theologe (1885–1968), Inhaber des Lehrstuhls für Religionsphilosophie und Katholische Weltanschauung an der Universität Berlin bis zur Verdrängung durch die Nationalsozialisten 1939; vgl. Hans Maier, Romano Guardini, in: Deutsche Biografische Enzyklopädie (DBE) online (22. 3. 2010).

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Haecker[91], K. Pieper[92] u. a.). Von da aus starke Linie in die Zukunft. Wachsender Einfluss der Kirche in der Öffentlichkeit: alle kath. Gottesdienste überfüllt. Nazis genehmigten 1943 wieder öffentliche Prozessionen am Fronleichnamstag. Die Münchener Fronleichnams-Prozession zugleich grosse politische Demonstration: viele Ritterkreuzträger im Zug, zusammen mit französischen + polnischen Zivilarbeitern, welche ihre alten Armee-Uniformen trugen. Hirtenbriefe der kathol. Bischöfe dauernd mit Spitzen gegen N.S.- "Weltanschauung".
2. Evangelische Kirche, in sich zerspalten, uneinheitlich + machtlos. Kein junger Nachwuchs. Teilweise stärkste Zugeständnisse an NS. (z. B. Rückgängigmachung von Judentaufen durch thüring. evangel. Landeskirche.) An vielen Orten jedoch sehr tapferer Kampf evangel. Priester (z. B. Landesbischof Meiser[93] in München).
3. Starke kommunist. Gruppen in den Konzentrationslagern, durch härteste jahrelange Verfolgungen gegangen, deshalb in sich gehärtet, bei eigenem, geschlossenem Programm. Sublimierung des Anspruchs auf Zukunftsgestaltung, der sich aus diesen revolutionären Verdiensten unbedingt ergibt, ist das brennendste Problem für Nachkriegsdeutschland. (Kopplung dieser Ansprüche mit den Aspirationen des Komitees v. Seydlitz – Paulus[94]!) Gegenwärtiger Einfluss der K.P.D. in den Betrieben gering, durch Einziehungen. Aus den Reihen der demobilisierten Soldaten werden sich jedoch schnell wieder kommunist. Gruppen bilden. Auch das Heer der deutschen Gefangenen in Russland bildet starken Faktor für Sowjetisierung des Reiches, da Weg in die Heimat wahrscheinlich nur bei Sowjetisierung derselben offen.
4. Alte Beamtenschaft + Diplomatie. Sind stets bemüht gewesen, die Auswirkungen der N.S.-Massnahmen in der Innenpolitik zu mildern oder direkt zu sabotieren. Inwieweit hier Conspiration[s-] Zirkel gegen Hitler gebildet wurden, ist dem Schreiber dieses unbekannt, nach den neueren Nachrichten jedoch fraglos. Mitarbeit dieser an sich überalterten Kreise bei einem Neuaufbau notwendig, da der jüngeren Generation sowohl das Fachwissen, wie die sittlichen Grundsätze, auf denen sich ein gesundes Beamtentum aufbauen muss, fehlen.
5. Offiziere. Weite Offizierskreise Gegner des N.S. aus militärfachlichen Überlegungen. Im Verlauf des Krieges daher putschistische Erscheinungen. Da jedoch

[91] Zum Katholizismus konvertierter Schriftsteller und Philosoph (1879–1945), der von den Nationalsozialisten ab 1935 mit Rede- und ab 1938 mit Publikationsverbot belegt wurde; vgl. Eugen Blessing, Haecker, Theodor, in: Neue Deutsche Biographie (NDB), Bd. 7 (1966), S. 425–427.

[92] Kath. Theologe und Zentrumsabgeordneter (1866–1942), der den Nationalsozialismus 1931 scharf kritisierte, allerdings auch positive Seiten an der NS-Ideologie fand; vgl. Thomas Dahmen, Pieper, Carl August Friedrich, in: NDB, Bd. 20 (2001), S. 425 f.

[93] Evangel. Landesbischof von Bayern (1881–1956), der sich für die Bekennende Kirche einsetzte, aber gleichwohl die Verbindung zum NS-Regime nicht abbrechen ließ; vgl. Hannelore Braun, Meiser, Hans, in: NDB, Bd. 16 (1990), S. 687–688.

[94] Paulus und Seydlitz bildeten in der sowjetischen Kriegsgefangenschaft das Nationalkomitee Freies Deutschland bzw. den Bund Deutscher Offiziere; vgl. Julia Warth, Verräter oder Widerstandskämpfer? Wehrmachtgeneral Walther von Seydlitz-Kurzbach, München 2006; Torsten Diedrich, Paulus: Das Trauma von Stalingrad. Eine Biographie, Paderborn u. a. 2008.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

mit dem Reichsgedanken (siehe Anmerkung!) unzertrennlich verknüpft, kann ihre Verbindung mit den U-Bewegungen nur vorübergehend sein.
6. "Inte[l]lektuelle". Breiteste und vielfältigste Schicht des "Untergrundes". Von Goebbels stets und ständig angegriffen (Kennzeichen der Unsicherheit!) Nach Ansicht d[es]. Schr[eibers]. d[ieses]. sind mindestens 80% der Angehörigen der freien + geistigen Berufe oppositionell eingestellt, besonders stark die Ärzte, Wohlfahrtspfleger, Rechtsanwälte + Juristen, und die studierende Jugend, in der heute das weibliche Element überwiegt. (Münchener Studenten-Unruhen!) Das geistige Deutschland ist heute dadurch gekennzeichnet, dass es fast keinen Schriftsteller von Rang gibt, der nicht zum Kristallisationspunkt irgendeiner Art von Opposition geworden ist, so etwa Ernst Wiechert[95], Manfred Hausmann[96], für das kathol. Lager Werner Bergengruen[97], Gertrud von Le Fort[98], für die evangel. Kirche Edzard H. Schaper[99]. Selbst die bedeutendsten Namen mit alter nationalistischer Vergangenheit, wie E.G. Kolbenheyer[100], besonders aber Ernst Jünger[101], sind heute geistiger "Untergrund"[102]. Der künstlerische Nachwuchs steht geschlossen gegen Hitler. Das Verschwinden der "Frankfurter Zeitung" im Herbst vor[igen] Jahres zeigt die Lage in der geistigen Spitze des Journalismus. – Diese ganze Schicht ist vom geistigen Leben Amerikas, Englands, Frankreichs + der

[95] Schriftsteller (1887–1950), der wegen regimekritischer Äußerungen 1938 für vier Monate im KZ Buchenwald inhaftiert war; vgl. Walther Killy, Wiechert, Ernst, in: DBE online (22. 3. 2010).

[96] Journalist, Schriftsteller und SPD-Funktionär (1898–1986); vgl. Walther Killy, Hausmann, Manfred, in: DBE online (22. 3. 2010).

[97] Zum Katholizismus konvertierter, baltendeutscher Schriftsteller (1892–1964), der 1937 wegen regimekritischer Texte aus der Reichsschriftumskammer ausgeschlossen wurde; vgl. Dietmar Peil, Bergengruen, Werner, in: DBE online (22. 3. 2010).

[98] Zum Katholizismus konvertierte Schriftstellerin (1876–1971), deren Texte seit 1938 in den offiziellen Schrifttumsanzeigen des Buchhandels unterdrückt wurden; vgl. Gabriella Rovagnati, le Fort, Getrud, in: DBE online (22. 3. 2010).

[99] Später zum Katholizismus konvertierter Schriftsteller (1908–1984), der sich während des Zweiten Weltkriegs im Exil in Finnland und Schweden aufhielt; vgl. Walther Killy, Schaper, (Ernst-)Edzard (Hellmuth), in: DBE online (22. 3. 2010).

[100] Evangel. Schriftsteller (1878–1962), NSDAP-Mitglied, stand dem „darwinistisch-biologistischen Weltbild des Nationalsozialismus nahe" und wurde 1948 in einem Spruchkammerverfahren als „belastet" eingestuft; vgl. Herbert Seidler, Kolbenheyer, Erwin Guido, in: NDB, Bd. 12 (1979), S. 453–455.

[101] Evangel. Schriftsteller (1895–1998), dessen Schriften, insbesondere der Roman „Auf den Marmorklippen" (1939) für Alfred Andersch nach eigenen Angaben große Bedeutung besaßen; vgl. Ulrich Baron, Jünger, Ernst, in: DBE online (22. 3. 2010).

[102] Eine mit dieser Beschreibung der deutschen Literaturszene korrespondierende „Skizze der ‚inneren Emigration'" entwarf Andersch 1948 in seinem Essay „Deutsche Literatur in der Entscheidung", in: Andersch, Werke, Bd. 8, S. 187–218. In ebenda, S. 200, bescheinigte Andersch der „inneren Emigration", in „einem jahrelangen aufreibenden Kleinkrieg mit der offiziellen Propaganda zur inneren Aushöhlung des Systems beigetragen" zu haben. Die fast unterschiedslose Rehabilitation aller Autoren, die in der NS-Zeit publiziert hatten, interpretierte Williams, Survival, in: Donahue/Kirchner (Hrsg.), Flight of Fantasie, S. 217, als Teil einer erinnerungspolitischen Strategie; sie entsprach jedoch offensichtlich bereits Anderschs zeitgenössischen Auffassungen. Zur Lage der Literatur in NS-Deutschland vgl. Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 831–837.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

deutschen Emigration heute völlig getrennt. Die Aufhebung dieser Isolierung, das Hereinströmen westlicher Kulturtendenzen in den deutschen Sprachraum wird für eine allmähliche Um-Orientierung des deutschen Volkes von unabsehbarer Bedeutung sein.

Anmerkung:
Der Schreiber dieses erlaubt sich, folgende 2 Punkte herauszustellen, deren Berücksichtigung er – unter anderem – für eine dauerhafte Neu-Ordnung im deutschen Raum für notwendig hält. Er glaubt, damit die Ansicht weiter Kreise in D. darzulegen, wie sie sich als Lehren aus der nat.-soz. Herrschaft allmählich herausgebildet haben.
1. Stärkste Dezentralisierung des Reiches. Zwei Grundtendenzen der deutschen Geschichte: Der Reichsgedanke und die sogenannte "Verschweizerung". Seit Ranke + Treitschke ist der Reichsgedanke die Leitlinie der Geschichtsschreibung und des Unterrichts. Hitler hat ihn völlig realisiert und damit ad absurdum geführt: er hat nachgewiesen, dass das deutsche Volk keine Begabung zum Staat als Kunstwerk (im Burckhardt'schen Sinne) und zur politischen Macht hat.
Die tatsächliche Erfahrung der deutschen Geschichte beweist vielmehr, dass die von der nationalistischen Geschichtsschreibung mit dem verächtlichen Ausdruck "Verschweizerung" bezeichnete Tendenz eine mindestens ebenso starke Rolle in der Geschichte + im Nationalcharakter spielt, wie der Reichsgedanke. Der Abfall der Niederlande, die Bildung der Schweiz, die Loslösung Österreichs können nur positiv gewertet werden. Die deutsche Kultur blühte am stärksten in dem "verschweizerten" Deutschland um 1800. Man muss einmal abgehen von der ewigen Identifizierung deutschen Nationalgefühls mit Reichsgedanken, um zu einer nationalen Begründung der Dezentralisierung zu kommen. Entsprechende Umstellung des Geschichtsunterrichts.
2. Kampagne für Selbstbesinnung jedes Deutschen, die mit den schärfsten propagandistischen Mitteln zu führen wäre. Gemeint ist dabei vom Schr. d. die Besinnung auf die beiden Grundbegriffe menschlichen Zusammenlebens: Recht (gegen das Wort "Recht ist was mir nützt" des N.S.) und Freiheit (die Willensfreiheit im christlichen Sinne). In diesem Zusammenhang eine Kampagne für Vertrauen in die Besatzungsmacht.

Dokument 8

Room Conversation, 13. 9. 1944, Kuftner – Schild, Monitored by: Heuser, Room: B 9 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 504):

S. — hier kannst du nicht einerseits und andererseits sagen. Der Krieg wird gefuehrt von dem Nationalsozialismus. Das Deutsche Volk fuehrt den Krieg ja nicht, die sind ja nur verdummt worden. Und je schneller der Krieg zu Ende ist, desto besser für das deutsche Volk. Und je mehr ich dazu beitragen kann, desto besser. Verstehst du?

K. Ja, ja — ich hab mir da auch schon viel ueberlegt. Du kannst ja ein guter Deutscher sein, aber brauchst doch keine Idee zu haben, die dir nicht gefaellt.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

S. Man hat da eine gewisse Scheu. –

K. Ja, das ist es doch eben. Ich hab mir das reiflich ueberlegt, ich bin nicht ein Verbrecher, der da rueberlaeuft und dann alles verplappt [sic], und ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, die du eben jetzt sagst.

S. Ich wuerde dir da aber raten nur das zu erzaehlen, was Hand und Fuss hat, und was du wirklich genau weisst. Alles andere sollte man immer mehr als Vermutung hinstellen. Mit allem anderen koennte man nur in ein schlechtes Licht kommen.
— ich war am [sic] letzen Urlaub zu Hause und da sind die Messerschmittwerke noch gestanden, aber jetzt sind sie kaput[t]. Aber jetzt kann ich mit Bestimmtheit sagen, dass die Messerschmittwerke unterirdisch noch weitergehen. Unterirdisch arbeiten die weiter ohne dass eine Bombe ihnen was machen kann. Also eine leichtere, eine Luftmine, die haut natuerlich glatt durch.

S. Bis jetzt habe ich noch lange nicht alles gesagt, was ich hier zu sagen habe. Weil ich erst warten wollte bis ich an die richtige Stelle komme. Ich habe da ganz genau gewusst wie der Hase laeuft, ich bin da sehr vorsichtig gewesen, besonders in all den Zwischenstationen um nicht al[l] zulange haengen zu bleiben. Dort, sagte ich mir, kommst [sic] es ja nicht so darauf an, die koennen ja dort auch nichts. Jetzt muss aber die Sache hinhauen.

S. Wenn man da jetzt z. B. Ruecksicht nehmen wuerde auf die Leute. Diese Herren in Deutschland, die nehmen keine Ruecksicht, die opfern – heute doch ganz sinnlos – Hunderttausende.

K. Nein, nein, da hilft man ja nur dem Volk.

S. Krieg ist eben Krieg. Wenn die Amerikaner nicht mit dem Bombenteppich gekommen waeren, waeren wir eben nicht zurueckgegangen. Es muessen [sic] eben erst eine Menge kaputt gehen, damit die Sache wieder ins Laufen kommt[103].

S. Du selbst bist ja noch zu jung um zu wissen, was sich in Deutschland alles abgespielt hat vor [19]33

K. Nein, nein. Das glaub ich alles.

Dokument 9

Room Conversation, 13. 9. 1944, 7.45–14.15 Uhr, Kuftner – Schild, Monitored by: Pfc. Bauer, Room: B 9 / A 1 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 504):

Quiet

[103] Vgl. Schilds Beobachtungen über die Auswirkungen des Bombenkrieges in der Room Conversation v. 14. 9. 1944, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 538: „In Berlin, da sind ganze Stadtviertel, die sind vollständig zerstört, da wohnt kein Schwanz mehr, höchstens da mal eine alte Frau noch, die sich von ihren Trümmern nicht trennen kann... Alles absolut tot."

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

S. Die sind viel zu gut erzogen, das[s] die so etwas machen.
K. Mann, hatt [sic] geglaubt, wir werden gleich erschossen wenn wir in Gefangenheit [sic] kommen.
S. Ich bin sicher dass es in Russland auch nicht so ausschaut wie es immer gesagt wurde.
K. Die haben das gleiche Ziel Hitler + Stalin – Das Russische Volk ist aber lang nicht so kulturel[l] wie wir. –
Switching to girls.
Out – Back –
S. Ein paar Franzosen habe ich umgelegt. – Ich musste, sonst hätten die mich –
Aber Amerikaner keine, da habe ich in die Luft geschossen. –
Complaining about the French patriotism. –
Also ein junges Mädchen hatt [sic] mich verraten.
1350 Sleeping –
1400 " "
Ordered to pack. –
1415 Leaving – Moved to A1
Idle Talk –
S. Die mu[e]ssen hier Apparate eingebaut haben
Quiet

Dokument 10

Hs. Denkschrift Gerhard Schilds aus Fort Hunt, o. D. (NARA, RG 165, Entry 179, Box 538):

Keine Frage wird heute in Deutschland so oft gestellt wie die: Was wollen die Alliierten mit Deutschland nach dem Sieg anfangen, was soll an die Stelle des Nationalsozialismus treten? Dass Deutschland den Krieg verlieren wird, bezweifelt seit 1 Jahr nur noch eine Minderheit. Nach Beendigung des Krieges wird Deutschland, wenn es nicht im politischen und wirtschaftlichen Chaos versinken soll, von den Alliierten verwaltet werden müssen. Ohne die positive Mitarbeit entscheidender Teile des deutschen Volkes selbst wird es jedoch auf die Dauer keinen wirklichen Frieden geben.

Der Schwerpunkt der Nazi-Propaganda liegt auf der Behauptung, dass Amerikas Kriegsziel nicht die Beseitigung des Nationalsozialismus, sondern die Vernichtung oder Versklavung aller Deutschen und die Zerstückelung Deutschlands sei. So sehr auch viele Deutsche der allgemeinen Nazi-Propaganda skeptisch gegenüberstehen, so wird doch diese Behauptung auch von vielen Nazi-Gegnern geglaubt, einerseits weil Amerika seine positiven Kriegsziele in Bezug auf das Nachkriegsdeutschland nur selten oder aber in widerspruchsvoller und unklarer Weise propagiert hat, andererseits weil es auch dem Nazi-Gegner fast unmöglich erscheint, dass sich die volle Vergeltung für die Verbrechen der Nazis nicht auch in gleicher Weise auf ihn erstrecken wird, weil er eine derartige Politik stillschweigend geduldet hat.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Die Zerstörung dieser negativen, künstlichen Solidarität muss das Hauptziel der amerikanischen Propaganda sein, denn sie ist die entscheidende Ursache für die angesichts der objektiv heute für die Nazis aussichtslosen Lage noch in Deutschland herrschende militärische und zivile Disziplin.
Irgend eine organisierte, weder politische noch kulturelle noch sonstige Opposition gibt es in Deutschland nicht. Es gibt jedoch eine Unzahl Menschen aller politischen und religiösen Bekenntnisse, insbesondere auch unter der Jugend, die sich nach Befreiung von allem Zwang und Druck unter dem das Nazi-System das ganze Leben hält, sehnen. Diesen Menschen, die sich ja heute weder kennen noch irgendwie untereinander verständigen können, müssen neben der Aufklärung über die Verbrechen der Nazis – die sie ja meist aus eigener Anschauung besser kennen – bestimmte, von möglichst allen oppositionellen, d.h. freiheitlich denkenden Menschen akzeptable, Ideen zur Reorganisierung Deutschlands vermittelt werden. Nur dann wird der [sic] Nazi-Opposition in Deutschland allmählich ein tatkräftiger Verbündeter der Demokratien werden, und nur so wird allen sich ganz zwangsläufig aus dem Zusammenbruch des Nazi-Systems ergebenden Tendenzen zu irgendeiner neuen Diktatur mit anderen Vorzeichen (z. B. Bolschewismus und ähnl.) von vornherein wirksam entgegengetreten werden.
Zusammenfassend möchte ich sagen: Amerika muss, selbstverständlich ohne heute bereits Detail-Fragen einer zukünftigen deutschen Verfassung zu formulieren, sein Hauptaugenmerk heute mehr und mehr auf die Herausstellung derjenigen Lebens-Prinzipien legen, für deren Verteidigung es in diesen Krieg gezogen ist und die allein auch Deutschland vor einem zukünftigen Rückfall in die politische und kulturelle Barbarei bewahren können. Je eher die Deutschen wieder politisch normal und reif zur Selbstverwaltung werden, desto eher werden die amerikanischen Soldaten wieder in ihre Heimat zurückkehren können.

Dokument 11

Room Conversation, 26. 9. 1944, 15.00–17.00 Uhr, Petri[104] *– Vinz, Monitored by: Koch, Room: A 8 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 557):*

1500 Pacing in room

V Bin in Paris geschnappt worden. Knows Ziellner [?]
Hopes he will meet him[.] Very impressed with his trip here. Says it is "Verhörlager". "Just as we have".

V Says it was ridiculous order to hold Paris.

P Was the same everywhere. In Italy we almost had to throw stones at bombers.

V Ich muss irgendwo einen Sinn sehen. Thinks situation hopeless. "Wir haben das bessere Los." Says people at home will have a hard winter
"Ich werde nervös, wenn ich das Schlagwort höre, mit starkem Herzen."

[104] Leutnant Willi Petri, geb. 21. 11. 1924 in Hannover, evangelisch, im Zivilberuf Student, zuletzt eingesetzt in der 106. Inf.Div. (14./IR 241) an der Ostfront, nach Lazarettaufenthalt desertiert und gefangen genommen am 8. 7. 1944 in Rom, ebenfalls eingestuft als „Anti-Nazi"; vgl. NARA, RG 165, Entry 179, Box 525.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

	Hopes it won't last much longer.
V	"Alles Blut, was jetzt fliesst ist vergeben[s]."
	Both impressed with amount of Am[erican] supplies.
	"Zu Hause sind Greise, Kinder u. Frauen." Thus there can be no internal break-up.
P	We have always been lied to.
V	Knows England from before war. His wife of English descent.
P	In Italy all officers Nazis. You couldn't talk to them.
1540	
P	Thinks H[itler] the man to let everything go to hell.
V	Tells of his capture in Paris.
1600	
P	" " " " " Italy
P	Glad he won't be in Ge[rmany] at end. "Es wird ein blutiges Ende!"
V	"Die Enttäuschung des Volkes wird sich Luft machen."
P	Thinks real Nazis will be kept in this country.
V	"Die dt. Demokratie scheiterte am Chauvinismus des Franzosen."
1630	Food brought in. P says he was never in HJ.
P	tells V he is an outright AN.
V	glad he is in with him.
1700	Idle talk. V again talks of his trip here.

Dokument 12

Room Conversation, 24. 9. 1944, 8.15–11.45 Uhr, Vinz – von Eckartsberg[105], *Monitored by: Pfc. Bade, Room: B 26 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 557):*

0815	Quiet
0840	Ps/W come back + idle talk, trying to figure out what kind of a camp this is.
0900	Idle talk.
	They discuss the Jewish question. E. believes anti-jewish sentiment will remain strong after the war even though they both deplore the way the jews were handled. They both maintain that jewish business in Germany was not in any way dishonest and contributed greatly to the welfare of the nation. They admit that the Jews were on a whole just smarter businessmen than the christian Germans and that it would have been better to use brain rather than brawn against them. The same applies to the liberal professions where the Jews were very prevalent and in all the leading positions. E. compares the German situation with England. The English used a lot of Jews in leading political positions (cites Disraeli) and says that these men contributed a great deal to the glory of the British Empire.
0930	Quiet – resting

[105] Hauptmann Manfred von Eckartsberg, geb. 19. 1. 1894, im Zivilberuf Kaufmann, zuletzt eingesetzt bei einer Rüstungsdienststelle in Paris, dort am 25. 8. 1944 gefangen genommen, politische Klassifizierung unbekannt; vgl. NARA, RG 165, Entry 179, Box 546.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

0935 Officer comes to see them. They complain that they were put on latrine duty this morning, officer says someone must have made a mistake. They also complain about being cooped up like criminals.
1000 Quiet – resting
1030 Quiet
1100 Quiet
1130 Eating – idle conversation

Dokument 13

Room Conversation, 24. 9. 1944, 11.50–17.00 Uhr, Vinz – von Eckartsberg, Monitored by: Carsten, Room: B 26 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 557):

1340 Officer in. After he left:
E Das kriegt man ja meistens zu hören: Wie die Leute in Deutschland behandelt werden.
Sleeping till 16:00
E Das Bedauerliche ist, dass wir den Krieg erklärt haben. Dafür müssen wir die Konsequenzen tragen.
V An Polen haben wir Krieg erklärt.
E An Amerika auch. Wussten Sie das nicht?
V Nein.
E Wir mussten das als Verbündeter von Japan.
V Die Achsenpolitik hat uns genug Unheil eingebracht. Denken Sie an Italien.
E Ja, Italien hätte als neutrale Macht eine viel grössere Rolle gespielt.

Dokument 14

Room Conversation, 30. 7. 1944, 12.00–17.00 Uhr, Dreher[106] *– Wilimzig, Monitored by: Duevell, Room: B 15 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 563):*

W. Wenn wir nur mehr Leute gehabt hätten.
D. Ja der Adolf mag ja einen ganz guten Sinn gehabt haben
W. Es kommt alles darauf an das[s] Deutschland nicht zusammenklappt. Wir müssen unsere militärische Selbstständigkeit behalten.
Die Russen wollen alles oder garnichts [sic]! Aber die Engländer und Amerikaner wollen auch Europa retten.
Die Alliierten haben den Faszismus [sic] in Spanien auch nicht beseitigen können. Die Amerikaner sehen jetzt auch ein das[s] es nicht so einfach ist um Deutschland zu besiegen [sic].
Ja, wir haben uns wieder mal zu Tode gesiegt.

[106] Gefreiter Johann Dreher, geb. 6. 1. 1924 in Obermangen/Schweiz, katholisch, Abitur, im Zivilberuf Kaufmann, zuletzt eingesetzt in der Panzerabteilung 508, gefangen genommen am 24. 5. 1944 bei Cisterna/Italien. Zu seiner politischen Orientierung verzeichnete der Vernehmungsbericht v. 2. 8. 1944: „P/W has been ‚converted' and because he now believes that he helps Germany by helping us he is completely cooperative and can be considered reliable." In: NARA, RG 165, Entry 179, Box 462.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

D. Der Krieg muss ja nun bald mal aufhören. In Frankreich hat der Amerikaner allerhand Schläge bekommen.

W. Wenn das wahr ist mit dem General Seydlitz in Russland, dann wäre es das einzigste [sic] was uns noch übrig bleibt.
Ein Staat der gross gehalten werden muss von 3 anderen Staaten, das ist immer schon ein wunder Punkt.
Es hiess doch mal das[s] v. Rundstedt von General v. Kluge ersetzt werden sollte, da hat man aber noch nichts von einem Attentat auf den Führer gehört, aber das muss doch damit etwas zu tun gehabt haben.

14.30 no conversation
15.00 " "
15.30 " "
16.00 " "
16.30 " "

D. Ja, also jetzt sind wir hier in der Quetschmühle.

W. Mir haben sie sogar meinen Füllfederhalter abgenommen, mein Notizbuch und meinen Kalender haben sie mir auch alles weg genommen.

Dokument 15

Room Conversation, 29. 7. 1944, 12.00–15.40 Uhr, Dreher – Wilimzig, Monitored by: Ficht, Room: B 15 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 563):

Ps.W. out for excercise – 1225
(IO in room – 1410)

(Ps.W. Whispering – inaudible –) after IO left –

W. Der hat recht, in Deutschl. ist nicht viel los unter so eine[r] Regierung.

D. Wenn D. den Krieg verliert, was dann.

W. Die Partei wird ausgerottet.

– (Guard gives them something to read.)
– Quiet (P.W. reading) – 1440

D. Wie können die verlangen dass wir an was anderes glauben. Wir können ja gar nicht anders glauben, hier wird uns so und dort so vorgepredigt – Wir sind ja zu oft schon betrogen worden. –

Ps.W. Trivial talk about politics – 1500
– Quiet – 1530

Dokument 16

Room Conversation, 28. 7. 1944, 7.30–11.00 Uhr, Dreher – Wilimzig, Monitored by: Duevell, Room: B 15 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 563):

OD enters; Ps/w ask for officer
Officer enters:

W. Sind wir hier Kriegsgefangene? W asks why neighbour next door was given a beating. Complains to officer. Claims he was awakened by cries + blows. Officer denies the story + tells Ps/W that it is none of their business.

–

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

W Die denken, dass wenn man es nicht sieht, dann kann man's auch nicht hören ... Ich hab es nie gedacht, dass die das hier in Amerika so machen ... ich hab's bestimmt nie gern gesehen wenn sie es mit den Juden in Deutschland machten... Was wollen sie denn einfach hier mit den Nazis ... die haben doch die Regierung anerkannt ... Das ist das deutsche Volk ... Nazischwein haben sie gerufen + solch ... können wir uns auch beschweren. Dann würden sie uns nur fragen: Was habt ihr denn mit den Juden gemacht + den Polen? ...

Dokument 17

Protokoll über die Vernehmung von Irmfried Wilimzig, 2. 8.1944 (NARA, RG 165, Entry 179, Box 563):

Report of Interrogation, 2 August 1944
Wilimzig, Irmfried I.O.: PfC Pins
Obergefreiter, Infantry

MORALE QUESTIONNAIRE[107]
Not monitored[108]

I. Outcome of the War
   1. P/W believes that the war will end in a compromise. He has held that believe since the beginning of the war. Germany has attempted too much for her strength. How soon the compromise will come in effect, P/W does not know, but he thinks that it will be 'quite some time' yet.
   2. He does not think that the invasion has been decisive. He believes that both, the Russian and the invasion fronts, will eventually be stabilized.

II. Attitude toward Hitler and Regime
   1. Hitler is a typical small town man. He is very simple and at one time probably possessed an inferiority complex which he has never really lost. [...] P/W does not like Hitler as a man. He is not the type to assume the leadership of a state. However he has brought Germany's home administration under a more efficient control. [...]
   4. He is neither a member of the Party nor did he belong to the Hitler Youth. He has no use for the type of people of which the party is made up and he

[107] Der „Morale Questionnaire" war ein standardisierter Fragebogen zur politischen Haltung, den die Vernehmungsoffiziere in Fort Hunt mit ausgewählten Gefangenen im Verhör durchgingen. In den Akten von Fort Hunt sind insgesamt fast 800 solcher Fragebögen enthalten, etwa 700 davon über deutsche Soldaten – eine der umfangreichsten Erhebungen unter gefangenen Wehrmachtsangehörigen, die überhaupt überliefert sind. Vgl. Rafael A. Zagovec, Gespräche mit der „Volksgemeinschaft". Die deutsche Kriegsgesellschaft im Spiegel westalliierter Frontverhöre, in: Jörg Echternkamp (Hrsg.), Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 9.2: Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung, München 2005, S. 289–381, hier S. 298 ff.

[108] Dies bedeutet, dass die Vernehmung nicht über Mikrophone überwacht bzw. nicht als Tonaufzeichnung mitgeschnitten wurde.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

does not approve of the Party program. His unsympathetic attitude toward the regime was the reason why up until war-outbreak he spent most of his time abroad in England, France etc. However he felt it his duty to return to Germany when war broke out. He says that it would been the easy way out for him to let himself be interned in England but that he nevertheless felt an obligation. He asserted that many of his artist friends are now in the United States amongst them Max Reinhardt under whom he had studied.

5. P/W says that he and most of the people of his social strata have tried to understand National Socialism, but that they are all definitely opposed to it. But, no matter how horrible or despicable, he has always tried to understand National Socialism. He does not think that the harshness and brutality of the regime stem necessarily form [sic] National Socialism, but that they are a necessary evil of every revolution. He believes that once National Socialism "had secured itself in Germany", the regime would have been less severe.

[...]

IV. Soldier Morale

1. Though most of the soldiers are tired of war, the tiredness does not affect their fighting abilities or morale when they go into actual combat.
2. Yes, most of them do[109].
3. Yes, they are very good[110].
4. Supplies were abundant. However, P/W had heard that at one time there existed a considerable ammunition shortage in Italy due to air attacks on the Brenner pass.
5. Yes[111].
6. P/W has only praise for his officers and non-coms. The only criticism being that some of the officers were very young[112].

V. Unconditional Surrender [...]

3. He believes that the Vergeltung has arrived with the robot bombs and that more secret weapons are in store for the Allies. However he knows nothing specifically about them.

[...]

X. Fighting Qualities

1. a. The Germans are the most daring soldiers
   b. He has heard that the American infantry is not supposed to be too good.

[109] Die Frage lautete, ob die Soldaten noch an den Sieg glaubten.
[110] Die Frage lautete, ob die Dienstbedingungen in der Wehrmacht gut seien.
[111] Die Frage lautete, ob die Behandlung durch die Vorgesetzten gut gewesen sei.
[112] Diese Aussage bestätigte Wilimzig auch in einem Gespräch, als sein Mitgefangener die Unteroffiziere in seiner Einheit als „ganz gemeine Hunde" bezeichnete: „Wir hatten ganz feine Uffz. [...] Wir hatten sehr nette Vorgesetzte." Room Conversation Dreher – Wilimzig v. 28. 7. 1944, 17.15–19.40, in: NARA, RG 165, Entry 179, Box 462.

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

c. The British are very tough.
d. The Russians are very much like the German soldiers, almost as daring

2. Americans rely on masses of material and especially on artillery. They always lay down an artillery barrage to destroy everything and then the infantry advances slowly.

Institut für Zeitgeschichte
München-Berlin
Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte